Geschichte

der

Gemeinde Wiesenbrunn

und

des Bauers

Georg Fromholz.

Die durch ein lehrreiches Beispiel beantwortete Frage:

Wie kann eine Bauerngemeinde durch Vervollkommnung ihres Ackerbaues, ihrer Hauswirthschaft, ihrer Schule, ihrer Armenpflege und ihrer übrigen Gemeindeanstalten wohlhabend, reich und in jeder Hinsicht glücklich werden

von

Heinrich Freiherrn von Pechmann,
königlich bayerischem geheimem Oberbaurath, Comthur des Civilverdienstordens vom hl. Michael, Ritter des Militärverdienst- Max Joseph-Ordens und des Ludwigordens.

Zweiter Theil.

München, 1857.
In Commission der Joh. Palm'schen Hofbuchhandlung.

Druck von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

Vorrede.

Unvorhergesehene Umstände haben die Herausgabe des zweiten Theiles meiner Geschichte der Gemeinde Wiesenbrunn längere Zeit verzögert. Sie liegt nun vollständig vor den Augen meiner Leser, und ich darf kaum zweifeln, daß sie den Direktoren der königlichen Staatsgüter und Landwirthschafts-schulen, der Doktoren Veit und Helferich beistimmen werden. Beide Beurtheiler dieses Werkes stimmen darin überein, theils, daß es alle bis jetzt erschienenen populären Schriften über Landwirthschaft übertrifft, theils, daß sie die besten Rathschläge bis hinauf zu den wichtigsten häuslichen, gemeindlichen und landwirthschaftlichen Anordnungen alles Neue und Gediegene enthält, was in andern als renomirt bekannten Schriften dieser Art theilweise zerstreut ist. Es wird in diesen Urtheilen das Verfahren der Gemeinde Wiesenbrunn hervorgehoben, wie und durch welche Mittel sie zu den ihr Gesammtwohl befördernden Einrichtungen, die in diesem Buche umständlich dargestellt sind, gelangt ist; daß dieses Buch eben darum in jeder Gemeinde angeschafft werden soll, und daß es überhaupt zu wünschen ist, daß es eine vielseitige Verbreitung finde. Nach diesen so günstigen Urtheilen von Männern, die schon ihrer amtlichen Stellung zu Folge unbeschränktes Vertrauen verdienen, wird man es kaum als die Wirkung blosser Eitelkeit oder einer überspannten Eigenliebe ansehen, wenn ich den Wunsch äußere, daß die königlichen Kreisregierungen, die Landgerichte und die Pfarrer und Seelsorger, zur Verbreitung dieses Buches unter den Gemeinden und in den Schulen auffordern und ermuntern, und daß überhaupt jeder, dem das Wohl des Landmanns am Herzen liegt, sie nach Möglichkeit befördern und erleichtern möge.

Noch muß ich eines Zweckes erwähnen, dessen Erreichung ich durch meine Dorfgeschichte zu fördern gesucht habe. Es wurde in Bayern während mehrerer Jahre durch eigennützige Spekulanten und auf manche andere Weise eine übermäßige

Zersplitterung des Grundeigenthums bewirkt, die nur dann hätte unschädlich bleiben können, wenn mit dieser zugleich eine Vervollkommnung der Landwirthschaft stattgefunden und das Fortkommen von Bauernfamilien auf so beschränkter Grundfläche, als vielen derselben zu Theil wurde, möglich gemacht hätte. Die Regierung hat diesem verderblichen Verfahren längst Einhalt gethan. Dadurch konnte wohl dem ferneren Fortschreiten des Uebels vorgebeugt, aber das bereits entstandene nicht wieder entfernt werden. Außer der allerdings möglichen, aber vielen Schwierigkeiten unterliegenden und viele Zeit erfordernden Vereinigung zu kleiner Güter in größere gibt es, wie ich überzeugt zu sein glaube, nur noch ein Mittel. Dieses ist, die Besitzer dieser jetzt noch zu kleinen Güter zu lehren, wie auch auf diesen ein befriedigender Lebensunterhalt gewonnen werden könne. Ueber die Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, gestattet die mehrmals von mir angeführte belgische Landwirthschaft keinen Zweifel, und daß es auch bei uns erreicht werden könne, habe ich durch das Beispiel der kleinen Wirthschaften in Wiesenbrunn und insbesondere durch die Wirthschaft des Taglöhners Gruber zu zeigen gesucht. Daß dieses Beispiel in jedem mit nur einigermassen fruchtbaren Boden gesegnetem Lande mit Erfolg nachgeahmt werden kann, wird wohl jeder verständige Landwirth zugestehen. Möge es in unserm Vaterlande von nützlicher Wirkung sein, und es wird es sein, wenn erfahrne Landwirthe, die Gelegenheit haben, die Verfahrung desselben in ihrer Nähe zu förden, die armen dort darbenden Grundbesitzer zu belehren sich bestreben werden. Dieses wird eines der wirksamsten Mittel sein, die schädlichen Wirkungen der zu weit getriebenen Theilung des Grundeigenthums allmälig zu tilgen. Möge ich den Wunsch, daß es geschehe, nicht vergeblich geäußert haben!

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Verwalter Müller erklärt den Bauern in Wiesenbrunn den Nutzen und die rechte Behandlung des Düngers.

An diesem allmähligen Fortschreiten zu immer fleißigerm Sammeln des Mistes und zu immer vollkommnerer Behandlung und Benützung desselben hatte Verwalter Müller wesentlichen Antheil, theils indem er den Bauern in Wiesenbrunn bei jeder Gelegenheit Unterricht und Belehrung darüber ertheilte, theils indem er ihnen auf dem Maierhofe des Grafen zeigte, wie man damit umgehen müsse, und was man damit bewirken könne, obwohl ihm in letzterer Hinsicht Fromholz wenig zu thun übrig gelassen hatte. Noch immer fanden die Zusammenkünfte des Wirthschaftsvereins statt, und hier war es vorzüglich, wo alles, was den Dünger betrifft, sorgfältiger erörtert wurde, und wo Müller am meisten Gelegenheit fand, seine Zuhörer zu unterrichten und zu belehren. Wir wollen das Wichtigste und Wesentlichste von dem, was hier verhandelt wurde, erzählen.

Es ist doch ein großer Unterschied, sagte einst der alte Schulz, zwischen Dünger und Dünger, und er wirkt auf gar verschiedene Art. Es ist was ganz anders um den Mist, den ich aus meinem Stalle auf den Acker bringe, und um den Gips, den ich auf meinen Klee streue.

Ganz gewiß, sagte Müller. Man soll aber nicht alles, was man auf unsere Felder und Wiesen bringt, um ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, Dünger nennen. Diese Benennung gebührt eigentlich nur jenen Dingen, welche selbst nahrhafte Theile für die Gewächse enthalten, deren Wuchs wir dadurch befördern wollen. Es gibt aber auch andere Dinge, welche nur wenig oder auch nicht das geringste Nahrhafte für die Pflanzen enthalten, aber dennoch ihren Wuchs kräftig befördern, aber nur dadurch, daß sie das Nahrhafte, das für sie im Boden liegt, oder diesem zu gleicher Zeit mitgetheilt wird, auflösen, oder, wenn ich so sagen darf, für die Pflanzen genießbarer machen. Dieses kann man eigentlich keinen Dünger nennen. Ein Mittel dieser Art ist vor allem der Kalk, vorzüglich der gebrannte Kalk. Es gibt

auch noch andere Mittel dieser Art, welche in den Pflanzen nur die Kraft vermehren, die Nahrung aus dem Boden und vorzüglich aus der Luft an sich zu ziehen. Das wirksamste Mittel dieser Art ist der Gips. Man kann dieses schon aus dem Umstande schließen, daß er auf die bloße Erde gestreuet, ohne große Wirkung bleibt, und daß er diese am kräftigsten äußert, wenn er auf die Blätter der Pflanzen gestreuet wird. Daher ist es auch am vortheilhaftesten, ihn am Abend, wenn der Thau fällt, oder vor und bei Regen oder bald nach demselben auszustreuen, wenn die Blätter feucht oder naß sind, oder es bald werden, damit er daran kleben bleibe, und nicht vom Winde wieder weggeführt werde, ehe er Wirkung machen kann. Diese zwei Mittel, die Fruchtbarkeit unserer Felder zu vermehren, können also nicht immer zu den eigentlichen Dungmitteln gezählt werden, am wenigsten der Kalk, denn dieser kann, wenn man ihn zur unrechten Zeit oder am unrechten Orte anwendet, sogar schädlich werden, und ein Feld unfruchtbar machen. Doch muß ich bemerken, daß der Kalk, und folglich auch der Gips, der mit Schwefelsäure verbundener Kalk ist, ein Bestandtheil vieler Pflanzen ist, und daß er in dieser Hinsicht, obwohl immer nur ein sehr geringer Theil desselben, auch als Dünger angesehen werden kann.

Weismann: Daß der Kalk auch schädlich werden kann, habe ich vor zwei Jahren selbst erfahren. Ich hatte das Jahr vorher, weil ich auf einem Acker des Maierhofes eine sehr gute Wirkung des Kalkes wahrgenommen hatte, einen meiner Aecker stark damit gedüngt, und davon eine gute Ernte nach Hause gebracht. Ich düngte ihn das nächste Jahr wieder mit Kalk, und erhielt eine Ernte, die kaum das Heimbringen werth war.

Müller: Natürlich, der Kalk hatte das Nahrhafte, das im Boden war, das erste Jahr aufgelöset, und dadurch eine gute Ernte hervorgebracht. Im zweiten Jahre fand er nichts mehr aufzulösen, und es mußte eine schlechte Ernte geben.

Kalk auf Boden angewendet, in dem keine Kraft steckt, oder welchem man nicht durch eigentlichen Dünger neue Kraft gibt, kann nur schädlich werden. Wenn ich einem Menschen Arznei gebe, welche den Appetit und die Verdauung befördert, gebe ihm aber dabei nichts zu essen, so wird er durch diese Arznei um so früher Hungers sterben. Noch eine andere Vorsicht ist bei Anwendung des Kalkes nöthig. Er wirkt wenig oder gar nicht auf kalkhaltigem Boden, wenn dieser auch nicht arm ist, er kann auf demselben sogar schädlich werden. Am nütz-

lichsten ist er auf schwerem Lehmboden, auf diesen muß er aber in ziemlicher Menge gebracht werden, denn eine nur mittelmäßige Kalkdüngung bleibt auf demselben ohne Wirkung.

Etwas ganz anderes ist es mit dem Gips. Dieser scheint, indem er auf die Blätter der Pflanzen gestreuet wird, die Kraft derselben, Nahrung aus der Luft an sich zu ziehen, zu erhöhen, und der Vorrath, den sie dort finden, kann nicht erschöpft werden. Indem sie durch den Gips einen schnelleren und kräftigeren Wuchs erlangen, und größere und stärkere Wurzeln treiben, welche, wenn der Acker gepflügt ist, in Fäulniß übergehen, und dadurch zum eigentlichen Dünger werden, wird der Gips zum Bereicherungsmittel des Ackers, denn durch den Reiz, durch den er die Pflanze zum stärkern Wuchse treibt, hat diese viel mehr Nahrung aus der Luft, als aus dem Boden an sich gezogen, und aus diesem nicht so viel erhalten, als sie ihm jetzt durch die faulenden Wurzeln gibt. Dieses ist vor allem mit dem Klee der Fall, auf welchen der Gips vorzüglich kräftig wirkt. Die Entdeckung der Wirksamkeit des Gipses auf viele, besonders die Futterpflanzen, ist daher ein wichtiger Fortschritt für den Ackerbau, und er kann daher allen Landwirthen nie genug empfohlen werden. Uebrigens ist die Art, wie der Gips auf die Pflanzen wirkt, noch nicht vollkommen erforscht, und wir müssen dieses noch von den Naturforschern erwarten.

Tull: Der Herr Graf hat uns durch die Errichtung seiner Gipsmühle gewiß eine große Wohlthat erwiesen, weil wir seitdem den Gips immer im Ueberflusse, wohlfeil und in der Nähe erhalten können.

Ich bemerke hier, daß Graf von Ranfels schon vor zwei Jahren eine Gipsmühle hatte erbauen lassen, nachdem in seiner Nähe guter Gips gefunden worden war. Doch erhielt diese Gipsmühle nicht die Einrichtung der gewöhnlichen Gipsmühlen des Landes. In diesen wird der Gips gewöhnlich mit Stampfen in Staub verwandelt. Allein diese Mühlen können nur wenig Gipsmehl liefern, und sind überdieß mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß sich bei anhaltendem feuchtem Wetter der Gips gerne unter dem Stampfen zusammenballt, und dann mit der Arbeit inne gehalten werden muß. Die neue Gipsmühle des Grafen wurde wie eine Mahlmühle eingerichtet, in welcher der Gips zwischen zwei Steinen, wie das Getreide, zermalmt wird. Bei dieser Einrichtung kann mit der nämlichen Wasserkraft und in der nämlichen Zeit ungefähr zehnmal so viel Gips, als mit Stampfen und zwar viel feiner gemahlen werden, und das Zusammenballen des Gipses nie stattfinden.

Ich habe den Nutzen des Gipses, fuhr Tull fort, nicht allein in der größern Menge des Klees, sondern auch in der bessern Ernte, die mir in der Kleestoppel heranwächst, wahrgenommen. Ueberdieß hat sich seitdem meine Feldwirthschaft noch dadurch verbessert, daß ich an diesem Felde nicht nur an Dünger erspare, sondern daß ich durch die Vermehrung an Futter, die mir die jetzt reichere Kleeernte verschafft, auch noch an Dünger gewinne.

Müller: Auf ähnliche Weise scheint der gebrannte Lehm zu wirken, den Ring zuerst im Kleinen und dann Weismann mehr im Großen angewendet hat. Er enthält wenig eigentlich fruchtbare Theile. Aber durch das Feuer, scheint es, erhält er aus der Luft, die das Feuer nährt, einen Bestandtheil, welcher eben so, wie der Gips, die Pflanzen, welche damit in Berührung kommen, fähiger macht, nährende Theile aus der Erde anzuziehen, obwohl dieser Lehm aus dem verbrennenden Holz oder Torf manche wirklich nährende Bestandtheile aufgenommen haben mag. Dieses scheint auch mit dem Lehm der Fall, der lange Zeit der Luft ausgesetzet war, wie der in der Lehmmauer, die Weismann um seinen Hof errichtet, und sie, wenn sie zwei oder drei Jahre gestanden hat, auf seine Felder führt.

Tull: Ich habe auch nie daran gezweifelt, daß diese Dinge ganz vortreffliche Mittel sind, um an dem eigentlichen Dünger zu sparen, und ihn dann in um so größerer Menge auf die übrigen Felder führen zu können. Die Menge und Güte desselben bleibt aber wohl in jeder Wirthschaft die Hauptsache. Daher nur so viel Vieh, wie möglich, und dieses gut gefüttert, und den Mist desselben recht sorgfältig behandelt. Seit er mir immer recht gleichförmig fault und durch und durch vollkommen speckig wird, bringt er auf meinen Aeckern immer um wenigstens die Hälfte mehr Nutzen, als vorher, und ich reiche jetzt mit zwei Fuhren so weit, als vorher mit dreien.

Müller: Das gleichförmige Faulen des Mistes, und daß er nicht zu lange faule und zur rechten Zeit auf den Acker komme, ist ein Umstand, auf den man nie genug Sorgfalt verwenden kann. Es kommt hier viel darauf an, daß man den Grad der Fäulniß, bei welchem der Mist am besten ist, kennen und unterscheiden lerne. Im Anfange erwärmt sich der Mist. Dieses ist vorzüglich bei dem Pferdemist bemerkbar. Man kann annehmen, daß so lange diese Erwärmung dauert, der Mist im ersten Grade der Fäulniß begriffen ist. Der zweite Grad derselben tritt ein, wenn die Wärme abnimmt. Das Stroh, das

im Miste ist, wird dann zerbrechlich und zerfällt. Der Mist wird speckig, wie es der Landmann nennt. Jetzt ist der Dünger am besten, und man soll ihn, wenn möglich, immer in diesem Zustande verwenden. Glücklicher Weise dauert dieser Zustand lange genug, um nicht leicht der Gefahr ausgesetzt zu werden, ihn versäumen zu müssen. Wenn er vorüber ist, nimmt die Menge des Düngers immer mehr ab, und dieser verwandelt sich allmählig in schwarze Dammerde. Man kann diesen Zustand des Mistes als den dritten und letzten Grad der Fäulniß ansehen, den man nie erwarten, sondern dem man immer mit der Verwendung des Düngers zuvorkommen soll. Denn wenn der Mist dadurch auch nicht an Güte verliert, so verliert er doch an Menge.

Tull: Wo kommt aber der Mist, der beim Faulen verschwindet, hin, oder was wird aus ihm?

Müller: Er verwandelt sich in Luft, und verfliegt als solche. Um dieses vollkommen einzusehen, muß man mit der Naturlehre bekannt sein. Uns muß es einstweilen genügen, zu wissen, daß es so ist. Der größte Theil dieser Luft besteht aus einer Luftart, die man kohlensaure Luft nennt. Diese bildet sich bei jeder Fäulniß, folglich auch bei jener des Mistes. Der Verlust, der durch das Entweichen derselben entstehet, kann durch Erde vermindert werden, die man mit dem Miste vermengt. Die fruchtbaren Theile, welche sich als Luft verflüchtigen, verbinden sich zum Theil mit der in dieser Erde enthaltenen Feuchtigkeit und mit ihr selbst, und werden auf diese Weise erhalten. Daher ist es auch sehr nützlich, den Düngerhaufen, den man liegen läßt, bis er reif ist, mit Erde zu bedecken. Diese Erde wird dadurch selbst in Dünger verwandelt, und zwar größtentheils durch die Aufnahme von solchen Theilen des unten liegenden Mistes, die ohne sie in die Luft verflogen sein würden.

In einigen Gegenden, wo es an Stroh zum Einstreuen, und an anderer Streu, die das Stroh ersetzen könnte, mangelt, bedient man sich dazu des Sandes. Freilich eine ziemlich mittelmäßige Streu, die den Dünger wenig besser macht. Doch kann der Sand in so ferne einigen Nutzen bringen, daß er dienen kann, die flüchtigen Theile des Düngers zum Theile aufzunehmen, und zurückzuhalten, wenn auch weniger, als Erde. Wenn dieser mit Sand vermengte Dünger auf schweren lehmigen Boden gebracht wird, kann er am meisten dadurch nützlich werden, daß er ihn nach und nach leichter und lockerer macht. Doch will man hie und da bemerkt haben, daß Sand für sich allein düngt,

und dieses kann mit dem Sande manches Flusses oder Baches, vorzüglich unterhalb von Städten, wo vieler Unrath in den Fluß kommt, oder wenn der Sand lange in freier Luft gelegen hat, wohl möglich sein. Doch würde er auch dann auf leichtem Boden mehr schaden als nützen. Nur auf schwerem Boden kann er nützlich werden.

Ich kenne einen Landwirth, der seine Viehstände mit Erde bedeckt und nur wenig Stroh darauf legt. Er hält die auf diese Weise angewendete Erde für das beste Mittel, alle Auswürfe der Thiere vollständig zu sammeln, und um einen vorzüglichen Dünger zu erhalten. Einer meiner Freunde, der ein trefflicher Landwirth ist, streuet seinem Vieh weder Stroh noch Erde unter, und läßt es auf den bloßen Brettern, womit seine Viehstände belegt sind, liegen. Dafür legt er Erde in die Rinnen hinter denselben, die den Harn aufnehmen, und in welche aller Koth des Viehes gezogen wird. Dieser halb aus Erde bestehende Mist wird zweimal in der Woche aus dem Stall auf die Dungstätte gebracht. Auch über diese wird von Zeit zu Zeit Erde ausgebreitet, und mit der übrigen aus dem Stalle kommenden Flüssigkeit begossen. Er erhält dadurch einen vortrefflichen Dünger, und erspart alles Streustroh, das er zum Futter verwendet. Er behauptet, es gebe besseren Mist, wenn es durch den Leib der Thiere gehet, als wenn es als Streu gebraucht zu Mist wird, und darin hat er wohl unstreitig Recht. Beide Verfahrungsweisen verdienen nachgeahmt zu werden, vorzüglich die letztere, wenn man Ursache hat, am Stroh zu sparen.

Roller: Ehe ich meinen Misthaufen recht zu pflegen wußte, hatte ich selten gleichförmig durchgefaulten Mist, und das zwar vorzüglich deßhalb, weil er an der Stelle, wo der Pferdemist, und an der, wo der Rindviehmist hingeworfen wurde, nie zugleich gehörig reif wurde. Das kam erst, als ich diese zwei Arten von Mist gleichförmig übereinander ausbreitete, und meinen Misthaufen von Zeit zu Zeit mit Jauche begoß.

Müller: In großen Wirthschaften ist es daher immer vortheilhafter, eine eigene Miststätte für den Pferdemist, und eine eigene für den Mist der übrigen Hausthiere zu haben. In kleinern Wirthschaften, in welchen man nicht zwei abgesonderte Miststätten haben kann, soll man beide Mistarten bei jedem Ausmisten des Stalles gleichförmig übereinander ausbreiten. Auch der Umstand, daß in einem kleinen Misthaufen die Gährung und Fäulniß des Mistes weniger gleichförmig vor sich gehet, und dieser darum weniger gut wird, als in

einem größern, macht es zweckmäßiger, in solchen Wirthschaften allen Dünger auf einen Haufen unter einander zu mengen, um zwei kleine zu vermeiden und dafür nur einen einzigen möglich großen zu erhalten. Ueberdieß macht die Abwechslung von Wärme und Kälte auf einen großen Misthaufen eine weniger störende Wirkung, als auf einen kleinen. Diesen Einfluß soll man immer so viel wie möglich zu vermindern suchen. Große Sonnenhitze ist dem Mist nachtheilig. Man findet daher oft Miststätten, die mit schattigen Bäumen umpflanzt sind, um sie vor zu heißem Sonnenschein zu schützen, ein Mittel, das sehr empfehlenswerth ist. Besser ist es, wenn man die Miststätte mit einem leichten Stroh- oder Rohrdache bedeckt, wie es auf dem Maierhofe des Grafen geschehen ist. Der Mist wird dadurch nicht nur vor großer Sonnenhitze, sondern auch vor zu vielem Regen bewahrt. Man soll auch Graben um die Mistgrube herumführen, um das Regenwasser davon abzuleiten, und zu verhüten, daß es hineinfließe. Doch bleibt ein gewisser Grad von Feuchtigkeit für den Mist nothwendig. Daher soll man ihn von Zeit zu Zeit mit Mistwasser begießen, damit er aber unten nicht zu viele Feuchtigkeit behalte oder dort so naß bleibe, daß er am Faulen gehindert werde, muß die Miststätte so eingerichtet sein, daß die überflüssige Feuchtigkeit immer wieder in den Jauchenbehälter abfließen kann. Man findet Miststätten, in welchen der Mist auf einer Art von Rost von neben einander liegenden starken Stangen liegt, durch welchen die überflüssige Feuchtigkeit abtröpfelt und unten sich sammelt, oder besser in einen eigenen Behälter abfließt, eine allerdings nützliche Einrichtung, die aber durch eine abhängige Lage des gepflasterten Bodens der Miststätte entbehrlich wird.

Tull: Nach allem, was Sie uns da so schön erklärt haben, kann man wohl kaum bezweifeln, daß die Miststätten, wie sie mein Schwager Fromholz und ich eingerichtet haben, nämlich die im Stalle, aus welchem der Mist erst nach längerer Zeit auf die äußere Miststätte gebracht wird, die besten sind, denn diesen kann weder Hitze noch Kälte schaden.

Müller: Ganz gewiß, denn da sie Winter und Sommer hindurch die immer gleiche Wärme des Stalles haben, so gährt und fault der Mist in demselben am gleichförmigsten und verliert am wenigsten.

Georg: Wir beide haben auch durchaus gefunden, daß der Mist, der längere Zeit im Stalle bleibt, viel besser ist, als der, welcher aus einer im Freien liegenden unbedeckten Miststätte kommt, mag diese übrigens auch noch so gut eingerichtet sein.

Müller: Das kann man schon mit Grund vermuthen, wenn man auch nicht Gelegenheit gehabt hat, es zu beobachten. Nur Schade, daß es meistentheils schwer, wenn nicht unmöglich ist, einen schon bestehenden Stall dafür einzurichten, und daß ein dafür neu gebauter Stall einen größern Raum einnimmt, als ein gewöhnlicher, folglich viel theurer wird, obwohl dieser größere Aufwand wieder reichlich durch den Nutzen ersetzt wird, den diese Einrichtung hervorbringt.

Weismann: Daß der Mist in diesen Ställen viel besser werden muß, daran kann man wohl nicht zweifeln, auch habe ich es längst in der Wirthschaft meines Schwagers bemerkt. Aber doch hat sich in mir schon manchmal eine Bedenklichkeit dagegen geregt. Kann so eine Miststätte im Stalle, in der doch der Mist beständig gährt und fault, nicht in der Länge der Gesundheit des Viehes schädlich werden, besonders wenn es niemals auf die Weide kommt und immer im Stalle bleibt?

Georg: Auf diese Frage kann am besten die Erfahrung antworten. In den Niederlanden hat man seit undenklichen Zeiten die Miststätten im Stalle, und man hat davon nie eine nachtheilige Wirkung für das Vieh wahrgenommen. Gewiß würden sie auch dort, wo man doch so viel auf guten und schönen Viehstand hält, nicht so lange im Stalle geblieben sein, wenn man sie schädlich gefunden hätte. Auch weder ich noch mein Schwager Tull haben das mindeste Nachtheilige daran wahrgenommen, obwohl wir schon mehrere Jahre lang diese Einrichtung in unsern Ställen haben.

Müller: Die Erfahrung ist bei Zweifeln dieser Art immer der beste Schiedsrichter, und dieser Richter spricht durchaus nicht gegen die Bereitung des Düngers im Stalle, aber sehr vieles dafür. Fromholz hat unstreitig ein großes Verdienst um unsere Gegend, daß er in derselben diese vortreffliche Behandlung des Düngers durch sein Beispiel bekannt gemacht und gelehrt hat. Nicht weniger Dank verdient der Müller Pfuhl für die Schweizergülle, deren Bereitung Fromholz so glücklich mit der Bereitung des Brabanterdüngers verbunden hat. Diese beiden Weisen miteinander verbunden sind meiner Meinung nach das Vollkommenste, was man für diesen Zweck erdenken kann. Die Schweizergülle hat übrigens ganz ungemeine Vorzüge, und ich glaube, daß jetzt eben die beste Gelegenheit ist, euch darauf aufmerksam zu machen.

Ganz unstreitig richtig ist es, daß man mit dem Miste von der nämlichen Zahl von Viehstücken ungleich weiter reicht, wenn er auf diese, als wenn er auf eine andere Weise behandelt wird, denn der

feste Mist, den man dabei gewinnt, verliert dadurch nicht merklich an Güte sowohl, als an Menge, und der größte Theil der Gülle bleibt als reiner Gewinn an Dünger übrig. Außerdem ist es gewiß ein großer Vortheil, wenn man nicht allein festen, sondern auch flüssigen Dünger hat, denn der letzte ist in gar vielen Fällen dem ersten vorzuziehen. Auf Klee und auf Wiesen wirkt der flüssige Dünger ungleich schneller und besser, als der feste, und schon das viele Wasser, das darin enthalten ist, wirkt hier nützlich, denn das Grundstück wird zugleich damit begossen. Man könnte wohl einwenden, daß dieses auch der Fall ist, wenn man mit Mistjauche und Wasser gießt, aber die Erfahrung hat bisher hinlänglich gezeigt, daß die Wirkung der Jauche nur ein Jahr lang, die der Gülle aber zwei bis drei Jahre lang dauert. Nichts ist außerdem wirksamer, um kranken Saaten schnell aufzuhelfen, als die Gülle. Das Einzige, was man ihr vorwerfen könnte, ist, daß wegen des vielen darin enthaltenen Wassers eine viel größere Last auf die Felder geführt werden muß, und daß sie daher für Wirthschaften, die viele entlegene Grundstücke haben, weniger zu empfehlen ist. Das kann aber für die meisten Bauern in Wiesenbrunn kein erhebliches Hinderniß mehr sein, sie anzuwenden, weil sie nun alle ihre Felder nahe um ihre Höfe herumliegen haben, und sie können darin eine neue Ursache finden, sich darüber zu freuen, daß sie ihre Grundstücke durch Austausch zusammengelegt haben.

Am folgenden Sonntage kam Müller nach Wiesenbrunn, weil an diesem Tage der Wirthschaftsverein sich wieder versammelte. Als er in das Dorf gekommen war, gesellten sich mehrere Bauern zu ihm. Seht einmal, sagte Müller, als sie die Mitte des Dorfes erreicht hatten, wie schön und reinlich das Dorf jetzt ist. Vor einigen Jahren war es nicht so, da sah man noch manche Koth- und Mistlache, und in allen Winkeln Unrath. Jetzt ist es überall so reinlich, als ob man das Dorf wenigstens jede Woche mit dem Besen kehrte, ohne daß Jemand an das Kehren und Reinigen erinnert. Jetzt wissen aber auch, sagte der alte Schulz, der eben mit Georg herbeigekommen war, die Bauern in Wiesenbrunn den Unrath besser zu schätzen, als ehemals. Vorher lief noch aus allen Höfen das Mistwasser, jetzt aber bleibt es in der Miststätte, und wird zur Verbesserung des Düngers verwendet, und aller Unrath im Hause, den man sonst hie und da auf die Straße warf, wird jetzt auf den Mist geworfen. Wenn ein Stück Vieh etwas auf die Straße fallen läßt, wird es gleich, so wie alle andern Un-

reinigkeiten sorgfältig zusammengelesen und eben dahin gebracht. Niemand ist hierin fleißiger, als das Weib des Taglöhners Gruber; doch bekommt sie immer mehr Nebenbuhlerinnen.

Georg: Das ist es eben, was die Dörfer und Städte in den Niederlanden so reinlich erhält. Kein Unrath irgend einer Art bleibt dort über einen halben Tag lang liegen. Er findet gleich seinen Liebhaber, wenn dieser auch nicht eine Hand breit Land hat. Er legt es irgendwo zusammen, und findet immer leicht einen Käufer dafür. Daher ist dort in allen Städten und Märkten, ohne daß die Obrigkeit im geringsten sich darum kümmert, oder einen Heller dafür ausgiebt, ungleich mehr Reinlichkeit auf den Straßen, als die Polizei in den Ländern, in welchen man den Werth des Düngers weniger zu schätzen weiß, mit allen Befehlen und nicht unbedeutenden Ausgaben zuwegebringen kann.

Müller: In andern Ländern, und wohl auch im unsrigen, findet man nicht selten Dörfer, in welchen auch bei dem anhaltendsten heißen Wetter Koth- und Mistlachen nie austrocknen. In solchen Dörfern verschwindet aber auch das Fieber nur selten, und man bemerkt dort manchmal die natürliche Strafe dieser Unreinlichkeit in dem ungesunden Aussehen der Einwohner.

Schulz: Daß es in unserm Dorfe jetzt immer so reinlich aussieht, haben wir vor allen andern unserm guten Fromholz und dem Herrn Verwalter zu danken. Auch in den benachbarten Dörfern ist schon die zunehmende Reinlichkeit bemerklich, welche dort die größere Werthschätzung des Düngers, die man von uns gelernt hat, hervorbringt.

Sie waren unter diesem Gespräche in das Pfarrhaus gekommen, wo sich auch der Schullehrer mit noch mehreren Bauern einfand. Es waren nun viele fleißige Hausväter von Wiesenbrunn versammelt. Das Gespräch kam nun wieder auf den Dünger. Ihr habt von Fromholz, sagte Müller, schon manches als Dünger benutzen gelernt, was man früher nicht als brauchbar dafür hielt, oder wenigstens nicht achtete. Wir haben gesehen, daß er Gerberlohe, faule Sägespäne und faules Holz, wollene Tuchlappen, Lederschnitzel und alte Schuhe, Abfälle des Gerbers, Blut, Hornspäne, Ochsenklauen, Kaminruß und dergleichen Dinge in vortrefflichen Dünger zu verwandeln wußte, und ihr habt von ihm gelernt, alle diese Dinge zu sammeln oder aus der Stadt zu holen, wo man sie großentheils unbenützt läßt, oder in den vorbeifließenden Fluß wirft. Auch habt ihr vom Müller Pfuhl gelernt, welchen vortrefflichen Dünger sogar die harten Knochen geben können.

Befolgt ja immer die für jeden Landwirth so äußerst wichtige Regel, ja nicht das Geringste verloren gehen zu lassen, was auf irgend eine Weise als Dünger gebraucht, oder darein verwandelt werden kann, nicht einmal das tägliche Spülwasser aus der Küche, und das Wasser, worin eure Wäsche gewaschen wird, denn dieses düngt nicht allein durch die darin enthaltene Unreinigkeit der Wäsche, sondern auch durch die Lauge und Seife. Gießt es auf den Misthaufen, oder noch besser in die Grube, in der sich das Mistwasser sammelt. In China, einem großen Reiche in Asien, in welchem schon seit vielen Jahrhunderten der Ackerbau einen ungemein hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat, sammeln die Barbiere sogar die Bartseife mit den darin befindlichen Barthaaren, und die abgeschnittenen Kopfhaare, um sie als Dünger zu verkaufen.

Schullehrer: Dort sammelt man auch, wie ich in einer Beschreibung dieses Landes gelesen habe, mit größter Sorgfalt Menschenkoth, knetet es mit Thon zusammen, und formt daraus Backsteine, womit Handel getrieben wird. Der Bauer kauft diese Backsteine, löset sie im Wasser auf, und begießt oder düngt damit sein Feld. Die sorgfältige Benützung des Menschendüngers macht auch dort das Vieh entbehrlicher, dessen man dort um so weniger erzieht und nährt, weil die große Menge von Menschen zwingt, so viel Boden wie möglich zur Erzeugung von Menschennahrung zu verwenden, und nur wenig desselben für die Thiere übrig läßt.

Müller: Ganz unstreitig kann auch durch vollkommene Anwendung der Auswürfe eines Menschen so viel Feld gedüngt werden, als zur Erzeugung seiner Nahrung nöthig ist. Um so mehr ist es zu bedauern, wenn in unsern Städten desselben so viel unbenützt verloren gehet. Was damit bewirkt werden kann, seht ihr an dem Felde unsers Gruber, der es lange in vortrefflichem Ertrage erhielt, ohne ein Stück Vieh zu haben, denn erst seit nicht gar langer Zeit konnte er ein paar Ziegen oder Schweine und endlich eine Kuh halten. Es bedarf dazu keineswegs des eckelhaften Zusammenknetens mit Lehm, wie in China. Die Weise, wie Fromholz und Gruber damit verfahren und ihn anwenden, ist, wie ihr wohl sehet, überall zu empfehlen.

Georg: Ich habe allerdings Ursache, mir etwas darauf zu gut zu thun, daß ich die Anwendung manches Dungmittels, das man vorher entweder nicht kannte oder nicht schätzte, veranlaßt habe. Ich darf daher wohl noch auf eines aufmerksam machen, das man bei uns

freilich nicht so gern als die übrigen anwenden wird, denn es ist zu sehr noch gegen unsere Gewohnheit und das Herkommen. Wenn uns ein Pferd ganz unbrauchbar wird, oder ein Stück Vieh fällt, so geben wir es dem Abdecker, der die Haut dann für sich nimmt und das übrige auf den Schindanger wirft und verfaulen läßt, wo es weit umher die Luft mit Gestank erfüllet. Wenn in den Niederlanden ein Pferd ganz unbrauchbar wird, so öffnet man ihm eine Ader und läßt es auf dem Acker herumgehen, bis es sich verblutet, hinfällt und stirbt. Es düngt auf diese Weise den Acker mit seinem Blut, das übrigens wohl besser angewendet würde, wenn man damit auf ähnliche Weise verfahren wollte, wie ich mit dem Blut, das ich vom Metzger erhalte. Ist das Pferd todt, so zieht man ihm die Haut ab, zerhackt es in Stücke, wirft diese mit ungelöschtem Kalk und Erde auf einen Haufen und bedeckt es mit Erde. So verfährt man mit jedem gefallenen Stück Vieh, denn Abdecker, wie bei uns, gibt es dort nicht. So bleibt es ungefähr ein Jahr lang liegen, während dem es, ohne einen ekelhaften Gestank zu verbreiten, verfault und eine vortreffliche Düngererde gibt.

Müller: Es ist bei uns noch nicht an der Zeit, einen ähnlichen Gebrauch von unserm gefallenen Vieh zu machen, wenigstens so lange nicht, als wir unsre Abdecker haben, und so lange bei uns das herrschende Vorurtheil gegen die eigene Behandlung desselben bestehen wird. Die Abdecker könnten übrigens ihr Aas selbst auf diese Weise anwenden: sie würden uns wenigstens dadurch mit dem Gestank verschonen, womit ihre Schindänger die Luft um sich her verpesten. Doch kann es einstweilen nicht schaden, die Anwendung, die sich von diesem Aase in der Landwirthschaft machen läßt, kennen zu lernen. Wir wollen nun aber auch von einigen andern Düngungsmitteln sprechen, deren Anwendung kein Hinderniß in unsern Gebräuchen findet. Zuerst eines, das auf dem Maierhofe des Grafen angewendet wird. Es ist der Abfall des Gerstenmalzes im Bräuhause oder die Malzkeime.

Wahlmann: Ja, ich habe es wohl gesehen, wie Sie im Frühjahre diesen Malzstaub, wie man ihn auch nennt, über die junge Saat und im Spätsommer über die Rüben und dem Spergel gesäet haben, und wie Alles so schön darnach herangewachsen ist.

Müller: Diese Malzkeime sind ein sehr wirksamer Dünger, den man nicht unbenützt lassen soll, wenn man ihn haben kann. Deßungeachtet werden sie oft weggeworfen. Auch das Wasser, worin das Malz vor dem Keimen eingeweicht wird, enthält nahrhafte Theile.

Ihr kennt ja die große Wiese unterhalb dem Bräuhause, und an dieser den Wassersammler, aus welchem sie von Zeit zu Zeit mittels der durch sie gezogenen Bewässerungsgräben, wenn man die Decke in dem Sammler öffnet, vom Wasser überrieselt wird. In diesen Wassersammler wird aus dem Bräuhause immer das Wasser geleitet, in welchem die Gerste zum Keimen gebracht und in Malz verwandelt worden ist. Es bringt einen prächtigen Graswuchs hervor. Wenn man Schweizergülle bereitet, kann man dieses Wasser auch dahin verwenden. Im hiesigen Bräuhause geschieht es nicht, weil die Lage desselben jene Anwendung dieses Wassers für die Wiese bequemer macht. Doch wir wollen nun ein paar Worte von der Anwendung bekannterer Dungmittel reden, z. B. von dem Miste der Gänse, Hühner und Tauben, überhaupt des Geflügels. Man weiß, daß er ein sehr guter Dünger ist, vorzüglich der Taubenmist. Doch unvermischt angewendet schadet er oft, auch erhält man ihn selten in bedeutender Menge. Er wird daher meistens auf den Düngerhaufen geworfen, wobei seine bessere Wirkung unbemerkt bleibt. Will man ihn besonders anwenden, so kann es auf eine sehr nützliche Weise geschehen, wenn man ihn mit gleichviel Erde vermengt, und über den Flachs ausstreuet. Auf diese Weise kann er vorzüglich für den geländerten Flachs, womit Fromholz seine Nachbarn bekannt gemacht hat, nützlich werden. Ausserdem wird man den Geflügelmist mit großem Nutzen für den Mengedünger anwenden. Man wirft ihn nämlich in die Jauche, womit man diesen Dünger begießt, läßt ihn dort sich auflösen und rührt dann die ganze Masse, ehe man sie auf den Düngerhaufen gießt, tüchtig durcheinander.

Ein anderes Düngungsmittel ist der Teichschlamm, der gewöhnlich mit großem Nutzen angewendet werden kann. Man ist eben beschäftigt, den Teich unter dem Schlosse zu reinigen. Dieser Schlamm ist gewöhnlich von sehr guter Wirkung, wenn man ihn unmittelbar auf Aecker und Wiesen führt, vorzüglich wenn der Teich von Aeckern, von welchen manchmal fruchtbare Erde abgeschwemmt wird, Zufluß erhält. Manchmal ergießt sich der Abfluß von Abtritten, Ställen u. a. in denselben, und dann ist der Schlamm noch fruchtbarer. Wenn man ihn einige Zeit lang liegen läßt, wird er gewöhnlich besser. Ich lasse ihn eben mit ungelöschtem Kalk vermengen. Dieser bringt die fruchtbaren Theile, welche darin sind, vollkommen zur Auflösung, und er wirkt dann auf die Aecker, auf welche man ihn bringt, um so schneller und kräftiger. Manchmal wirkt der Teichschlamm ohne diese Vermengung

mit Kalk gar nicht. Dieses ist gewöhnlich der Fall, wenn das Wasser im Teiche sich schneller, als sonst gewöhnlich in Teichen, erneuert, wodurch alle auflöslichen fruchtbaren Theile des Schlammes fortgeschwemmt werden, und nur die unauflöslichen zurückbleiben. Durch den Kalk werden auch diese auflöslich und der Schlamm fruchtbar gemacht.

Schulz: Der Kalk ist doch immer ein vortreffliches Mittel, um Dinge, die erst, wenn sie gehörig in Fäulniß übergegangen sind, einen guten Dünger geben, früher dazu tauglich zu machen.

Müller: Er ist überdieß das wohlfeilste und wirkt am schnellsten. Wenn man den Kalk mit so viel Wasser bespritzt, daß er zu Staub, oder, wie man es nennt, zu Kalkmehl zerfällt, so kann er am leichtesten ausgebreitet und mit der Erde vermengt werden. Vorzüglich wirksam ist er auf Torfboden. Der Torf selbst ist schon Dünger, nur muß man ihn zur Verwesung bringen. Wenn man den geackerten Torfboden mit Kalkmehl bestreuet, dann eggt und endlich den Kalk flach unterpflügt, so wird man immer eine vortreffliche Ernte und zwar mehrere Jahre hindurch erhalten. Doch darf man des Kalkes nicht zu wenig nehmen, wenn er nicht ohne bedeutende Wirkung bleiben soll. Auch auf andere Aecker gebracht wirkt der Torf als vortrefflicher Dünger. Eine ganz vortreffliche Wirkung macht er, wenn er zermalmt auf Klee gestreuet wird. Doch ihr kennt den Nutzen des Torfes schon aus eigener Erfahrung, denn die meisten von euch brauchen ihn ja schon lange als Unterlage unter die Düngerstätte, wo er vom Mistwasser durchdrungen fault und sich in vortrefflichen Dünger verwandelt. Dieses geschieht auch, wenn man den Torf schichtenweise mit Stallmist aufeinander häuft und dann mit Mistwasser begießt. Auch auf Torfgründen, die man in gute Wiesen verwandeln will, kann dieses Verfahren mit Nutzen angewendet werden. Man schichtet nämlich auf die Weise, die ich so eben angeführt habe, ausgegrabenen Torf mit Mist auf Haufen, und breitet ihn, wenn er durch diesen in Fäulniß übergegangen ist, auf dem fruchtbar zu machenden Torfgrund aus. Er wird dann den Torf, über den er ausgebreitet ist, in Verwesung bringen und bald wird ein sehr schöner Wiesengrund erscheinen.

Weismann: Ueberhaupt Alles, was mit dem gewöhnlichen Stallmist fault, wird bald zum guten Dünger. Wenn man in einem Tannenwalde die trockenen Nadeln, welche den Boden bedecken, ansieht, so sollte man kaum glauben, daß sie zu Dünger werden können. Und

doch werden sie es, wie wir alle wissen. Wir sind doch alle nach Waldstreu begierig. Freilich ist die Streu von Laubholz viel besser. Aber die Forstleute wollen die Streu jeder Art eben so gerne im Walde behalten, als wir sie wegführen.

Müller: Und die Forstleute haben dabei nicht ganz unrecht. Das verwesende Laub und die verwesenden Baumnadeln sind der Dünger des Waldes, und der Forstmann will seinen Acker, d. i. den Wald eben sowohl gedüngt haben, als der Bauer den seinen, und er hat Recht. Wenn aus dem Walde die sogenannte Streu zu anhaltend und häufig weggeführt wird, so bleibt das Holz im Wuchse sehr zurück. Ich kenne einen sehr großen Föhrenwald auf Sandboden, in welchem seit vielen Jahren alle fallenden Nadeln bis auf den nackten Sand weggebracht und weggeführt worden sind, und man kennt an vielen Stellen desselben kaum die Fortschritte, die das junge Holz während der letzten zwanzig Jahre gemacht hat, ja mehrere tausend Morgen dieses Waldes sind durch diese Mißhandlung Krüppelwald, wie es die Forstleute nennen, das heißt Wald, in welchem gar kein Nachwuchs mehr stattfindet, geworden. Wenn das so fortgeht, so wird der Wald allmählig von diesem Sandboden verschwinden, und der so lange abgekratzte und dadurch ganz unfruchtbar gewordene Boden auch nichts mehr werth sein. Der Landmann hat allerdings Recht, wenn er die Waldstreu sowohl vom Laub- als Nadelholz sammelt und nach Hause führt. Als Streu gebraucht und mit dem Mist und Harn des Viehes zur Fäulniß gebracht, gibt sie guten Dünger. Aber er soll bedenken, daß er auch Holz braucht, und daß der Nachwuchs an Holz leidet, wenn er die Streu aus dem Walde immer und überall wegführt. Es kann dann einst der Fall eintreten, der in dem Walde, den ich so eben als warnendes Beispiel angeführt habe, zum Theil schon eingetreten ist, daß er weder Holz noch Streu mehr aus demselben erhalten kann. Die Streu ist ihm übrigens nur dann unentbehrlich, wenn er den Futterbau und die zweckmäßige Behandlung des Mistes vernachlässigt. Ich habe wenigstens beinahe überall, wo ich die Bauern über den Mangel an Waldstreu und über die Forstleute, die sie an dem übertriebenen Sammeln derselben hindern, habe klagen hören, eine Vernachlässigung des Futterbaues und eine schlechte Behandlung des Düngers gefunden, und überall die schwarzen Rinnen, in welchen die Jauche unbenützt von der Miststätte wegfließt. Wo der Bauer diese Jauche gehörig benützt, den Mist, wie er soll, behandelt, und den Futterbau nicht vernachlässigt,

da kann er sich ohne wesentlichen Nachtheil in der Anwendung der Waldstreu beschränken, oder sie auch ganz entbehren.

Die Zuhörer des Verwalters schienen in diesem Punkte nicht alle seiner Meinung zu sein, doch gingen sie ohne Gegenbemerkung und sehr zufrieden auseinander.

Siebenundsechszigstes Kapitel.

Verwalter Müller erklärt, wie die Erde und die Pflanzen fruchtbare Theile aus der Luft erhalten.

Als nach einigen Tagen die Gesellschaft beim Pfarrer wieder zusammen gekommen war, wendete sich Fromholz an den Verwalter Müller. Sie haben uns, sagte er zu ihm, mehrmals von einem für die Fruchtbarkeit sehr wichtigen Dinge, der kohlensauren Luft gesagt. Ich sehe nun wohl ein, daß es für uns Bauern zu gelehrt und größtentheils unverständlich sein würde, wenn Sie uns umständlich darüber unterrichten wollten. Doch könnte es von Nutzen für uns sein, wenn wir diese Luft allenfalls vermehren, oder zu unserer Absicht besser anwenden könnten, und da könnten Sie uns vielleicht doch Manches sagen, was wir begreifen und was uns nützlich sein könnte.

Müller: Sie wird von der Natur überall und so reichlich hervorgebracht, daß wir wohl einer besondern Vermehrung derselben nicht bedürfen, auch bringen wir sie bei manchen unserer Verrichtungen reichlich genug selbst hervor. Aber wohl steht es in unserer Gewalt, sie, wenn sie einmal da ist, für unsern Zweck, d. i. für die Fruchtbarkeit unserer Felder nützlich zu machen. Doch muß ich, um mich verständlich zu machen, vorher noch einiges erklären.

Wenn ihr, was immer aus dem Pflanzenreiche kommt, dem Feuer oder auch nur einer sehr großen Hitze aussetzet, so wird es schwarz, was wir dann verbrannt oder angebrannt nennen. Dieses Schwarze ist immer Kohle. Ihr sehet daraus, daß die Kohle ein Bestandtheil aller Pflanzen ist. Daraus könnt ihr nun auch schließen, daß alle Pflanzen, um zu wachsen, der Kohle zu ihrer Nahrung bedürfen, mag sie ihnen unter was immer für einer Gestalt oder Verbindung zugeführt werden. Diese ist nun in allen faulenden Gegenständen, die als Dünger nützlich und brauchbar sind, in großer Menge enthalten, und vorzüglich durch sie wird der Dünger wirksam. Sie wird, sowie sie in beinahe allen Körpern als ein Bestandtheil derselben

enthalten ist, von den Gelehrten Kohlenstoff genannt, und dieser Stoff kommt gar oft in einer Verbindung vor, die man Kohlensäure nennt. Diese erscheint, wenn sie allein, und nicht mit andern Körpern verbunden ist, immer als Luft oder in Luftgestalt, und sie heißt dann kohlensaure Luft. Die Natur bringt sie in sehr großer Menge hervor. Aus allen Dingen, welche Kohlenstoff enthalten, und diesen enthalten alle Thier- und Pflanzenkörper, entwickelt sich, wenn sie gähren oder faulen, kohlensaure Luft in großer Menge. Die Luft, die den Brodteig aufgehen, und die vielen Löchelchen und Bläschen im Brode macht, entstehet durch Gährung und ist kohlensaure Luft. Die Blasen, die im schäumenden Bier aufsteigen, oder im gährenden Weinmost sind mit kohlensaurer Luft gefüllt. Aus dem Getreide oder aus den Kartoffeln, die ihr um Brandwein zu brennen, ansetzt, steigt, wenn es zu gähren anfängt, kohlensaure Luft auf. Aus dem brennenden Lichte, aus brennendem Holze oder Kohlen entwickelt sich kohlensaure Luft. Alle Menschen und Thiere athmen diese Luft aus. Ihr sehet hieraus, daß sie immerwährend in großer Menge entstehet. Sie ist aber zum Einathmen ganz untauglich, und ein Mensch und jedes Thier erstickt auf der Stelle darin, wenn sie unvermischt mit anderer Luft ist. Auch in gewöhnlicher Luft kann man, wenn sie mit zu viel kohlensaurer Luft vermischt wird, nicht lange leben und nur eine geringe Beimischung derselben kann uns krank machen. Ihr wißt ja, daß es eben nichts seltenes ist, daß ein Mensch, der unvorsichtig in einen Keller, in welchem gährender Most ist, hinabsteigt, darin schnell ersticken kann, und daß dieses Unglück in guten Weinjahren, in welchen der Most heftiger gährt, sich nur zu oft ereignet. Auch geschieht es nicht selten, daß Leute, welche in tiefe Abtrittsgruben, um sie zu räumen, hinabsteigen, todt wieder heraufgebracht werden. Denn auch dort wird kohlensaure Luft, obwohl noch mit einer andern schädlichen Luftart vermischt, erzeugt. In Zimmern und Sälen, wo viele Menschen sind, die, wie ich so eben gesagt habe, kohlensaure Luft ausathmen, wird, wenn nicht für Erneuerung oder Wechsel der Luft gesorgt ist, die Luft durch das Athmen bald so unrein, daß man ohne Uebelbefinden nicht lang darin bleiben kann, und man hat Beispiele, daß Menschen, die man in einen engen Raum zusammengesperrt hatte, darin und in der von ihnen ausgeathmeten Luft erstickt sind. Man kann sich von der Schädlichkeit der ausgeathmeten Luft auch leicht überzeugen, wenn man eine Katze, eine Maus oder einen Vogel in einen engen Raum, in welchem die Luft sich nicht

erneuern kann, einschließt. Das Thier wird bald anfangen, unruhig zu werden, endlich in Zuckungen verfallen und, wenn man es nicht bald herausnimmt, sterben. In der größten Menge aber wird kohlensaure Luft durch das Verbrennen erzeugt. Alle Körper, deren wir uns, um Feuer zu machen, bedienen, bestehen, wie alle Pflanzenkörper, zum größten Theile aus Kohlenstoff. Aber dieser verschwindet während dem Verbrennen, und es bleibt nur Asche zurück. Man kann dieses täglich in jeder Schmiedewerkstätte wahrnehmen, in deren Esse die brennende Kohle in der Luft verschwindet. Wer weiß nicht, daß, wenn man glühende Kohlen im Zimmer hat, die Luft dadurch verdorben wird, und es ereignete sich wohl manchmal, daß Leute, welche der Wärme wegen einen Topf mit glühenden Kohlen in ihr Schlafzimmer gestellt hatten, am Morgen todt in ihrem Bett gefunden worden sind. Dieses war die Wirkung der kohlensauren Luft, in welche sich die glühenden Kohlen verwandelt hatten. Ihr sehet nun aus allem diesen, daß die Natur eine Menge von Mitteln anwendet, um kohlensaure Luft hervorzubringen, und daß sie immerwährend und unausgesetzt eine ungeheure Menge derselben hervorbringt, und daß man daraus nothwendig schließen muß, daß sie große und wichtige Absichten dadurch erreichen will.

Schulz: Da sollte man sich beinahe darüber verwundern, wie die Luft, in der wir leben und athmen, gesund bleiben kann.

Müller: Man wundert sich nicht mehr darüber, sobald man weiß, wozu diese große Menge von kohlensaurer Luft in der Natur verwendet wird. Alle Pflanzen saugen sie entweder unmittelbar aus der Luft mit ihren Blättern, oder aus dem Boden, von welchem sie durch das in demselben enthaltene Wasser aufgenommen wird, mit den Wurzeln ein, und empfangen dadurch den Kohlenstoff, woraus sie, wie ich schon gesagt habe, großentheils bestehen, und was noch bewundernswürdiger ist, sie geben dafür, wenigstens im Sonnenschein, ganz reine und gesunde Luft wieder von sich und zurück. Wenn man unter einer Glasglocke eine Pflanze mit einem kleinen Thiere so lange einschließt, bis dieses, indem es die eingeschlossene Luft durch die kohlensaure Luft, die es ausathmet, so sehr verdirbt, daß es darin stirbt, und man nimmt es dann heraus, so wird die Pflanze in dieser Luft, indem sie die Kohlensäure verzehrt, nicht allein lebhaft fortwachsen, sondern auch dafür vollkommen reine Luft entwickeln, und dadurch die eingeschlossene Luft wieder verbessern und zum Athmen tauglich machen. Und so hat der liebe Gott die sehr schöne und weise Einrichtung gemacht, daß die

Pflanzen in Beziehung auf die Luft, in welcher sie leben und wachsen, jene dem Thiere ganz entgegengesetzte Eigenschaften haben. Diese bedürfen reiner Luft, um darin leben zu können, verderben sie aber mit der kohlensauren Luft, die sie ausathmen. Den Pflanzen gibt aber eben diese verdorbene Luft Nahrung, und sie wird für sie durch die Menschen und Thiere, welche sie durch ihr Athmen und durch andere Ursachen, die ihr Kohlensäure mittheilen, verderben, erst vollkommen nützlich, sie wird aber von ihnen zugleich wieder verbessert, so daß die Thiere darin leben und gesund bleiben können. Und so wird das Leben der einen durch das Leben der andern und durch ganz entgegengesetzte Eigenschaften derselben befördert und möglich gemacht, und wir finden hier wieder den schönen Kreislauf, der in der ganzen Natur wahrgenommen wird. Außerdem wird die kohlensaure Luft auch vom Wasser begierig aufgenommen. Alles dieses wird noch sehr durch den Umstand befördert, daß sie um vieles schwerer, als die gewöhnliche Luft ist, daß sie folglich in derselben schnell zu Boden sinkt, wodurch sie um so geschwinder und leichter mit den Pflanzen und mit dem Wasser in Berührung kommt und von denselben aufgenommen und eingesaugt wird. Diese größere Schwere hindert aber nicht, daß ein geringer Theil derselben in die atmosphärische Luft, in der wir athmen und leben, aufgenommen wird. Diese enthält dessen immer selbst in den größten Höhen ungefähr den tausendsten Theil ihrer Masse. Ich werde sogleich sagen, wie wichtig sie dort für den Pflanzenwuchs wird.

Indem ich hier von der Eigenschaft dieser Luft, durch ihre größere Schwere zu Boden zu sinken, spreche, muß ich auf eine Gefahr aufmerksam machen, welche dadurch manchmal für das Leben der Menschen entstehen kann, und auch schon manchen das Leben gekostet hat. Sie kann sich nämlich in tiefen Gruben, in verlassenen wasserleeren und unbenützten Brunnen, in alten Schachten der Bergwerke u. a. sammeln, indem sie in dieselben hinabsinkt und sich dort anhäuft. Steigt nun zufälliger Weise ein Mensch hinab, so kann er dort augenblicklich seinen Tod finden.

Schulz: Davon haben wir vor ungefähr zwanzig Jahren in unserer Nachbarschaft ein trauriges Beispiel erlebt. Der Wirth in Samheim wollte einen wasserleeren und lange Jahre bedeckt gebliebenen Brunnen tiefer graben lassen. Der Erste, der hinabstieg, kam nicht wieder herauf, und antwortete nicht, als man ihm rief. Weil man vermuthete, es sei ihm vielleicht eine Ohnmacht zugestoßen, stieg

ein Zweiter hinab. Auch er kam nicht wieder, und so auch der Dritte. Sie waren und blieben todt.

Müller: Man soll in solche Gruben immer zuvor ein Licht hinablassen. Verlischt es unten, so darf man nicht wagen, hinabzusteigen. Man muß erst wiederholt einen brennenden Büschel Stroh hinabwerfen. Dadurch wird die unten befindliche Luft allmählig erwärmt, sie steigt in die Höhe, und macht einer bessern Platz. Doch wir wollen zu der Luft, die auf unsere Aecker niedersinkt, zurückkehren.

Georg: Beinahe vermuthe ich nun, daß die nützliche Wirkung der Brache auf den Ackerboden davon herrührt.

Müller: Wenigstens großentheils. Der Ackerboden erhält während der Brache wohl auch noch andere fruchtbarmachende Theile aus der Luft, aber in viel geringerer Menge. Es ist aber nach dem, was ich gesagt habe, leicht einzusehen, daß es von dem größten Nutzen ist, den Boden, so oft es die Umstände erlauben, umzubrechen, und ihn der Einwirkung der Luft zu überlassen. Von der nützlichen Wirkung dieses Verfahrens war ein älterer berühmter Landwirth, der den Namen unseres Nachbars Tull hatte, so sehr überzeugt, daß er behauptete, man könne durch sorgfältiges Beackern und Umwenden des Bodens den Dünger ganz entbehren. Er suchte dieses durch die Erfahrung zu zeigen, indem er den Acker in Reihen, in welchen er den Samen ausstreuete, besäete, und den Boden zwischen diesen Reihen oft auflockerte und bearbeitete, um ihn dem Einflusse der Luft auszusetzen. Er wechselte dann mit den Reihen, so daß er den Raum, der im vorigen Jahre der Luft ausgesetzt war, in diesem besäete, und dafür den im vorigen Jahre besäeten jetzt auflockerte und bearbeitete und der Luftdüngung unterwarf. Die Erfahrung mehrerer Jahre bestättigte zwar die Richtigkeit seiner Meinung, sie könnte aber nur in dem Falle allgemein nützlich werden, wenn wir keinen Dünger hätten. Doch bleibt dieser Versuch immer ungemein nützlich, weil er uns zeigt, wie wichtig die sorgfältige Auflockerung und Bearbeitung des Bodens ist, und wie viele nährende Theile dieser dadurch aus der Luft empfangen kann.

Ihr seht, liebe Nachbarn aus dem, was ich euch bis jetzt gesagt habe, wie viele Nahrung für die Pflanzen täglich in die Luft übergehet, wie viel daher von derselben darin enthalten sein muß, und von welcher Wichtigkeit es für den Landmann sein kann, wenn er sie gehörig zu benützen weiß. Wir kennen vorzüglich zwei Mittel, welche vor allen andern fähig sind, die in der Luft befindlichen nährenden

Theile für unsere Zwecke nützlich zu machen. Das eine dieser Mittel sind die Pflanzen, die sich, wie ich euch schon einmal erklärt habe, durch große und viele Blätter und kleine Wurzeln auszeichnen; das andere ist der Ackerboden selbst. Die ersten müssen wir zur rechten Zeit anbauen, den andern möglich oft auflockern und umwenden und dem Einflusse der Luft darbieten. Damit die ersten so viel wie möglich aus der Luft aufnehmen können, sollen sie, immer im lebhaftesten und kräftigsten Wuchse sein. Ich glaubte daher immer, und zwar schon, ehe mich eigene Erfahrung davon überzeugte, daß es oft von großem Nutzen sein würde, statt für die Getreidesaat zu düngen, den Dünger für die vorausgehende grüne Futtersaat zu verwenden, z. B. für Wicken, Klee u. a. Diese wachsen dann um so üppiger heran, und werden eben dadurch fähiger, recht viel aus der Luft aufzunehmen. Sie entziehen dem Boden nur wenig und lassen in demselben die Kraft des Düngers nur wenig vermindert der nächstfolgenden Getreidesaat zurück, zugleich aber auch um so viel mehr Wurzeln, welche nach der nächsten Beackerung in Fäulniß übergehen, und der folgenden Getreideernte zu statten kommen, während die vorausgegangene reichliche Futterernte, die nun mehr Dünger gibt, am Ende auch wieder dem Getreidebaue zu gut kommt. Ich habe es voriges Jahr mit den zum grünen Futter bestimmten Wicken so gemacht. Ich ließ den Acker, der dafür bestimmt war, mit dem für die nächste Getreidesaat bestimmten Dünger befahren. Nach dem letzten Futterschnitte wurde der Acker mit Winterweizen bestellet, und ich habe in diesem Jahre alle Ursache gehabt, mit meinem Verfahren zufrieden zu sein.

Schulz: Das habe ich wohl bemerkt. Sie haben nie schöneren Weizen als auf diesem Acker gehabt.

Müller: Niemals. Dieses mag wohl hauptsächlich von zwei Ursachen herrühren. Erstens haben die Wicken, da sie nicht zum Samentragen kamen, dem Acker nicht allein nichts entzogen, sondern sie haben ihn auch noch aus der Luft und durch ihre verfaulten Wurzeln bereichert, und zwar, indem sie durch den Dünger kräftiger geworden, mehr, als sie ohne denselben vermocht hätten, und zweitens haben sie den Acker, weil er gedüngt worden, so dicht überwachsen, daß sie alles Unkraut verdrängt haben, sogar die Quecken. Nie habe ich ein so reines Getreidefeld gehabt, und das trug gewiß auch viel zum schönen Stande der Saat auf demselben bei. Außerdem kann man, wenn man mit einem Theile seiner Felder auf diese Weise verfährt, für das Aus-

führen des Düngers die Zeit gleichförmiger vertheilen, und dadurch verhüten, daß die Arbeiten sich nicht zu sehr häufen.

Aus dem, was ich über die Fähigkeit des Ackerbodens, Nahrung aus der Luft aufzunehmen, gesagt habe, kann man leicht beurtheilen, wie nützlich das ohnehin übliche Verfahren ist, das Feld im Herbste in hohe Furchen aufzuackern, und den Winter über rauh liegen zu lassen. Nachdem, was ich hier von der Wirkung des wiederholten Ackerns gesagt habe, könnt ihr noch einen wichtigen Nutzen der Säemaschine einsehen. Indem damit das Getreide in Reihen gesäet wird, wird es möglich, das Feld später noch zwischen den Reihen mit der Pferdehacke, die ihr auf dem Maierhofe des Grafen durch mich kennen gelernt habt, aufzuackern und umzuwenden. Die Wirkung dieser Arbeit möchte einer reinen Brache beinahe zur Hälfte gleich kommen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es noch nicht gelungen ist, diese Maschine so zu vereinfachen, daß sie für jeden, auch den kleinern Landwirth brauchbar wird.

Die Eigenschaft der Erde, fruchtbare Theile aus der Luft aufzunehmen, haben aufmerksame Landwirthe auch sonst noch wahrgenommen, nämlich bei dem Weidevieh. In England, wo man die Futteräcker oft abweiden läßt, statt das Futter nach Hause zu bringen, glaubt man längst bemerkt zu haben, daß das Weidevieh den Acker nicht blos durch seine Auswürfe, sondern auch durch seinen Athem, und die Stelle, worauf es sich niederlegt, durch seine Ausdünstung düngt, und diese Beobachtung ist auch ganz unstreitig richtig, und die ausgezeichnet gute Wirkung des Schaafpferchs ist ganz gewiß nicht allein dem Kothe und dem Harn der Schaafe, sondern auch ihrem Athem und ihrer Ausdünstung zuzuschreiben.

Tull: Ich habe wohl bemerkt, daß Sie in dem Schaafstalle auf dem Maierhofe ehe Sie frisch einstreuen lassen, eine ungefähr einen halben Fuß hohe Lage Erde haben hinbringen lassen. Das haben sie gewiß des Athems und der Ausdünstung der Schaafe wegen gethan.

Müller: Zum Theile wohl. Wenn gleich die vorzüglichste Absicht dieses Verfahrens ist, den Harn der Schaafe vollkommen aufzufangen, und einen Mengedünger schon im Stalle zu bereiten, so ist doch das, was Tull sagt, auch ein Bewegungsgrund für diese Behandlung des Schaafdüngers. Die Erfahrung überzeugt mich auch alle Jahre mehr von dem Nutzen desselben. Obwohl die hineingebrachte Erde wenig fruchtbares enthält, und den Dünger, den die Schaafe durch ihre Ausdünstung geben, nicht vermehren kann, so reiche ich doch mit dem Stallmist von einer gleich großen Anzahl Schaafe jetzt weiter, als

ehe ich Erde in den Stall führen ließ. Freilich kann man sagen, daß vorher manches von dem Harn der Schaafe in dem Boden des Stalles sich verloren haben mag, das aber jetzt in der hineingeführten Erde bleibt und erhalten wird. Allein dieses kann nicht so bedeutend sein, um einen so großen Unterschied in der Wirkung dieses Stallmistes hervorbringen zu können, und ich glaube ganz gewiß, daß er großentheils der Ausdünstung und dem Athem der Schaafe, die von der Erde aufgenommen werden, zugeschrieben werden kann.

Die Gesellschaft unterhielt sich noch lange mit dem, was ihnen Verwalter Müller mitgetheilt hatte und mancher wußte eigene gemachte Beobachtungen anzuführen, welche das, was er heute gehört hatte, bestättigten.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Art, wie die Bauern in Wiesenbrunn ihren Antheil an der Gemeinweide urbar machten. Die Kühe werden eingespannt.

Wir wissen zwar schon aus den vorhergehenden Kapiteln, daß die Bauern in Wiesenbrunn ihre Gemeinweide unter sich vertheilten, und urbar machten, aber wir wissen nur erst unvollkommen, wie sie dabei zu Werk gingen. Da wir nun eben im Begriffe sind, die einzelnen Wirthschaftsweisen der Bewohner dieses glücklichen Dorfes kennen zu lernen, so ist es zweckmäßig, auch die Art, wie sie bei dieser Urbarmachung verfuhren, zu beschreiben. Wir müssen daher bis zu den Jahren 1799 und 1805, in welchem die erste Hälfte der Weide vertheilt wurde, und zu den zwei bis drei darauf folgenden Jahren zurückkehren.

Die Verfahrungsweise der Gemeindeglieder war dabei verschieden, je nachdem die zuerst erhaltenen sechs Morgen einen bedeutenden Theil ihres Grundeigenthums bildeten, oder, als ein nur kleiner Theil desselben nur zur Vermehrung des Futters, wenigstens im Anfange der wichtigste Zweck der größern Bauern, bestimmt wurde. In diesem Falle waren der Schulz, Tull und einige andere. Auf welche Weise Fromholz seinen Antheil benutzte, haben wir bereits erfahren. Er behandelte ihn nemlich ganz wie seine übrigen Grundstücke, indem er ihn für die Wechselwirthschaft in sechs Theile theilte. Nur baute er für jetzt noch etwas mehr Klee, weil er es für seinen Viehstand für vortheilhafter hielt, was ihm durch die Erwerbung von zwei Morgen von seinem Schwager Tull,

die er mit Lucerne und Esparsette besäete, erleichtert wurde. Uebrigens waren Verwalter Müller und Fromholz für beinahe alle Hauswirthe in Wiesenbrunn die gewöhnlichen Rathgeber, und alle die ihrem Rathe folgten, befanden sich wohl dabei. Wir wollen nun einige der angewendeten Verfahrungsweisen kennen lernen, und mit jenen der kleineren Grundbesitzer anfangen.

Unter diesen war der Schullehrer Weismann. Er besaß ungefähr zwanzig Morgen, und sein Gut war in hinlänglich gutem Zustande, um seine sechs Morgen gleich in Getreidefeld verwandeln zu können, statt sie anfangs, wie sein Schwiegersohn Fromholz ihm rieth, wenigstens zur Hälfte dem Futterbau zu widmen, um seinen Viehstand und seinen Dünger zu vermehren, und dann erst später mehr zum Getreidebau zu verwenden. Doch hielt Weismann, der seine Felder bisher sehr gut behandelt hatte, wodurch alle ziemlich in Kraft waren, dieses Verfahren für entbehrlich. Er wollte seinen Antheil gleich auf eine Weise benützen, die so bald, wie möglich, baares Geld in's Haus bringen konnte. Ich will, sagte er seinem Schwiegersohn, mein neues Grundstück gleich im Anfange mit Getreid besäen, und nach der ersten Ernte einmal schwach düngen. Ich habe dieses Jahr, weil ich nach deinem Beispiele das Mistwasser besser, als ehemals benützte, einige Fuhren Dünger übrig, und da voriges Jahr der Klee, die Rüben und die Kartoffeln gut gerathen sind, so werde ich schon jetzt um eine Kuh mehr halten können. Wenn ich dann den Mist wohl zu Rath halte, so werde ich bis zum nächsten Herbste Dünger genug auch für diese sechs Morgen sammeln können. Er theilte nun Georgen mit, wie er verfahren wolle. Beide vereinigten nach einer wechselseitigen Berathung bald ihre Meinungen, und Weismann ging nun auf folgende Weise zu Werk.

Als die Weide vertheilt war — und diese Vertheilung war schon vollendet, als hie und da noch einiger Schnee auf den Feldern lag — wurde das ganze Stück Feld ungefähr acht Zoll tief umgebrochen, wodurch der Rasen unten zu liegen kam. Gegen Ende März wurde scharf geeggt, um eine ebne Ackerkrumme dadurch zu erhalten. Weismann theilte hierauf das Feld in drei Theile. Ein Theil wurde mit Sommerweizen, der andere mit Erbsen, der dritte mit Wicken besäet. Alle drei Stücke Felder standen, als die Saat heranwuchs, sehr schön und gaben eine ziemlich gute Ernte. Auf die Stoppel der sechs Morgen wurde zuerst das Vieh zur Weide getrieben, hierauf der Acker gepflügt, mit einer Egge mit eisernen Zähnen scharf geeggt, und hiebei

durch die Egge einige Quecken und Graswurzeln zusammengezogen, gesammelt, nach Hause gebracht, gewaschen und den Kühen vorgeworfen. Nach einiger Zeit wurde zum zweitenmal, und zwar so tief, wie das erstemal geackert, wodurch der alte Rasen wieder unter die Oberfläche des Ackers kam. Er war, als er durch das Pflügen nach der Ernte auf die Oberfläche gekommen war, genug verfault, um durch das darauf folgende scharfe Eggen zertheilt zu werden. Durch jetzt wiederholtes Eggen entstand nun eine hinlänglich tiefe, reine und ebne Ackerkrumme. Das Feld war hiebei, die zwei Morgen, welche Wicken getragen hatten, ausgenommen, mit sechs Fuhren auf dem Morgen gedüngt worden. Die beiden Aecker, welche Erbsen und Wicken getragen hatten, wurden mit Winterroggen und Winterweizen bestellet. Auf dem Acker, welcher mit Sommerweizen bestellet gewesen war, wurde im nächsten Frühling Haber mit Klee zum grünen Futter gesäet. Alle drei Aecker gaben eine sehr gute Ernte. Im dritten Jahre bestellte Weismann auch die beiden ersten Felder, das eine mit Gerste, das andere mit Haber, und säete Klee in dieselben. Er lösete aus dem während der drei ersten Jahre auf diesen sechs Morgen geernteten Getreide ein hübsches Stück Geld, das er zum Ankaufe von zwei schönen Kühen verwendete, und hatte nun im vierten Jahre vier Morgen schönes Kleefeld, und zwei Morgen Winterweizen, den er in die Kleestoppel des dritten Jahres gesäet hatte. Und so konnte er, da zugleich der Ertrag seiner übrigen Felder durch vermehrten Dünger und durch bessere Behandlung und Anwendung desselben zugenommen hatte, seinen jetzt größern Viehstand sehr wohl erhalten, ungeachtet er noch die Dreifelderwirthschaft beibehalten hatte, denn zur Wechselwirthschaft konnte er erst übergehen, als er alle seine Grundstücke auf einen Platz zusammengetauscht hatte, und nicht mehr durch die Zerstreuung derselben in die drei Feldfluren daran gehindert war.

Die durch die zweite Vertheilung der Weide gewonnenen sechs Morgen behandelte Weismann auf ähnliche Weise, und er vermehrte seinen Viehstand mit zwei Ochsen.

Ganz anders verfuhr mit der Urbarmachung seines Antheiles der Bauer Peter Gram, der, wie wir schon erzählt haben, später sein Haus an den Bäckermeister Ring verkaufte, um in der Mitte seiner zusammengetauschten Grundstücke sich ein neues Haus erbauen zu können. Er war ein vernünftiger und fleißiger Bauer, aber diesesmal ließ er sich durch das gute Aussehen seines neuen Ackers ungeachtet der Warnungen des Verwalters, Georgs und mehrerer kluger Landwirthe

zu einem Mißgriffe verleiten, den er in der Folge sehr zu bereuen Ursache hatte. Er bestellte zwei Jahre nacheinander sein neues Feld mit Weizen und Roggen, und zwar ohne dazwischen zu düngen und da seine Saat noch im zweiten Jahre ziemlich schön stand, so bestellte er es auch noch im dritten Jahre, und zwar wieder ohne zu düngen, theils mit Gerste, theils mit Haber, in welche er Klee säete. Aber die letzte Ernte war weniger als mittelmäßig und der Klee, der hierauf folgte, stand so dünn, daß er bald vom Unkraut überwachsen und verdrängt wurde. Allein dieses war noch nicht die ganze Wirkung dieser unklugen Behandlung des Feldes. Auch in den folgenden Jahren wollte ungeachtet gehöriger Düngung nichts auf diesem Acker ganz gut gedeihen, und es bedurfte mehrerer Jahre und einer großen Schonung desselben, indem Gram auf Müllers und Georgs Rath, den er, durch Schaden klug gemacht, nun endlich befolgte, diese sechs Morgen drei Jahre lang für keine Körnerfrucht, sondern nur zu grünem Futter benutzte, und in der Zwischenzeit einmal düngte, um sie allmählig wieder in Kraft zu setzen, und endlich wieder gute Getreideernten davon erhalten zu können. Verwalter Müller versicherte bei dieser Veranlassung, daß er gesehen habe, wie ein vormals ziemlich guter Acker auf diese geizige Weise behandelt, zu beinahe vollkommener Unfruchtbarkeit herabgebracht worden, und in der Folge erst nach langer Zeit durch Schonung und Dünger wieder zu einem lohnenden Ertrag zu bringen gewesen sei.

Beinahe alle kleinen Feldbesitzer, welche Zugvieh besassen, befolgten mit kleinen unbedeutenden Abweichungen die Verfahrungsweise, welche Weismann befolgt hatte, und befanden sich wohl dabei. Dieses konnten aber die Taglöhner nicht, wovon die meisten früher nur einen oder höchstens zwei Morgen besassen und nun noch anderthalb Morgen von der Gemeinweide und einen halben Morgen Krautfeld erhalten hatten. Gewöhnlich hielten diese eine mittelmäßige Kuh, welche sie während dem größten Theile des Jahres auf der Weide ernährten. Ihr kleines Grundstück, das ihr Haus oder vielmehr Hütte umgab, trug zum Theil Kartoffeln, Kohl, Rüben und was man sonst im Hause für die Familie, oder zum Herbst- und Winterfutter für die Kuh nöthig hatte. Der größte Theil war ein Grasanger, allenfalls mit einigen darauf stehenden Zwetschgenbäumen, der das nöthige Heu gab. Jetzt da sich ihr Eigenthum um zwei bis dritthalb Morgen vergrößert hatte, war dieses zu groß geworden, um es mit der Hand bearbeiten zu können, und zu klein geblieben, um bei der gewöhnlichen Bewirthschaftung Nahrung für

Zugvieh zu geben. Ehemals erhielten sie für die Bearbeitung ihrer Grundstücke gegen einige Vergütung von den Bauern Hilfe mit dem Pfluge, aber jetzt nachdem die Bauern mehr Felder zu bearbeiten hatten, konnten sie nicht mehr mit Sicherheit darauf rechnen. Sie waren daher oft außer Stande, ihr Feld vollkommen zu benutzen, und daher nicht selten in großer Verlegenheit darüber. Von dieser befreite sie Verwalter Müller durch einen klugen Rath, den er ihnen ertheilte. Er zeigte ihnen, daß, wenn sie allen ihren Dünger sorgfältig genug, um nichts davon verloren gehen zu lassen, sammeln und zweckmäßig behandeln und benutzen würden, die meisten von ihnen Futter für zwei Kühe gewinnen könnten. Würden sie diese einspannen und als Zugvieh brauchen, so könnten sie ihr Feld selbst gehörig bearbeiten, und die Arbeit würde auf diesem kleinen Aeckerchen für ihre Kühe doch nicht so viel werden, daß sie dadurch wesentlich am Milchertrage verlieren könnten. Von jenen, welche nur eine Kuh halten könnten, sollten immer zwei und zwei sich vereinigen, ihre Kühe zusammenspannen und damit ihre Aecker wechselseitig pflügen. Das Eggen, das Heimfahren der kleinen Ernte und die übrigen leichtern Arbeiten, welche Zugvieh erfordern, könnten in so kleinen Wirthschaften beinahe immer von einer Kuh allein geleistet werden. Die Befolgung dieses Rathes schien nun freilich vielen nicht wohl ausführbar, denn bis jetzt war in Wiesenbrunn und in der Gegend noch keine Kuh eingespannt worden. Allein Müller wußte ihnen die Sache begreiflich zu machen. Er sagte ihnen, daß er am Rhein ganze weit ausgedehnte Gegenden gefunden habe, wo sogar der größere Bauer seine Kühe einspannt, und zwar mit dem größten Nutzen, und er führte ihnen ein Beispiel an, wie eine ganze Gemeinde am Main im Würzburgischen dadurch ihren Zustand merklich verbessert habe. Diese Vorstellungen bewirkten, daß zwei Taglöhner Wagen und Pflug anschafften, ihre Kühe anspannten und ihr kleines Feld zu beackern anfingen. Es ging bald nach einigen dabei überwundenen Schwierigkeiten, deren wichtigste wohl die war, daß die Kühe an diese Arbeit noch nicht gewohnt waren. Doch lernten sie sie bald. Der glückliche Erfolg besiegte bald die Zweifel der übrigen, und bald wurden die Grundstücke aller Taglöhner mit Kühen bearbeitet, und der Wohlstand ihrer Eigenthümer vermehrte sich bald zusehends. Ungemein wohlthuend wirkte hier der schon seit länger sich bildende Gemeindefond und die Sparkasse. Die Taglöhner erhielten daraus ohne Schwierigkeit das nöthige Geld zum Ankauf von Kühen und Geräthschaften, und einige derselben hatten

bereits einige Gulden in der Sparkasse liegen, die ihnen jetzt gut zu Statten kamen.

Verwalter Müller hatte den Bauern, als er ihnen das Einspannen der Kühe empfahl, versprochen, ihnen von der würzburgischen Dorfgemeinde, die dadurch zu größerm Wohlstand gelangt ist, mehr mitzutheilen. Als er mit ihnen das nächstemal wieder zusammenkam, brachte er ein Buch mit, in welchem eine umständliche Nachricht davon gedruckt war, die ein Landmann aus jener Gemeinde, Namens Bartelmeß, selbst verfaßt hatte. Ich kenne ihn persönlich, sagte Müller, und er hat mir diese Nachricht selbst mitgetheilt, die ich dann in dieses Buch habe einrücken lassen.*)

Dieser Mann ist ein Muster eines braven und guten Landwirths, und sein Aufsatz mit einer nachahmenswerthen Einfachheit verfaßt, so daß man ihn ebenfalls ein Muster nennen kann. Möchten doch auch unter uns recht viele Landwirthe im Stande sein, sich eben so gut schriftlich auszudrücken. Doch dafür, hoffe ich, wird unser würdiger Herr Hochfeld sorgen.

Er öffnete nun das Buch und las seinen Zuhörern folgendes vor.

Das Anspannen der Kühe in Obereisensheim und Nutzen desselben.

Der Ort Obereisensheim hat eine kleine Markung, liegt an der Grenze derselben, und ist daher eine halbe Stunde von der äußersten Grenze entfernt. Der dritte Theil des entlegenen Ackerfeldes blieb öde liegen, nur war er mit Bäumen besetzt. Diese kamen auch nicht sehr gut fort, weil sie ihre gehörige Nahrung nicht hatten. Ein großes Stück von 70 Morgen blieb zur Hut liegen, eben so viel zur Waldung. Die Weinberge wurden auch nicht gehörig mit Erde und Dünger überführet, denn alle Felder mußten mit dem Karst oder Haue bebauet, aller Dung und Erde mit dem Schubkarren geführt werden. Wollte man den Ackerbau besorgen, so litt der Weinbau. Eins mußte leiden. Wollte man die Fuhren durch Taglohnsbauern thun lassen, so warf der Ertrag des Feldes nicht so viel ab. Nichts konnte zu seiner Zeit

*) Diesen Aufsatz hat der Verfasser von Bartelmeß, mit dem er durch das kurz vorher gefeierte Landwirthschaftsfest in mannigfaltige Berührung gekommen war, erhalten, und in das Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern einrücken lassen.

gethan werden. Durch das viele Anstrengen mit dem Schubkarrenfahren und mit dem Karst wurden die Mannsleute vor der Zeit alt. So wie sie das sechzigste Jahr erreichten, mußten sie schon sagen: „Meine Knochen sind mürb, ich fühle mich schwach," und starben meistens an der Auszehrung. Da nun das Uebel auf den höchsten Grad gestiegen war, und jedermann ein Mittel zum Bessern wünschte, da erschien ihr Erlöser im Jahre 1773. Damals kam der hiesige Mitbürger Namens Tobias Hertwig, Gastgeber zum Schwan, bei uns der Unvergeßliche genannt, auf den Gedanken, das Anspannen der Kühe einzuführen. Es machte ihm anfangs sehr viele Beschwerden, zwei ungewohnte Stücke an einen Wagen zu spannen, und sogleich damit bergauf zu fahren. Es wollte ihm anfangs die Hoffnung sinken, allein mit ausharrender Geduld machte er öfter den Versuch. Wenn die Kühe nicht fortziehen wollten, so rief er Leute zu Hilfe; wenn er von Unverständigen verspottet wurde, so tröstete er sich mit dem guten Endzwecke. Endlich brachte er alles zu Stand. Nicht nur am Wagen, sondern auch am Pfluge zogen seine Kühe, wie die Ochsen, und nun war für ihn und seine Mitbürger alles gethan. Die Vermögenderen, welche bereits zwei Kühe zu halten im Stande waren, ahmten den Versuch sogleich mit Erfolg nach. Nur jene, welche nur für eine Kuh Futter hatten, mußten noch zusehen, bis sie ihre noch öde liegenden Felder mit Klee und Wurzelwerk angebauet hatten, oder das fehlende Futter in der Nachbarschaft kaufen konnten. Jetzt wurde die Hutweide urbar gemacht, der Wald ausgerodet, alle noch öden Plätze angebauet, und die halbe Stallfütterung eingeführt, weil die am Main liegende Hälfte der Hutweide ihrer natürlichen Unfruchtbarkeit wegen nicht urbar gemacht werden konnte.

Jetzt hat sich das Anspannen der Kühe bis auf fünfzig Paare erstreckt. Nicht nur die Weinberge, sondern auch die Aecker werden durch dieses Hilfsmittel unterstützt. Alles wird zu seiner Zeit gethan. Die große Anstrengung mit Schubkarren hat größtentheils aufgehört. Jene, welche Anspann haben, leisten den Armen ihre Fuhren, welche diese mit Handarbeiten vergelten. Durch dieses Hilfsmittel hat nicht nur der Privatvortheil, sondern auch der Staatsvortheil zugenommen, weil jetzt doppelt so viel Getreide, wie ehemals, gebauet wird, und der herrschaftliche Zehent in dem nämlichen Verhältnisse zugenommen hat.

Was den durch das Anspannen der Kühe verursachten Abgang an Milch betrifft, so ist dieser sehr klein, denn die Urbarmachung verschafft mehr Futter, das Vieh wird daher besser gefüttert. Der verdiente

oder ersparte Lohn ersetzt den Abgang an Milch, mehr als doppelt, und zugleich erhält man mehr Dünger. Nur hört man noch die einzige Klage, daß ungeachtet der guten Einrichtung bei der großen Seelenzahl die Markung noch zu klein ist, und wir für Menschen und Vieh einen großen Theil der Nahrung in unserer Nachbarschaft kaufen müssen.

Joh. Christ. Bartelmeß.

Bartelmeß sagte mir noch, fügte Müller, nachdem er dieses vorgelesen hatte, hinzu, daß sich die außer seiner Gemeinde gezogenen von seinen Mitbürgern gekauften Kühe nur sehr schwer ans Ziehen gewöhnen, weil ihre Klauen für den steinigen Boden dieser Gemeinde zu weich sind. Zur Erziehung ihrer eigenen jungen Kühe für diesen Zweck leiste ihnen der noch unkultivirte steinige Theil ihrer Hutweide treffliche Dienste, da auf dem Boden derselben die Klauen frühzeitig die nöthige Härte erlangen. Er ist ihnen eben darum zum Bedürfniß geworden. Diese Schwierigkeit haben wir auf dem sandigen Boden unserer Gemeinde nicht zu besorgen.

Die gegenwärtigen Bauern und Taglöhner hatten vielen Wohlgefallen an dieser Vorlesung, die sehr viel zum baldigen Anspannen der Kühe in Wiesenbrunn beitrug.

Als später der Taglöhner Gruber die Sammlung und ausschließliche Anwendung des Menschendüngers für die möglich gute Benützung kleinen Grundeigenthums einer Familie durch sein Beispiel gelehrt hatte, nahmen bald die Aecker auch der neuaufgenommenen Taglöhner, ein ganz anderes Aussehen an, und jene, welche durch die zweimalige Theilung der Gemeinweide zu ihren kleinen Aeckerchen drei und einen halben Morgen erhalten hatten, waren bald im Stande eine Kuh, auch zwei Kühe zu nähren, und die im Verhältniß zur Größe ihrer Grundstücke große Menge von Dünger, welche sie nunmehr sammeln konnten, machte es ihnen möglich, binnen wenigen Jahren ihr Feld zum höchstmöglichen Ertrag zu bringen. Es währte nicht gar lange und man gewahrte auf denselben beinahe die Fruchtbarkeit der Gärten, und sie boten einen um so erfreulichern Anblick dar, weil sie alle mit schönen jungen Obstbäumen, die sie aus dem Schulgarten erhalten hatten, und großentheils schon anfingen Früchte zu tragen, geschmückt waren.

Die Taglöhner, welche, wie Gruber, nur zwei Morgen besaßen, fuhren fort, ihr Feld mit der Hand zu bearbeiten. Manchmal kamen ihnen wohl auch Besitzer von Zugvieh mit dem Pfluge dabei zu Hilfe.

Diesen wurde dann ihr geleisteter Dienst, wenn es verlangt wurde, mit Handarbeit wieder vergolten.

Die Besitzer größerer Güter verfuhren bei Urbarmachung ihres von der Gemeinweide erhaltenen Antheils, da er nur einen kleinen Theil ihres bisherigen Besitzes bildete, ganz anders, als die der kleinen Güter. Sie widmeten ihn anfangs ganz oder wenigstens größtentheils dem Futterbau, vermehrten dadurch ihren Viehstand und ihren Dünger, und reiheten sie oft später unter ihre übrigen Aecker, um sie gleich diesem wechselweise zum Baue von Getreide, Futter und anderen Gewächsen anzuwenden. Daß Tull von seinen zuerst erhaltenen sechs Morgen zwei an seinen Schwager Fromholz verkaufte, und daß beide diese Grundstücke mit Lucerne und Esparsette bestellten, wissen wir bereits. Der Schulz Kramer, von dessen dreihundert Morgen umfassenden Bauerngut der ihm zugefallene Theil der Gemeinweide ein verhältnißmäßig nur kleiner Theil war, benützte, so wie alle größern Bauern, diesen sogleich ganz zum Futterbau. Er wendete durch das erste Beackern den Rasen um, ließ ihn bis zur Hälfte des Aprils liegen, eggte ihn dann mit einer eisernen Egge und bildete auf diese Weise eine acht Zoll tiefe Ackerkrumme. Er besäete hierauf das Feld mit Wicken und Haber, und säete, als die Saat etwa fingerhoch herangewachsen war, Klee hinein. Diese Saat wuchs ungemein üppig. Da Kramer sie zum grünen Futter bestimmt hatte, er sich diesen Sommer eine reichliche Futterernte auf seinen übrigen Feldern versprechen konnte, und schon früher als ein eifriger Nachahmer Georgs durch Vermehrung und Verbesserung seines Düngers, sowie seinen ganzen Feldertrag auch sein Futter sehr vermehrt hatte, so kaufte er zu den dreißig Kühen, die er bereits hatte, noch zwölf der schönsten Kühe, die er in der Gegend finden konnte, mit einem dreijährigen Stiere. Er fütterte den ganzen Sommer hindurch sein Hornvieh mit grünem Klee und mit dem Mengfutter, das er auf den erst urbar gemachten sechs Morgen erhielt. Es wurde gemähet ehe die Aehren des Habers zur vollkommenen Entwicklung kamen, und dieses konnte in diesem Sommer dreimal geschehen. Kramer erhielt dann so viel grünes Futter, daß, hätte er seine erst gekauften zwölf Kühe diesen Sommer hindurch allein von diesen sechs Morgen ernähren wollen, das darauf geerntete grüne Futter vielleicht dazu hingereicht haben würde. Mit vieler Freude führte er einst den Verwalter Müller dahin, um ihm das schöne Wicken- und Haberfutter, unter welches er auch Spergel gesäet hatte, zu zeigen. Müller nahm an dieser Freude lebhaften Antheil.

Dieses Futter, sagte er, wird auch kaum von einem andern an Güte übertroffen. Ueberhaupt sind die Gräser, welche hohle Halme mit Knoten haben, beinahe immer die besten Futterpflanzen. Dahin gehören alle unsere Getreidarten. Nur sind sie viel größere und meistens auch nahrhaftere Gräser, als die auf den Wiesen wild wachsenden. Man sollte sie daher mehr als gewöhnlich geschieht, als Futter bauen, grün abmähen und verfüttern. Wie nützlich diese Gräser unter günstigen Umständen werden können, habe ich vor einigen Jahren Gelegenheit gehabt, bei einem meiner Freunde zu beobachten. Er besaß eine bedeutende Ackerfläche nahe an der Stadt, in welcher er wohnte. Zugleich hatte er den Straßenkoth und den Abtrittsdünger dieser Stadt wegzuführen übernommen. Beide hatte man bis dahin nicht zu schätzen gewußt, denn die Stadt hatte das Wegführen derselben bezahlt, statt Geld dafür zu erhalten, und war jetzt froh, daß sie Jemand gefunden hatte, der es übernahm, sie unentgeltlich wegzuführen. Dieser hatte dadurch einen Ueberfluß an Dünger erhalten. Einst kam ich zum Besuche dahin, und bemerkte, als ich nahe an die Stadt gekommen war, ein ihm gehöriges Feld, das mit einer ganz dunkelgrün aussehenden zur Familie der Gräser gehörigen Pflanze ungefähr vierthalb Fuß hoch so dicht wie mit einem Filze bedeckt war. Ein Theil davon war eben abgemäht und man war damit beschäftigt, das Gemähte auf einen Wagen zu laden, und als Futter wegzuführen. Ich stand lange davor und wußte nicht, für was ich dieses so dicht stehende dunkelgrüne Gewächs mit beinahe fingerdicken Halmen halten sollte. Endlich entdeckte ich einige Halme, welche eben angefangen hatten, Aehren zu treiben. Ich sah nun, daß es Haber war. Der überreich mit Straßenkoth und Abtrittsdünger gedüngte Boden hatte diese bewundernswürdige Fülle von Futter getrieben. Man konnte den Sommer hindurch fünf Kühe vom Morgen ernähren, und der Werth des Ertrags konnte auf 150 fl. angeschlagen werden. Und diese Menge von Futter entkräftete den Boden nicht einmal merklich, weil man es nie zum Samentragen kommen ließ, und immer grün abschnitt. Diese Beobachtung kann als ein neuer Beweis dafür gelten, von welch großer Wichtigkeit der Dünger für den Landwirth ist, und daß er nie zu viel Sorgfalt darauf verwenden kann, ihn zu vermehren und zu verbessern. Hat er es einmal so weit gebracht, daß er seinem Acker mehr Dünger geben kann, als er verzehrt, so daß die Kraft desselben fortwährend im Zunehmen ist, so muß er über kurz oder lang, selbst auf mittelmäßigem Boden die reichsten Ernten gewinnen können,

vorzüglich, wenn er es versteht, ihn nach und nach durch bessere Erde oder durch eine vortheilhafte Mischung des Ackerbodens zu verbessern. Müller versprach hierauf dem Schulzen in einer der nächsten Zusammenkünfte umständlich mitzutheilen, was er über die beste Mischung des Bodens wisse und durch eigne Erfahrung gelernt habe.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Von den Wasserabzügen in den Feldern.

Als die zweite Vertheilung der Gemeinweide im J. 1805 vorgenommen wurde, war das Verfahren sie urbar zu machen, im Grunde das nemliche, das wir im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt haben. Nur wurden manche frühere Mißgriffe dabei vermieden, weil die Erfahrung sie vermeiden gelehrt hatte. Eine erhebliche Schwierigkeit fand man dabei an manchen feuchten und nassen Stellen, auf welchen keine Feldfrucht recht fortkommen wollte, und welche man nicht trocken zu legen wußte. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren unterirdische Quellen hier verborgen, denn auch die Erhöhung, die man an einigen dieser Stellen versuchte, wollte nicht helfen. Man fragte den Verwalter Müller um Rath, der, ohne sich darüber zn besinnen, Quellen für die Ursache des Uebels erklärte. Das einfachste Mittel dagegen, sagte er, wären Graben oder tiefe Furchen von diesen nassen Flecken bis an den tiefer liegenden Rand des Feldes. Allein sie sind im Ackern und überhaupt in der Feldbestellung hinderlich, und eben sowohl in der Ernte. Sie werden überdieses leicht ausgefüllt und müssen immer wieder geräumt oder gauz neu ausgehoben werden. Ich wüßte wohl ein anderes unfehlbares Mittel vorzuschlagen, das aber viel mehr Arbeit kostet, dagegen aber ist es, wenn nicht von immerwährender, doch immer von langer Dauer, unterbricht die Ackerfläche nirgends, und kann daher auch niemals dem Pfluge, der Egge oder dem Mist- und Erntewagen hinderlich sein.

Das ist gewiß, sagte der eben gegenwärtige Peter Kramer, der Sohn des Schulzen, das Mittel, das Sie auf dem Maierhofe angewendet haben. Sie haben damit den großen Acker, der gegen den See hinab liegt und immer feucht und naß war, trocken gemacht.

M ü l l e r. Das nemliche. Es sind die Schaufeln noch da, mit welchen die Graben, durch welche der Acker trocken geworden ist, ausgegraben worden sind, und der Graf wird kaum etwas dagegen haben, wenn ich sie dazu hergebe.

Schulz. Da werden wir alle sehr dankbar dafür sein. Allein wenn wir auch selbst welche müßten machen lassen, und wenn diese Graben auch noch so viele Arbeit kosteten, als sie wirklich kosten werden, so dürfte uns dieses nicht abhalten, sie auszugraben. Der Nutzen desselben ist, wie wir an des Grafen Acker gesehen haben, zu groß und augenscheinlich, als daß man sich durch etwas Geld und Arbeit sollte abschrecken lassen, sie zu machen und wenn die Gräben einmal gehörig hergestellt sind, so bleiben sie gewiß viele Jahre lang gut.

Die Bauern, welchen diese nassen Stellen gehörten, gingen nun eifrig an die Arbeit. Sie gingen dabei nach der Angabe des Verwalters auf folgende Weise zu Werk. Nachdem die Linien, nach welchen die Graben geführt werden sollten, von den nassen Stellen an in der kürzesten Richtung an den tiefer liegenden Rand des Ackers abgesteckt waren, wurden nach derselben zwei Furchen neben einander geackert, so daß ein ungefähr 15 Zoll breiter Streifen zwischen denselben stehen blieb. Dann wurde dieser Streifen mit dem Pfluge so tief wie möglich gespaltet und auseinander geackert, und indem man den Pflug mehrmal in dieser Furche hin und her gehen ließ, ein ungefähr 12 Zoll tiefer und auf der Sohle 12 Zoll breiter Graben ausgeackert. Diese wurden nun mit den Schaufeln, die der Graf hergegeben hatte, tiefer ausgegraben. Sie waren von zwei verschiedenen Größen. Das Blatt der einen war oben 12 Zoll und unten 8 Zoll breit und 15 Zoll lang oder hoch; das der andern war eben so lang, oben aber nur 8 Zoll breit und endete unten in einer Spitze. Beide Schaufeln hatten dritthalb Fuß lange Stiele, durch welche gerade oberhalb der eigentlichen Schaufel oder dem eisernen Blatte ein eiserner Stift gesteckt war, auf welchen man mit dem Fuße treten und die Schaufel in den Boden drücken konnte.

Mit der ersten Schaufel wurde in der ausgeackerten Furche ein 15 Zoll tiefer Graben ausgehoben, der auf dem Grunde die Breite des untern Randes der Schaufel d. i. von 8 Zoll erhielt. Als dieser Graben vollendet war, wurde die zweite unten spitzige Schaufel zur Hand genommen, und der Graben damit noch um 15 Zolle tiefer gemacht. Dieser hatte nun mit der Tiefe, die zuerst mit dem Pfluge erreicht worden war, die Tiefe von ungefähr vierthalb Fuß erhalten. In dem Steinbruche, der für die Dorfwege war eröffnet worden, lagen noch viele kleine Steine vorräthig. Mit diesen wurde der Graben ungefähr anderthalb Fuß hoch ausgefüllt, dann von der Weide abgestochener Rasen,

die grüne Seite nach unten, darüber gelegt, und endlich der ganze Graben wieder mit Erde zugefüllt.

Während diese Entwässerungsgraben ausgeführt wurden, fanden sich Zuschauer auch aus entfernteren Dörfern ein, denn es gab auch dort Stellen, welche einer ähnlichen Hilfe und Verbesserung bedurften. Die dortigen Bauern wollten sehen, wie diese Graben gemacht wurden, und ihre Wirkung beobachten. Einst als Verwalter Müller eben gegenwärtig war, wendete sich ein aus einem zwei Stunden entfernten Dorfe gekommener Bauer an ihn. Wir haben auf unsern Feldern, sagte er, hie und da wohl auch solche nasse Stellen, und wir möchten sie auch auf diese Weise trocken machen, aber wir haben keine Steine in der Nähe, und es würde uns sauer genug werden, wenn wir sie aus der Entfernung beiführen sollten. Man kann die Steine ganz wohl dabei entbehren, sagte ihnen Müller. Man macht lange Wellen oder Würste von Weiden- oder besser von Erlenzweigen, und legt sie auf die Sohle der Graben, deckt Rasen darüber, und füllt dann den Graben bis zur Oberfläche des Ackers aus. Wenn auch das Holz nach und nach verfault, so hat sich bis dahin die Erde festgesetzt, und der Graben bleibt für das untere abzuleitende Wasser offen. Man hat solche Graben wohl auch nur mit zwei oder drei neben einander liegenden Strohseilen, in deren Mitte auch ausgeackerte Stoppeln eingebunden werden können, ausgefüllet. Die Strohseile faulten natürlicher Weise bald, der Graben blieb aber, so weit ihn nämlich die Strohseile ausgefüllt hatten, dennoch offen. Hier haben wir die Steine, womit wir unten den Graben ausfüllten, mit Rasen zugedeckt, damit die Erde nicht zwischen die Steine hineinrollen und dem Wasser den Weg verstopfen kann. Man hat aber nicht überall Rasen bei der Hand. In diesem Falle kann ebenfalls Stroh angewendet werden. Man deckt nämlich die Steine mit Stroh zu. Bis das Stroh verfault, wird die darauf liegende Erde fest, und fällt dann nicht mehr nach. Freilich muß es schwere oder thonige Erde sein. Aber die findet man, wenn man diese Graben machen muß, immer, denn nur da, wo der Untergrund des Ackers aus solcher Erde bestehet, kommen diese Quellen vor*).

Das begriff der Bauer ganz wohl. Er versprach, gleich wenn er nach Haus gekommen sein würde, Anstalt zu solchen Entwässerungs-

*) Diese an sich sehr zweckmäßige Verfahrungsweise wurde in neuerer Zeit durch die jetzt hinlänglich bekannten und verbreiteten Drainröhren entbehrlich gemacht, obwohl es in seiner Wirkung den Drainröhren nur wenig nachstehet.

graben zu machen, nur bat er um ein paar Schaufeln als Muster, um sie vom Hammerschmiede nachmachen zu lassen.

Ein andermal sagte Tull dem Verwalter, daß er sehr aufmerksam zugesehen habe, wie der nasse Acker des Grafen durch eben solche Graben trocken gemacht worden, daß aber der Herr Verwalter auf eine etwas andere Weise dabei verfahren sei. Hier sagte er, haben Sie die Graben gerade und auf dem kürzesten Wege bis zum untersten Rand des Ackers geführt, wodurch sie möglichst kurz geworden sind, dort sind sie zehn bis zwölf Schritte von einander entfernt und schief über die Breite des Ackers weggeführt, wodurch sie um vieles länger geworden sind, als wenn sie auf dem kürzesten Weg an den untern Rand des Ackers wären geführt worden.

Hier auf euren Aeckern, antwortete Müller, waren nur einzelne nasse Stellen. Es war hinreichend, das Wasser, das sie naß machte, auf dem kürzesten Wege, aus dem Acker zu leiten. Dort aber war der ganze Acker naß. Hätte ich dort die Graben auf dem kürzesten Wege aus dem Acker geführt, so hätten sie zwar das Wasser, das ihnen zunächst war, abgeleitet, aber der Raum zwischen denselben wäre wahrscheinlich doch noch feucht geblieben. Daher habe ich die Graben ungefähr 40 Fuß von einander entfernt quer über den Acker, aber immer noch so geführt, daß sie einigen Fall behielten, damit das Wasser in ihnen fortrinnen kann. Da es auf dem Letten unter der Oberfläche des Ackers stehen blieb und diesen naß machte, muß es nun, da es doch, obwohl nur sehr langsam fortfließt, überall an einen Graben kommen, und in demselben fortrinnen, und kann nicht zwischen denselben so lange, daß es bis zur Oberfläche hinaufgedrängt werden kann, stehen bleiben. Es sickert nun in die Graben hinein, und fließt in denselben fort, und der Acker bleibt trocken. Es kommt nun am untern Rande desselben an den Enden der Graben hervor, und kann jetzt sogar zum Wässern der unten liegenden Wiese dienen.

Jetzt ist es mir vollkommen deutlich, sagte Tull. Das, was Sie mir hier gesagt haben, will ich mir wohl merken, wer weiß, wo ich einmal einen guten Rath damit ertheilen und damit jemand nützlich werden kann.

Die Graben, welche hier nach Müllers Rath und Angabe ausgeführt wurden, waren bald fertig, und die nassen Stellen trocken. Es waren, als ich dahin kam, seitdem 25 Jahre verflossen, und sie waren noch alle in gutem Stande und leisteten ihre Dienste vollkommen, ohne

seitdem eine Ausbesserung bedurft zu haben. Auch mit dem Acker des Grafen, den Müller schon früher trocken gemacht hatte, war dieses der Fall.

Siebzigstes Kapitel.

Die Art wie der Graf ein großes Stück Wald und Sumpf in Acker und Wiese verwandelte.

Während die Bauern in Wiesenbrunn ihre Gemeinweide urbar machten, war der Graf mit einem ähnlichen Unternehmen beschäftigt. Wir haben oben im 43. Kapitel gesehen, daß er einen 120 Morgen großen Wald ausrodete, und das Holz an die Bauern von Wiesenbrunn gegen billige Bedingungen verkaufte, um den Bau neuer Häuser, Scheuern und Ställe dadurch zu erleichtern. Wir wollen nun sehen, wie er nach dieser Ausrodung mit der Urbarmachung dieses Waldbodens und der daran gränzenden Grundstücke zu Werk ging. Vorher aber müssen wir die Lage und die Beschaffenheit dieses Bezirkes kennen lernen.

Der Wald hatte eine sanfte Neigung gegen Südosten, und war von einem schmalen Thale, durch das ein kleines Bächelchen floß, durchschnitten. Dieses Thal mochte ungefähr 50 Morgen enthalten, und war in den 120 Morgen Wald nicht mitbegriffen. Am untern Ende des Waldes gegen den See hin war ein kleiner Sumpf von ungefähr 60 Morgen. Der Graf wollte nicht nur den Wald ausroden und in Feld, sondern auch das kleine Thal, das jetzt ganz öde lag, weil es theils mit Weidengestrüppe, theils mit Erlenbüschen bedeckt war, in eine Wiese verwandeln und den Sumpf austrocknen. Es war für dieses letztere nur ein ungefähr sechs Fuß weiter Graben durch die Mitte des Sumpfes bis an den in einiger Entfernung von demselben vorüberfließenden vom Dorfe Wiesenbrunn herabkommenden und nicht weit davon in den See sich ergießenden Bach nothwendig. Auch wurde noch am Rande des Waldes ein Graben ausgehoben, der alles von den höhern Stellen kommende Wasser aufnahm, und es längs dem Sumpfe hin, damit es sich nicht mehr in diesen verlieren konnte, dem Ende des eben angeführten Hauptgrabens zuleitete, gerade da, wo dieser den Sumpf verläßt, und sich mit dem nahen Bache vereinigt; denn es ist für möglich leichte und vollkommene Austrocknung eines Sumpfes immer sehr wichtig, das von außen herbei- und in denselben fließende Wasser, ehe es in denselben gelangt, wenn nur immer mög-

lich längs dessen Umfang abzuleiten, und es zu hindern, in den Sumpf zu gelangen, damit es nicht erst aus diesem abgeleitet werden muß.

Die Austrocknung gelang durch dieses Verfahren so vollkommen, daß man auf ungefähr 20 Morgen, die der höher liegende Theil des vormaligen Sumpfes enthielt, sechs Fuß unter der Oberfläche kein Wasser fand. Für die Verwandlung des Waldes in Feld war das Fällen der Bäume, das Ausroden der Baumstöcke und das erste Beackern die vorzüglichste Arbeit. Mehrere Morgen waren dicht mit Moos bewachsen. Dieses wurde mit eisernen Rechen losgerissen und nach dem Maierhofe gebracht, und dort in der Sonne ausgebreitet, um trocken zu werden. Es wurde hierauf dem Vieh untergestreuet, das darauf sehr sanft und weich lag, und gab, als es diesen Dienst geleistet hatte, einen vortrefflichen Beitrag zum Düngerhaufen. Der ausgerodete und in Acker verwandelte Waldboden gab durch die viele Dammerde, die ihn bedeckte, und sich größtentheils aus den abgefallenen Baumnadeln gebildet hatte, vorzüglich nachdem derselbe mit Mergel überführt und damit vermengt war, einen ungemein fruchtbaren Ackerboden. Ein Theil dieses vormaligen Waldbodens wurde zu einer Hopfenanlage bestimmt. Graf von Ranfels widmete derselben vier lange, zusammen zwei und zwanzig Fuß breite Streifen, wovon zwei den vormaligen Waldboden nach seiner ganzen Länge nach außen und zwei andere von innen längs dem kleinen Thale, das ihn in zwei Theile trennt, begränzen. Diese vier Streifen haben zusammen genommen die Länge von ungefähr 12,000 Fuß, und enthalten ungefähr sechs und einen halben Morgen. Wir werden bald erfahren, warum diese Anlage in so schmalen und langen Streifen gemacht wurde.

Der ausgetrocknete Sumpf wurde in zwei Theile getheilt. Der tiefer liegende weniger über das Wasser erhabene Theil wurde zur Wiese bestimmt, der höher liegende trockne Theil unter den Pflug genommen. Der Graf und der Verwalter wendeten verschiedene Mittel an, um diesen Boden für diese zwei verschiedenen Zwecke brauchbar zu machen. Er wurde zuerst in seiner ganzen Ausdehnung flach umgepflügt, um den darauf befindlichen beinahe ganz aus Sumpfpflanzen bestehenden Rasen umzuwenden. Den zur Wiese bestimmten Raum theilten sie in zwei Theile. Auf dem einen wurde der losgeackerte torfartige Rasen auf Haufen zusammengeführt. Jeder derselben behielt in seiner Mitte eine kleine Höhlung mit einer Oeffnung nach außen, und wurde, sobald er dafür hinlänglich trocken war, durch ein darin ge-

machtes kleines Feuer angezündet. Indem man die auf der Außenseite der Haufen sich zeigenden kleinen Risse und Oeffnungen immer verschloß, um jene in langsamen Brand zu erhalten, wurden sie endlich in Asche verwandelt. Diese wurde über die ganze Fläche, von welcher der Rasen abgeschält worden war, ausgebreitet, flach untergepflügt, dann Grassamen verschiedener Art darauf gesäet und hierauf geeggt. Auf dem andern Theile wurde der Rasen ebenfalls auf Haufen zusammengeführt, mit etwas Stalldünger, um das Faulen zu befördern, vermengt, und so der Fäulniß überlassen, endlich ebenfalls ausgebreitet und die nun entstehende Wiese wie die andere Abtheilung behandelt. Beide Abtheilungen wurden vortreffliche Wiesen, doch jene, auf welcher der Rasen verbrannt worden war, früher als die andere.

Es wurden nun die nöthigen Anstalten getroffen, um diese neue Wiese bewässern zu können. In den Graben, der längs dem Rande des Waldes längs dem Sumpf hingeführt worden war, um das Wasser, das aus diesem kam, zu hindern, sich darin zu verbreiten, ergießen sich mehrere kleine Quellen, die in der Nähe hervorkommen. Diese wurden zur Bewässerung angewendet, weil frisches Quellwasser dazu am nützlichsten ist. Jene Hälfte der Wiese, welche auf der Seite dieses Grabens liegt, wird aus diesem selbst bewässert, der andere jenseits liegende Theil erhält sein Wasser von eben daher, es wird aber am obern Ende derselben in einer hölzernen Rinne über den durch ihre Mitte geführten Entwässerungsgraben und dann in den Bewässerungsgraben, der dort längs der Wiesen hingeführt worden, geleitet und aus diesem über diese Hälfte derselben vertheilt. Von beiden Seiten fließt dann das Wasser, das zur Bewässerung gedient hat, in den durch die Mitte gezogenen Entwässerungsgraben und aus diesem in den Bach.

Es scheint doch, sagte einst der alte Schulz zum Verwalter, daß das Verbrennen des Rasens den Vorzug verdient, denn ich habe bemerkt, daß die auf diese Weise behandelte Wiese viel früher zu dem gegenwärtigen guten Ertrag gelangte, obwohl die andere Wiese, auf welcher der Rasen mit Mist vermengt verfault ist, ihr um nichts mehr nachstehet. Es scheint allerdings so, sagte Müller hierauf, doch darf man nicht unbeachtet lassen, daß das Feuer viele fruchtbare Theile des Rasens in Rauch verwandelt, die mit diesem fortfliegen. Auf Boden mit einer reichen Lage guter Erde, die für sich allein einen fruchtbaren Acker oder Wiese geben kann, wie dieser hier, kommt dieses nicht viel in Betrachtung, denn das, was dadurch in die Luft verjagt wird,

ist sehr unbedeutend gegen das, was zurückbleibt; aber auf einem Boden, wo der verbrennende Rasen keine Torf enthaltende oder leicht sich in fruchtbare Erde verwandelnde Dinge unter sich hat, und den größten Theil von dem enthält, was in Zukunft den darauf wachsenden Pflanzen Nahrung geben soll, darf man das, was durch das Feuer verflüchtigt wird, nicht als geringfügig ansehen. Ein anderes ist es, wenn dieses Rasenbrennen auf einem großen mehrere Quadratstunden enthaltenden Sumpfe allgemein und fortwährend geschieht. Der dadurch entstehende Rauch sinkt in einiger Entfernung auf dem Sumpfe selbst nieder, und ist dort nicht verloren. Wenn er auch nicht dem Eigenthümer des Grundes, von dem er aufsteigt, zu gut kommt, so kann er doch diesen wieder niedersinkenden Rauch von andern auf eben diese Weise in seiner Nähe behandelten Grundstücken erhalten, und auf diese Weise kann ihm das, was ihm heute durch das Rasenbrennen davonfliegt, vielleicht morgen durch das nämliche in der Ferne angewendete Mittel wieder ersetzt werden. Doch würde ich immer das langsame Faulen des Rasens auch da noch vorziehen, und man hat das Feuer hier nur angewendet, um die Wirkung der verschiedenen hier anwendbaren Verfahrungsweisen durch eigene Erfahrung und Vergleichung kennen zu lernen und zu beurtheilen.

Der zum Ackerbau bestimmte obere Theil des Sumpfes wurde zur Hälfte ebenfalls durch den Pflug seines Rasens beraubt, und dieser auf Haufen liegend der Fäulniß überlassen, die andere Hälfte wurde blos umgeackert, schwach gedüngt und mit Kartoffeln und Wurzelgewächsen bepflanzt. Der Graf ließ einen Theil der ersten Hälfte in kleine Theile von einem halben und einem Viertelsmorgen Größe theilen und zum Versuche mit Gewächsen verschiedener Art besäen und bepflanzen, doch wurden die verschiedenen Getreidearten in größere Ackerstücke gesäet. Roggen und Weizen gediehen hier vortrefflich, und man erntete den ausgesäeten Samen fünfzehn- und achtzehnfach wieder. Haber und Gerste wuchsen ungemein üppig und in ungewöhnlicher Höhe heran, aber sie brachten nur vieles Stroh und wenig Körner. Der Boden schien für sie zu fett zu sein, sie trieben daher zu sehr in den Halm auf Kosten der Körner. Eben dieses war der Fall mit allen Hülsenfrüchten, als Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen u. dgl. Sie fingen aber an, gut fortzukommen, sobald dieser Torfboden mit gewöhnlicher Ackererde vermengt wurde. Die Rüben gelangten zu ungewöhnlicher Größe und Güte, der rothe Klee konnte dreimal geschnitten werden, und gab

jedesmal eine Ernte, welche die gewöhnlichen obwohl noch guten Ernten weit übertraf. Die Esparsette gerieth gut, aber die Lucerne schlecht und ging bald wieder aus. Sie liebt den Torfboden nicht. Hanf erreichte eine Höhe von acht Fuß, aber der Flachs blieb im Wuchse zurück und wurde nur mittelmäßig. Alle Arten von Kohl wurden ungemein schön und man erhielt Köpfe von Weiskohl von 12 bis 15 Pfund an Gewicht, und Blumenkohl von einer Schönheit, wie man ihn nur selten in Gärten erhält. Der Reps gab einen Ertrag, dem jener auf den besten Aeckern kaum gleichkommt. Auf ein Stück dieses Torfbodens, das mit ungelöschtem Kalk bestreuet worden war, wurde Krapp gepflanzt und nach zwei Jahren ausgegraben, und gab eine vortreffliche Ernte, sowohl an Menge als Güte. Da der Bau des Krapps in Wiesenbrunn bald eine größere Ausdehnung erhielt, so werden wir bald mehr davon erfahren.

So hatten diese Versuche den Beweis gegeben, daß der Torfboden für beinahe alle Gewächse vortrefflich ist, wenn er nur zur vollkommenen Zersetzung gebracht und vorzüglich, wenn er mit Erde vermengt wird, denn dann ist er ja selbst Dünger. In der Folge ließ ihn daher auch Graf Ranfels fleißig mit Kalkmergel und anderer Erde, die sich in der Nähe fand, vermengen. Auch über die neu angelegte Wiese wurde nach und nach eine dünne Lage von Mergel ausgebreitet. Acker und Wiese erhielten dadurch noch einen ansehnlichen Zuwachs an Fruchtbarkeit und Ertrag.

Der Bauer Hanns Schnee, der, wie wir im 35. Kapitel gesehen haben, eine seiner Wiesen an Tull gegen einen Acker vertauscht hatte, besaß eine Wiese von zwei Morgen im Thalgrunde, mit deren Ertrag er nicht vollkommen zufrieden war. Sie trug zwar immer ziemlich viel Gras und Heu, aber nährte auch viele Pflanzen, die für keine Art von Vieh taugen, z. B. die Herbstzeitlose, die im Herbste manche Wiese mit ihren blaßrothen Blüthen beinahe bedeckt, Ampfer, Klapperkraut, Wolfsmilch u. a. Er sah die neue Wiese des Grafen, die mit gutem Grassamen und andern Futterkräutern war besäet worden, und nun bewunderungswürdig schön und üppig dastand, und er hoffte seine Wiese sehr verbessern zu können, wenn er sie auch mit solchem Samen besäen würde. Er fragte hierüber den Verwalter Müller um Rath. Dieser billigte sein Vorhaben, sagte ihm aber, daß er nur dann guten Erfolg erwarten könne, wenn er vorher den alten Rasen seiner Wiese vollkommen zerstört haben würde. Er rieth ihm daher, die Wiese vor

dem Winter und am Ende desselben jedesmal ein paarmal umzuackern, dann mit Haber und Gerste als Grünfutter zu besäen, im Herbste wieder zu ackern, im nächsten Frühling, wenn möglich nach einer schwachen Düngung mit Kartoffeln oder Kohl oder mit beiden zu bepflanzen, weil durch behackte Früchte der verfaulte Rasen am vollkommensten zertheilt und mit der Erde vermengt, und wenn noch etwas davon grün werden sollte, zerstört würde, und dann im dritten Jahre, wenn der Boden nochmal gepflügt und tüchtig und scharf durchgeeggt sein würde, mit gutem Gras- und Kleesamen zu besäen. Er versprach ihm die dazu nöthigen Samen mit der Erlaubniß des Grafen zu geben. Schnee nahm diesen Rath mit vielem Danke an. Er behandelte seine mit schlechten Pflanzen bewachsene Wiese, wie ihm Müller gerathen hatte, und erhielt im dritten Jahre eine vortreffliche Wiese wieder, die er, wie vorher, zum Bewässern einrichtete.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Verwalter Müller lehrt die Bauern in Wiesenbrunn die guten und schlechten Wiesenpflanzen kennen.

Die schöne Wiese, in welche der vormalige Sumpf durch den Anbau von Futterpflanzen verwandelt worden war, hatte die Bauern von Wiesenbrunn auf die bessern Wiesenpflanzen erst recht aufmerksam gemacht. Der Schullehrer Hochfeld hatte aber schon früher vieles dazu vorbereitet und beigetragen. Wir haben schon oben im sechsundfünfzigsten Kapitel gesehen, daß er die Schuljugend mit den dem Landmann nützlichen und schädlichen Pflanzen bekannt zu machen suchte, und daß er dabei viele gelehrige Schüler fand. Er war seitdem ununterbrochen mit diesem Unterrichte fortgefahren, und hatte, um ihn noch nützlicher zu machen, die Pflanzen, welche der Gegenstand derselben waren, in der Blüthe, einige auch im Zustande der Reife gesammelt, und zwischen Papier getrocknet, wodurch sie wenig an ihrer Gestalt verloren, und vollkommen kenntlich blieben. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, sie seinen Schülern auch zu Hause zu zeigen, um sie damit und mit den Eigenschaften derselben bekannt zu machen, aber er unterließ darum nicht, sie mit ihnen auch in Feld, Wiese und Wald aufzusuchen. Die Jugend fand immer mehr Vergnügen an diesem Unterrichte, und mehrere Knaben hatten bereits selbst viele Pflanzen gesammelt, und sie nach Anleitung ihres Lehrers ebenfalls zwischen Papier getrocknet. Dadurch

waren auch manche Eltern mehr oder weniger damit bekannt geworden, und es hatte sich bereits viele Empfänglichkeit für die Benützung der nützlichen wildwachsenden Pflanzen in der Gemeinde verbreitet. Auch hatten schon viele Bauern einzusehen angefangen, wie nützlich dieser Unterricht ihren Kindern werden könne, und daß er in keiner wohleingerichteten Dorfschule fehlen, und jeder Schullehrer im Stande sein solle, ihn zu ertheilen. Sie wünschten nun aber die guten und schlimmen Eigenschaften dieser Pflanzen auch durch den Verwalter Müller kennen zu lernen, der als ein guter und unterrichteter Landwirth ihnen in landwirthschaftlicher Hinsicht wahrscheinlich noch bessere Auskunft darüber würde ertheilen können. Sie baten ihn darum, und er entsprach ihrer Bitte sehr gern. Er ging mehrmals an Sonntagen nach dem Gottesdienste oder an Nachmittagen mit mehreren aus der Gemeinde auf den Feldern und Wiesen spazieren, wobei er gewöhnlich auch vom Schullehrer und einem Theile der Schuljugend begleitet wurde. Einer der ersten dieser Spaziergänge war nach dem vom Grafen ausgetrockneten Sumpfe und der dort neugeschaffenen Wiese, weil sie dort viele der nützlichsten Wiesenkräuter beisammen sahen, und zugleich den Nutzen derselben in der Fülle und Ueppigkeit, in der sie vor ihnen stand, vor Augen hatten.

Als sie dahin gekommen waren, brach Müller eine Pflanze ab, und fragte einen der zunächst stehenden Knaben: wie heißt dieses Gras? Der Wiesenfuchsschwanz*) sagte dieser. Richtig, versetzte Müller. Man sieht diesen Pflanzen auch gleich an, warum man sie so nennt, denn ihre Aehre hat ganz die Gestalt eines Fuchsschwanzes. Dieses Wiesengras verdient vor vielen andern angebauet zu werden. Es treibt sehr früh, denn oft findet man es schon am Ende Aprils in der Blüthe. Es wächst schnell heran, und wenn es abgemäht ist, treibt es bald wieder in die Höhe. Seine Halme sind saftreich und stark, und seine Blätter so breit, als von irgend einer einheimischen Grasart. Ueber dieses sind sowohl Halm als Blätter weich und zart, und sowohl frisch als im Heu dem Vieh sehr angenehm. Ihr werdet sie auch auf allen gu-

---

*) Alopecurus pratensis. Obwohl lateinische Namen nicht für den Landmann sind, so will ich sie doch in Noten hinzufügen, weil die deutschen Namen oft bloße Provinzbenennungen sind, und daher in verschiedenen Gegenden verschieden sind. Nach dem lateinischen Namen kann sie dem Landmann, der diese Pflanzen kennen lernen will, jeder Pflanzenkenner zeigen, er mag aus was immer für einem Lande sein.

ten Wiesen und zwar gewöhnlich sehr häufig finden. Aber auch nur auf guten Wiesen ist dieses Gras von Werth. Auf einmähdigen Wiesen, auf welchen die Heuernte später eintritt, hat es, wenn es gemäht werden soll, schon längst verblüht und ist dürr, saft- und kraftlos geworden. Es will übrigens einen guten und mäßig feuchten Boden, denn sowohl auf ganz trocknem, als auf nassem Boden kommt es schlecht oder gar nicht fort. Aber auf trocknem Boden soll es ohnehin keine Wiese geben, denn dieser gehört unter den Pflug. Ein lehmiger mit vieler Gewächserde gemengter Boden ist für diese Pflanze der beste. Doch gedeihet sie, wie ihr hier seht, auch im Torfboden sehr gut. Sie wird aber hier immer besser, sowie alle übrigen Gräser, fortkommen, so wie mehr Mergel darauf geführt werden wird, und das wird so viel thunlich, alle Jahre geschehen.

Das ist auch ein sehr gutes Gras, sagte Tull, indem er eine Pflanze abbrach und sie dem Verwalter zeigte. Ganz gewiß, antwortete dieser, eine sehr gute Futterpflanze. Es ist eine Wickenart. Ich muß hier bemerken, daß, wenn man die Pflanzen gehörig unterscheiden will, man Gras oder Gräser nur jene Pflanzen nennt, welche meistens hohle, mit Knoten versehene, gleichsam gegliederte Halme haben, wie eben dieser Fuchsschwanz hier, und alle Gräser, die ich euch nun, und zwar diese zuerst, vor den andern Futterpflanzen zeigen werde, und wie alle unsere Getreidearten, denn auch diese gehören unter die Gräser, den Buchweizen ausgenommen, wenn man ihn unter die Getreidearten zählen will. Er brach nun wieder eine Pflanze ab, und wendete sich an einen andern Knaben, den er um den Namen derselben fragte. Dieser nannte ihn das Wiesenviehgras. Getroffen, sagte Müller, man nennt es auch das rauhe Rispengras *). Es gibt einen reichen Ertrag, kommt sehr frühzeitig, wird von allem Vieh gern gefressen, und bekommt ihm sehr wohl. Man findet es, wie den Fuchsschwanz, auf allen guten Wiesen sehr häufig. Wenn man den Samen dieses Grases einzeln aussäet, so muß man sehr aufmerksam sein, daß er nicht klumpig auf das Feld zu liegen komme, weil er sich gern, so wie der Same der gelben Rüben, aneinander hängt. Man thut daher immer wohl, ihn mit andern Grassamen vermengt auszusäen.

Dieses Gras hier, fuhr Müller fort, indem er ein anderes abriß, nennt man das Thimothegras, von einigen wird es auch Wiesen-

---

*) Poa trivialis.

lieschgras genannt *). Es hat eine Aehre, die jener vom Wiesenfuchsschwanz etwas ähnlich ist, aber sie ist steifer und weniger weich. Seine Blätter und Halme sind etwas härter, es wächst später heran, blühet auch etwas später, und wächst, wenn es gemäht wird, in dem nämlichen Jahre nicht mehr bis zur ersten Größe heran, so daß es allein gesäet nur einen einzigen guten Schnitt geben würde. Allein dieser Schnitt ist, weil dieses Gras höher wächst, viel ergiebiger, als vom Wiesenfuchsschwanz, und den meisten inländischen Gräsern. Das Gras wird grün und als Heu vom Rindvieh und besonders von den Pferden gern gefressen. Auch verlangt es keinen so guten Boden, es ist damit zufrieden, wenn er nur feucht ist, und kommt sogar auf sumpfigem Boden fort. Hier fängt es erst zu blühen an, wenn die andern Gräser beinahe alle schon verblüht sind. Es ist daher meistens besser, es mit andern später blühenden Pflanzen, als mit diesen, auszusäen. Doch leistet es auch noch mit diesen gute Dienste.

Hier ist eines, rief ein Knabe, wovon die Aehre erst heraus will. Ich glaube, es ist das nämliche, woran wir voriges Jahr so viele Freude hatten, weil es eine so schöne rothe Aehre hat.

Es ist das Glanzgras **), sagte Müller. Da es viel später, als die meisten andern hier stehenden, blüht, so sollte man wohl denken, daß man es nicht mit denselben aussäen soll. Da es aber jung geschnitten viel besser ist, und gerade dann von dem Rindvieh und von den Pferden viel lieber gefressen wird, so kann man es ganz wohl mit den früher blühenden säen. Es hat, wie ihr hier sehet, breitere Blätter, als die meisten andern Gräser, und gibt daher viel Futter. Es ist ein sehr gutes Untergras für die andern höhern Grasarten. Es wächst vorzüglich gern auf feuchten Wiesen, und soll auf keiner guten künstlichen Wiese fehlen.

Aus der nämlichen Ursache verdient auch dieses hier, das auch noch kaum die Blüthe treibt — er holte es aus dem höhern Grase hervor — gesäet zu werden. Es heißt die Rasenschmiele ***). Es ist ebenfalls vortrefflich als Untergras, macht einen sehr dichten Rasen, und alles Vieh frißt es ungemein gerne, so lang es noch niedrig ist, aber viel weniger gern, wenn es einmal seine ziemlich hohen Halme getrie-

*) Phleum pratense.

**) Phalaris arundinacea.

***) Aixa caespitosa.

ben hat. Glücklicher Weise kommen diese ziemlich spät, wenn die andern guten Gräser, die ich bisher gezeigt habe, meistens schon verblüht sind. Es wird daher immer schon mit diesen, ehe es zu blühen anfängt, abgemähet.

Das hier sieht auch einem guten Futtergras ähnlich, sagte Peter Kramer, indem er Herrn Müller ein hohes Gras, das er eben abgebrochen hatte, hinreichte. Ah, das ist das französische Raigras, rief ein Knabe. Das ist es, sagte Müller, es ist eines der allerbesten Futtergräser. Es heißt auch der hohe Wiesenhaber *). Es wurde von den Franzosen für das englische Raigras gehalten, und daher heißt es das französische Raigras. Es gehört unter die bei uns wildwachsenden Haberarten, die beinahe alle, wenn sie grün geschnitten werden, gutes Futter geben, wie der Haber, den wir für unsere Pferde säen. Dieser Wiesenhaber ist aber nach dem eigentlichen Haber für grünes Futter und Heu einer der besten. Er wurde lang als das beste Futtergras gepriesen. Das ist er zwar eben nicht: aber er ist immer eines der besten, und kommt auch auf trocknerm Boden, als dieser hier ist, und auf Höhen gut fort. Er verdient daher gewiß fleißig angebauet zu werden. Er wächst schnell und bestaudet sich stark, und gibt, wenn er allein steht, in einem Jahre mehrere reichliche Ernten. Er dauert, besonders, wenn er einigen Dünger erhält, unter fortwährender Zunahme fünf bis sechs Jahre, im sechsten aber fängt er an abzunehmen. Das Vieh frißt ihn gern und er ist daher auch zur Stallfütterung als grünes Futter sehr gut zu brauchen, doch frißt es lieber den Klee, grüne Wicken, und Mengfutter aus Gerste und Haber. Unter den übrigen Wiesengräsern gibt er aber ein in jeder Hinsicht vortreffliches Futter, vorzüglich, wenn er mit diesen zu Heu gemacht wird. Hier auf dieser Wiese ist er gewiß eines der besten Gräser, die darauf wachsen.

Dieser Wiesenhaber hat aber noch einen Namensverwandten, der ebenfalls sehr schätzbar ist, den Goldhaber **). Doch auf dieser Wiese finden wir ihn nicht. Vielleicht dort oben auf der Höhe. Wenn wir hinkommen, werden wir ihn wahrscheinlich finden, denn er wächst am liebsten auf trocknen Höhen. Wir werden ihn dort finden, fiel Hochfeld ein, aber nur sparsam. Der Boden, scheint es, ist dort für ihn etwas zu sandig. Für künstliche Wiesen, fuhr Müller fort, will ich

*) Avena elatior.
**) Avena fluvescens.

ihn eben darum, weil er trocknen Boden liebt, nicht empfehlen. Wer aber seinen Acker zur Weide liegen lassen will, der thut wohl, ihn dort anzusäen, denn er ist für alles Vieh eines der nahrhaftesten und nützlichsten Gräser.

Wie heißt denn das zarte und schöne Gras hier? fragte Wohlmann, es ist wie Sammt, wenn man es anfühlt.

Es ist das wollige Roßgras, antwortete Müller. Man heißt es auch Honiggras *). Es ist ebenfalls eines der besten Futtergräser, das auf trocknem und nassem Boden gedeiht und auf beiden einen guten Ertrag gibt. Besonders gut wächst es auf urbar gemachten Torfgründen, und ist daher hier, wie ihr schon an seinem üppigen und fetten Aussehen wahrnehmen könnt, ganz an seinem Platze. Es ist ein weiches, saftiges und süßes Gras mit ziemlich langen Blättern und saftigen Halmen, und gibt vortreffliches Heu. Das Rindvieh frißt es noch lieber, als die Pferde, obwohl es Roßgras heißt, und es verdient vor den meisten übrigen Gräsern den Vorzug, wenn es gleich nicht so viel Futter gibt, als der Wiesenhaber.

Das hier ist gewiß auch ein sehr gutes Gras, sagte Weismann, indem er einen Halm abbrach, denn ich finde es auf allen guten Wiesen, und das grüne Futter und auch das Heu, unter welchem vieles davon ist, frißt alles Vieh sehr gern. Unstreitig gehört es unter die besten Gräser, sagte Müller. Man nennt es den Wiesenschwingel **). Es ist sehr blattreich, gibt einen mehrmaligen reichen Ertrag, wird grün und als Heu von allem Vieh gern gefressen, und gedeiht auf trocknem und feuchtem Boden, wenn dieser nur nicht schlecht ist. Es gehört unter die frühe blühenden Gräser und kann mit diesen ausgesäet werden.

Wir haben nun, fuhr Müller fort, so ziemlich die meisten guten Gräser kennen gelernt, welche man mit Nutzen auf feuchtem Wiesenboden pflegen kann, denn trocknen Boden soll man nie zur Wiese machen.

Schulz: Wenn man nun eine Wiese durch den Bau dieser Gräser anlegen will, wie viel soll man denn von jedem dieser Gräser Samen nehmen?

Müller: Die Menge des Samens hängt von der Größe desselben ab. Von kleinen Samen kann man wenig, von größern muß

---

*) Holcus lanatus.
**) Festuca elatior.

man natürlich mehr nehmen. Von den erstern sind oft nur einige Loth unter die übrigen gemengt für den Morgen hinreichend, von den größern sind zwei bis drei Pfund nothwendig. Je nachdem der Boden einer oder der andern Grasart mehr oder weniger günstig ist, wird die oder jene Grasart mehr gedeihen und die andern mehr oder weniger verdrängen, und so wird die Natur bald selbst alles in das rechte Geleise bringen.

Wohlmann: Unter den Gräsern, die Sie uns hier gezeigt haben, wachsen noch verschiedene andere Pflanzen. Hier ist ein Klee, doch nicht der nämliche, den wir auf unsern Aeckern bauen. Hier ist auch die Wicke, die vorher Tull abgebrochen hat. Ich sehe auch noch ein paar andere Pflanzen. Sind sie von selbst hier gewachsen, oder sind sie auch hieher gesäet worden?

Müller: Sie sind gesäet worden. Man hätte wohl die Gräser, die wir hier sehen, und deren gute Eigenschaften ich beschrieben habe, allein säen können. Allein es ist bei dergleichen Dingen immer besser, die Natur so viel möglich nachzuahmen. Ihr werdet auf keiner Wiese Gräser allein finden, sondern immer andere Pflanzen darunter, und die Natur hat aus sehr weisen Absichten es so geordnet. Die langen dünnen und schwachen Halme der Gräser würden sich niederlegen und nicht wieder aufstehen, wenn sie nicht andere Pflanzen zur Stütze hätten. Ueber dieses werden Halme, welche allein und dicht aneinander stehen, so daß Sonnenschein und Luft sie nicht frei berühren können, schwächer und legen sich eben darum leichter nieder. Wir sehen dieses nur zu oft an den viel stärkern und dickern Getreidehalmen, legen sich doch manchmal ganze Aecker derselben nieder, ohne wieder aufzustehen. Ihr werdet wohl schon bemerkt haben, daß dieses auf den Aeckern des Grafen beinahe niemals geschiehet. Woher mag dieses wohl kommen? ich glaube, weil auf diesem das Getreide mit der Säemaschine gesäet wird. Hier bleibt nämlich der Getreidehalm, bis das Getreide sich so bestaudet, daß es endlich den ganzen Acker überziehet, weil es in Reihen stehet, viel länger der Sonne und der freien Luft ausgesetzet, als auf den mit der Hand besäeten Aeckern, und wird dadurch stärker und fester, so daß es sich nicht so leicht niederlegt. Dieses ist auch auf dieser Wiese und auf jeder andern natürlichen Wiese, wegen den andern zwischen den Grashalmen wachsenden Pflanzen der Fall. Daher legt sich hier der schwächste Halm nicht nieder, allein wahrscheinlich würde dieses geschehen, wenn die Grashalme allein und so dicht wie eine

Getreidesaat dastünden. Sie werden durch die andern zwischen ihnen stehenden Pflanzen gestützt. Doch wir wollen nun auch die übrigen Pflanzen, welche hieher gesäet werden, kennen lernen.

Ich will gleich diese gelbe Wicke hier nehmen, weil vorher Tull schon darum gefragt hat. Sie heißt die Wiesenplatterbse oder auch Honigwicke*). Ihre Wurzel kriecht unter dem Boden fort, und breitet sich dadurch weiter aus. Das Vieh frißt sie sehr gern, und sie vermehrt durch ihren üppigen Wuchs Gras und Heu sehr merklich. Ich will einmal versuchen, sie allein anzusäen. Ich glaube, sie gibt einen ziemlich reichen Schnitt, so daß sie wohl verdiente, wie die gewöhnlichen Wicken zum grünen Futter gebauet zu werden.

Schulz: Ich habe diese Wicke wohl auch schon auf unsern Wiesen bemerkt. Auch diese Wicke hier, oder wie man sie sonst nennt, wächst unter unserm Getreide als Unkraut.

Müller: Dort gilt sie als Unkraut, hier aber ist sie eine sehr nützliche Pflanze, denn sie ist eines der besten und nützlichsten Wiesenkräuter. Sie heißt die Vogelwicke**). In den Feldern ist sie übrigens ein sehr schönes Unkraut. Die langen schmalen Aehren, an welchen oft dreißig bis vierzig veilchenblaue Blümchen hängen, machen sie selbst für Gärten schön, wenn man sie dort der Blüthe wegen pflegen wollte.

Diese Wicke hier mit den kleinen rothblauen Blüthen kennt ihr gewiß auch, denn sie wächst allenthalben an Zäunen und in Gebüschen wild. Sie heißt darum auch die Zaunwicke***). Sie gibt gutes Futter, wie die Vogelwicke, und darum ist sie mit dieser unter die Gräser gesäet worden.

Es sind aber auch noch einige Kleearten hier. Diese müssen wir auch kennen lernen. Er riß nun eine Kleepflanze ab. Die sieht ja unserm gewöhnlichen rothen Klee ganz ähnlich, sagte Tull. So ziemlich, sagte Müller. Wenn man ihn aber genauer untersucht, so sieht man bald, daß seine Blätter schmaler, spitziger und länger sind. Auch sitzen oben immer zwei Blüthenköpfe nebeneinander, während auf unserm gewöhnlichen Klee die Blüthen einzeln stehen. Er heißt der rothe Bergklee†). Man findet ihn häufig auf Anhöhen und in Wäldern.

---

*) Eathyrus pratensis.

**) Vicia cracca.

***) Vicia dumetorum.

†) Trifolium alpestre.

Auch auf Wiesen wächst er wild. Die meisten bemerken ihn nicht als eine besondere Kleeart, weil sie ihn für den gewöhnlichen Klee ansehen. Das Vieh frißt ihn so gern, wie diesen, aber auf Wiesen verdient er den Vorzug, weil er mehrere Jahre dauert, der andere aber gewöhnlich nach drei Jahren ausgehet.

Weismann: Das Blatt dieses Klees scheint mir etwas größer, es sitzen mehr derselben am Stengel, als an dem des gewöhnlichen Klees. Sollte er nicht des Anbaues auf eigenen Feldern werth sein?

Müller: Es scheint allerdings. Auch wurde er schon von berühmten landwirthschaftlichen Schriftstellern dazu empfohlen, auch von denselben Gegenden angegeben, wo er wirklich angebauet werden soll. Ich bin aber in mehrere dieser Gegenden gekommen, habe ihn aber nirgends angebauet gefunden, und nirgends als angebauet erfragen können. Entweder hat man ihn dort nirgends gebauet, oder man hat ihn wieder aufgegeben, weil man den gewöhnlichen rothen Klee vortheilhafter gefunden hat. Ein naturhistorischer Schriftsteller sagt irgendwo, daß man ihn in den Rhöngebirgen in Franken baue und dort Monatsklee nenne, weil man ihn mehrmals im Jahre schneiden könne. Allein dieses ist ein Irrthum. Dieser Monatsklee ist nichts anders als die Lucerne, die dort unter den Landbauten unter keinem andern Namen, als dem des Monatsklees bekannt ist. Den Bergklee habe ich auch dort niemals gefunden. Wenn dieser aber auch auf eignen Aeckern angebauet vor dem rothen Klee in unsern Gegenden wirklich keinen Vorzug haben sollte, so hat er ihn gewiß in hohen rauhen Gegenden, wo unser Klee nicht mehr gut fortkömmt. Ich habe ihn nirgends schöner wildwachsend gefunden als dort. So bestieg ich mehrmals den Kreuzberg in Franken, den höchsten Gipfel der Rhöngebirge, wo keine Getreideart, sogar keine Kirsche mehr reif wird, und fand diesen Bergklee vom Fuße bis auf den Gipfel dieses Berges wildwachsend und gemeinschaftlich mit dem gewöhnlichen Klee. Je höher ich kam, je kleiner fand ich diesen und je schöner den Bergklee; nirgends aber schöner als ganz oben am Gipfel und dort den gemeinen Klee ganz verkrüppelt. Ich wüßte keinen überzeugendern Beweis für die Richtigkeit der Behauptung, daß der Bergklee zum Anbaue in hohen rauhen Gegenden vorzüglich zu empfehlen ist, als diese Beobachtung.

Ich habe noch eine andere Kleeart unter diese Gräser säen lassen, die man ebenfalls auf unsern Wiesen wild wachsend findet. Es ist

diese hier. Sie hat, wie ihr seht, ganz blaßrothe beinahe weiße Blüthenköpfe, deren unterste Blüthchen sich beinahe immer abwärts neigen. Er heißt der Bastardklee*) und hat vor dem gewöhnlichen rothen Klee ebenfalls den Vorzug, daß er länger dauert.

Schulz: Aber wo kann man wohl die Samen aller dieser Gräser und anderen Pflanzen bekommen?

Müller: Die meisten Samenhändler haben sie wohl in ihren Verzeichnissen, allein man erhält sie von ihnen nicht immer rein und gut. Man erhält oft andere oder alte nicht mehr keimfähige Samen. Man thut am besten sie selbst zu sammeln. Freilich muß man dann diese Pflanzen kennen und sie zu finden wissen. Wenn man übrigens nur wenig Samen von diesen wild wachsenden Pflanzen sammelt, und im Garten säet, so kann man in ein paar Jahren leicht so viel davon erhalten, als man bedarf. So habe ich es mit mehreren gemacht. Ich fahre nun fort alle Jahre von diesen Samen nachzuziehen, und der Graf wird sehr gern jedem davon geben, was er bedarf. Auch hier für diese Wiese wird man von Zeit zu Zeit einigen zum Nachsäen bedürfen.

Diese Pflanze mit der gelben Blume hier ist ebenfalls ein sehr gutes Futterkraut. Ah, das ist der Löwenzahn, rief ein Knabe, der diesen Namen vom Schullehrer erfahren hatte. Das ist er, sagte Müller. Man nennt sie aber gewöhnlich das Röhrlkraut, auch die Saublume. Es ist hier nicht angebauet, es hat sich selbst eingefunden, denn sein leichter gefiederter Samen fliegt weit in der Luft herum. Daher findet man auch diese Pflanze auf allen guten Wiesen häufig. Das Vieh liebt sie sehr und sie ist ein vortreffliches Milchfutter. Sie ist dem Vieh auch sehr gesund, denn sie ist bitter, und stärkt den Magen aller Thiere, die sie fressen.

Doch wir haben nun hier gesehen, was der Aussaat werth ist. Wir wollen nun das Thal hinaufgehen, und auf den natürlichen Wiesen suchen, was für uns taugt, oder sonst unsre Aufmerksamkeit verdient.

Sie gingen nun auf das Thal zu, das von Wiesenbrunn sich gegen den See herabzieht, und in welchen auf der einen Seite des Wegs die meisten Wiesen der Gemeinde liegen. Die Knaben, welche in ihrer Gesellschaft waren, suchten auf denselben Pflanzen und brachten bald diese bald jene, um zu zeigen, daß sie sie kennen, und ihre Namen

---

*) Trifolium hybridum.

wissen, worauf sie sich nicht wenig zu gut thaten. Einer derselben brachte ein kleines kurzes Gras und sagte, daß es das Ruchgras*) heiße. Dieses ist ein zwar kleines nur wenig Futter gebendes Gras, sagte Müller, aber das Vieh liebt es ungemein. Es verläßt alle andern Gräser um dieses abzuweiden, wenn es dasselbe auf einer Wiese allein stehend findet. Es scheint den gewürzhaften Geruch mancher Pflanzen sehr zu lieben. Hier wenigstens ist es gewiß der Fall. Der angenehme und liebliche Geruch der meisten Wiesen während dem Heumachen kommt ganz allein von dieser Pflanze. Sie verdient daher auch auf allen künstlichen Wiesen angesäet zu werden, und ein paar Lothe des sehr kleinen Samens unter die andern Samen gemengt sind für den Morgen hinreichend. Sie blüht frühzeitig, der Same reift bald, und es ist daher eben nicht schwer, sich etwas weniges davon zu sammeln, besonders da dieses Gras beinahe überall wächst. Es pflanzt sich in der Folge leicht selbst fort, weil der Same beinahe immer früher, als man die Wiesen mähet, reift und abfällt. Auch durch die Wurzeln vermehrt es sich. Auf die neue Wiese, von der wir eben kamen, wurde es ebenfalls gesäet, Wir haben es dort übersehen, weil es unter dem höhern Grase versteckt ist.

Georg: Daß das Vieh die wohlriechenden Pflanzen liebt, habe ich schon oft bemerkt.

Müller: Daher verbessern auch manche gewürzhafte Pflanzen das Heu und machen es dem Viehe angenehm. Gleich auf diesem Maulwurfshaufen ist eine solche Pflanze, die daher wohl verdient, daß der Landmann wenigstens auf trocknen Wiesen, wo sie leicht vorkommt, sie säet. Ihr kennt sie wohl Alle. Es ist der Quendel oder wilde Thimian*). Er macht das Heu dem Vieh sehr angenehm, und man soll daher bei der Anlage aller künstlichen Wiesen einige Loth Samen desselben unter die übrigen Samen mengen. Wer Freund von Bienenzucht ist, hat noch mehr Ursache, diese Pflanze in Schutz zu nehmen und zu vermehren, denn sie ist eine vortreffliche Bienenpflanze. Wir werden auch nie einen kleinen mit dieser Pflanze bewachsenen Fleck finden — denn sie wächst gewöhnlich fleckenweise und vorzüglich gern auf allen Maulwurfshaufen — ohne Bienen darauf wahrzunehmen.

Auch diese schöne Blume, die hier am Wege wächst — er brach

---

*) Anthoxanthum odoratum.

**) Thymus serpillum.

sie ab — verdient unsre Aufmerksamkeit. Es ist die Cichorie*). Ihre Wurzel ist, wenn sie zerschnitten, getrocknet und geröstet wird, als Ersatzmittel des Kaffee's ziemlich bekannt. Als solches hat sie für uns wohl keinen Werth. Sie ist aber sehr als Futterkraut empfohlen worden. Nur muß man nicht Samen von diesen wild wachsenden Pflanzen nehmen, sondern von solchen, die schon lange in Gärten gebauet, und dadurch größer und schöner geworden sind. Ich habe sie noch nie gebauet. Man versichert, daß sie viel mehr Futter geben, als selbst der Lucerneklee. Sie ist bitter, und das Vieh liebt mitunter bittere Pflanzen sehr, weil sie seinem Magen wohl bekommen. In England wird die Cichorie als Futterkraut sehr geschätzt, und ich werde nächstens einen Versuch damit machen, denn ich will etwas, dessen Nützlichkeit nicht schon ganz außer Zweifel gesetzt ist, nicht empfehlen, ehe ich es selbst geprüft habe. Doch zweifle ich kaum an dem günstigen Erfolg, denn ich habe diese Pflanze in Gärten dicht, wie einen Filz, stehend und beinahe Mann hoch gesehen.

Unterdessen hatte ein Knabe eine Samenkapsel herbeigebracht, die voll von kleinen noch unreifen Körnern war. Er fragte Herrn Hochfeld um den Namen dieser Pflanze. Das ist die Herbstzeitlose**) sagte dieser. Ihr erinnert euch, fuhr er zu seinen Schülern fort, an die vielen langen blaßrothen Blumen, die im Herbste so häufig auf den Wiesen aus dem Boden ohne Blätter hervorkommen, von denen ich euch gesagt habe, daß sie aus kleinen Zwiebeln herauswachsen, und von allen uns bekannten Pflanzen dadurch abweichen, daß sie im Herbste blühen und erst im Frühling Samen bringen. Wir haben bis jetzt immer nur mit nützlichen Pflanzen zu thun gehabt, fügte Müller hinzu. Es ist recht, daß wir nun einmal unsere Aufmerksamkeit auf eine schädliche richten. Sie könnte dem Viehe nachtheilig werden, weil sie giftig ist. Aber glücklicher Weise rührt es sie auf Weiden nicht an, und getrocknet als Heu hat sie ihre Schädlichkeit verloren, nur in zu großer Menge unter demselben könnte sie schädlich werden. Immer aber bleibt sie ein unwillkommener Gast auf den Wiesen und verdient auf denselben vertilgt zu werden. Ein Mittel hiezu ist, im Herbste die Blüthe, so wie sie erscheint, — denn später, wenn sie vollkommen entwickelt ist, hilft es wenig mehr, — auszureißen, und im Frühling die noch unreife Samen-

---

*) Cichorium intybus.

**) Colchicum autumnale.

kapsel abzubrechen, das ganz wohl durch Kinder geschehen kann. Dieses muß aber zwei bis drei Jahre nacheinander geschehen. Wenn kein reifer Same mehr ausfällt, muß die Pflanze nach und nach ausgehen. Freilich würde dieses sehr mühsam werden, wenn dieses Unkrautes zu viel ist. Dann fehlt aber selten ein Ueberfluß auch an anderm Unkraut, und es ist dann am besten zu dem Mittel zu greifen, das Nachbar Schnee bereits anzuwenden angefangen hat, d. i. die Wiese ein paar Jahre lang unter den Pflug zu nehmen, dadurch alles zu vertilgen, was bisher darauf gewachsen ist, und sie dann mit guten Futterpflanzen anzusäen.

Dort wo der gelbe Fleck auf der Wiese ist, ist noch ein ungebetener Gast. Bring ihn einmal her, Martin, sagte Müller zu einem Knaben, der sogleich hinlief und eine Handvoll davon brachte. Das ist das Klapperkraut*) sagte Peter Kramer. Wir haben davon auch genug auf unsern Aeckern. Es ist auf den Wiesen noch entbehrlicher, fuhr Müller fort, als auf den Aeckern. Es gibt nur dürre Stengel und Samenhülsen, die das Vieh nicht einmal beißen kann. Man kann es ausrotten, wenn man es fleißig abschneidet oder ausreißt, ehe der Samen reif wird. Ich sehe auf dieser Wiese schon in der Entfernung vieles andere, das nichts taugt. Ich sehe Ampfer, Kletten, Wolfsmilch die Menge. Wo des Unkrautes so viel ist, da gibt es wohl kein anderes Mittel dagegen, als den Pflug.

Das glaube ich wohl selbst, sagte der Schulz. Wenn aber alle Weiber in Wiesenbrunn so eifrig darüber her wären, wie Fromholzens Marie und Grubers Liese, die überall, wo sie es finden, Unkraut, wie Ampfer, Kletten, Disteln für ihren Misthaufen zusammenlesen, so würde es bald weniger werden. Merkt man doch schon, daß es weniger geworden ist, seit diese beiden Weiber gefunden haben, daß es wenigstens auf den Mist gut ist. Leider sind bis jetzt nur drei oder vier ihrem Beispiele gefolgt.

Gut Ding braucht Weile, sagte Müller. Aber dort unten am Bache sehe ich noch einen schlimmen Gast. Hole mir einmal einen Büschel von dem langen Grase das dort wächst, sagte er zu einem Knaben. Der lief sogleich hin, und brachte es. Ihr seht, sagte Müller, daß diese Pflanzen viele Aehnlichkeit mit den andern Gräsern haben. Sie haben gerade solche Blätter und solche Halme, aber wenn ihr sie genauer betrachtet, so werdet ihr bald bemerken, daß diese Halme

---

*) Rhinanthus crista galli.

keine Knoten haben. Man nennt sie daher zum Unterschiede von den andern Gräsern Halbgräser. Es gibt gar viele Arten derselben. Diese hier nennt man Rietgräser. Sie sehen zwar ziemlich üppig und fett aus, sie geben aber dennoch nur schlechtes Futter und Heu. Ihr nennt sie gewöhnlich saures Futter. Glücklicher Weise kommt es nur auf nassen Wiesen fort, wo oft der größte Theil des Grases daraus bestehet. Es gehet gewöhnlich von selbst aus und wird von bessern Pflanzen verdrängt, wenn man die Wiese trocken macht. Doch wir wollen uns wieder zu den brauchbaren Pflanzen wenden.

Da stehet gleich eine am Wege, die auch schon oft in Büchern empfohlen worden ist. Man nennt es das Knaulgras *), auch das Hundsgras. Es sieht zwar groß und schön aus, aber an gutes und zartes Futter gewöhntes Vieh frißt es nicht gern. Es ist zu rauh. Die Pferde fressen es ebenfalls nicht gern. Zum Anbau ist es daher nicht zu empfehlen, so sehr es auch in manchen landwirthschaftlichen Büchern empfohlen worden ist. Doch kann es unter den auf Wiesen von selbst wachsenden Pflanzen immer noch zu den guten gerechnet werden, weil seine nicht sehr empfehlenswerthen Eigenschaften unter den übrigen Pflanzen weniger wahrnehmbar werden.

Tull: Warum wird es denn auch Hundsgras genannt?

Müller: Wahrscheinlich weil es die Hunde fressen, wenn sie sich erbrechen wollen.

Jak. Kramer: Es ist doch sonderbar, daß so manches in Büchern empfohlen wird, was am Ende doch nicht viel taugt.

Müller: Die Verfasser derselben sind gewöhnlich Landwirthe, deren Acker das Papier ist, worauf sie schreiben, und die keinen andern Pflug haben, als die Feder, womit sie schreiben, deren Dünger und Same die Tinte, und deren Ertrag des Geld des Buchhändlers ist, das sie damit verdienen. Glücklicher Weise gibt es gegen den nicht immer empfehlenswerthen Rath dieser Herren ein sehr gutes Mittel, nämlich denselben nicht eher zu befolgen, als bis man ihn geprüft hat, und nicht alles zu glauben, was gedruckt ist. Uebrigens will ich dieses nicht von allen jenen gesagt haben, welche das Knaulgras empfohlen haben, denn es ist mancher darunter, der als praktischer Landwirth schätzbar ist.

---

*) Dactilis glomerata.

Als sie einige Schritte weiter gegangen waren, riß Müller hart am Wege ein kurzes niedriges Gras ab. Das ist das englische Raigras, sagte er, das ehemals auch als ein ganz vortreffliches Futtergras empfohlen worden ist, weil es in England als solches gesäet wird, und dessen Samen man ehemals von dort mit großen Kosten bringen ließ.

Weismann: Dieses Gras wächst ja bei uns an allen Wegen und Ackerrainen und taugt über dieses nicht viel. Das Vieh mag es nicht einmal, wenn es nicht noch ganz jung ist, und noch nicht geblüht hat. Ich begreife nicht, wie es in England gesäet werden kann.

Müller: Das läßt sich wohl begreifen, wenn man die englische Wirthschaftsweise kennt. Dort hält man viel auf die Weide, und ganz jung ist dieses Gras dem Vieh angenehm, und sehr nahrhaft für dasselbe, und da es auch auf mittelmäßigem Boden gut fortkommt, und vielen Samen trägt, der leicht gesammelt werden kann, so hat es dort einen Werth, den es bei uns bei ganz anderer Wirthschaftsweise nicht haben kann, denn sobald es den Blüthenstiel bildet, wird es hart, spröd und unschmackhaft, und das Vieh mag es nicht mehr. Ueberdieses ist dort mehr Regen und weniger Sonnenhitze, als bei uns. Es wird daher dort größer und saftiger. In nassen Jahren findet man es auch bei uns viel größer als sonst. Man heißt es den Lolch, oder den ausdauernden Lolch *). Da es, ehe es den Halm treibt, für das Vieh schmackhaft und nährend ist, kann man es nicht zu den schlechten Gräsern zählen, obwohl es für den Anbau auf künstliche Wiesen durchaus nicht zu empfehlen ist.

Die Belehrung, welche die Mitglieder der Gemeinde durch den Anblick der schönen neuen Wiese des Grafen und durch den Verwalter Müller erhielten, brachte bald ihre Früchte. Viele Bauern in Wiesenbrunn besaßen Wiesen, wie damals jene war, auf welchen Müller die schädlichen und zum Füttern unbrauchbaren Pflanzen gezeigt hatte. Im nächsten Herbste, als das Grummet nach Hause gebracht war, wurden mehrere derselben umgeackert. Einige Bauern, welche das Geld dazu anwenden wollten oder konnten, bestreuten den Rasen vorher mit ungelöschtem Kalk, nachdem sie ihn durch Bespritzen mit Wasser in Kalkmehl verwandelt hatten, und wendeten ihn dann mit dem Pfluge um. Im folgenden Frühling wurden alle diese Wiesen nochmal geackert, der schon halb verfaulte dadurch wieder auf die Oberfläche gebrachte Rasen

---

*) Eolium perenne.

mit eisernen Eggenzähnen zerrissen, und nach einiger Zeit nochmal umgeackert. Die meisten säeten hierauf ein Gemenge von Gerste und Haber oder von Haber und Spergel zum Grünfutter, denn sie würden das Gras, das ihnen die Wiese gegeben hatte, nicht haben entbehren können. Es kam sehr schön auf dem mit faulem Rasen gedüngten Boden, und vorzüglich schön da, wo der Rasen vorher mit Kalkmehl bestreuet worden war. Im folgenden Frühling wurde das wieder geackerte Feld mit den Gras-, Klee- und Wickenarten besäet, mit welchen die Wiese des Grafen war angelegt worden, und so entstanden auch hier neue und ungemein schöne Wiesen. Einige hatten, wie der Bauer Schnee, Kartoffeln in die umgeackerte faule Grasnarbe gelegt, und davon eine sehr gute Ernte erhalten. Sie besäeten dann dieses Feld ganz, wie ihre Nachbarn, doch erst nach vorausgegangener halber Düngung, wozu ihnen Müller gerathen hatte. Das Gras wuchs hierauf auf allen diesen Wiesen vortrefflich. Die Grassamen hatten sie theils vom Grafen erhalten, theils hatten sie ihn selbst im vorhergehenden Jahre in ihren Hausgärten gezogen. Und so wurden nach und nach beinahe alle Wiesen dieses Dorfes erneuert, so daß man auf denselben nur selten noch nutzlose Pflanzen fand.

Zweiundsiebzigstes Kapitel.

Verwalter Müller empfiehlt den Bau des Wälschkornes oder des Maises.

Sie setzten diesesmal, ehe Verwalter Müller nach Hause kehrte, ihren Weg noch eine Strecke lang zwischen den Feldern und den Wiesen fort, und kamen an einen Acker des Müllers Pfuhl, der diesesmal nicht in der Gesellschaft war, und bemerkten dort ein paar Beeten, die mit Wälschkorn oder Mais bepflanzt waren. Verwalter Müller sagte seinen Begleitern, daß diese Pflanze ebenfalls aus dem Vaterlande der Kartoffeln, aus Amerika zu uns gebracht worden sei, und daß diese beiden Pflanzen unstreitig mehr werth seien, als alles Gold und Silber, und alle Edelsteine, die man seit der Entdeckung dieses Welttheiles, d. i. seit drei Jahrhunderten von da nach Europa gebracht habe. In Nordamerika sei der Mais von jeher eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Einwohner gewesen. Es ist Schade, sagte Müller, daß man bei uns diese vortreffliche Getreideart so selten anpflanzt, denn sie gibt unstreitig den größten Ertrag von allen, ist die nahrhafteste Körner-

frucht sowohl für Menschen, als Vieh, und wenn man sie auch nicht für die ersten anbauen will, wie denn die Einführung eines neuen Nahrungsmittels immer seine Schwierigkeiten findet, so verdient sie wenigstens als Viehfutter angebauet zu werden, denn es gibt kein besseres Futter, als dieses, und auch für das Geflügel ist es beinahe jedem Futter vorzuziehen. Ueber dieses kann die Pflanze, sobald sie verblüht hat, oben zum Verfüttern abgeschnitten werden, auch die Blätter kann man, ehe der Same reif wird, größtentheils abbrechen, und das Vieh frißt beinahe kein anderes Futter lieber als dieses, weil es süß, wie Zucker ist. Auf diese Weise wird ein Wälschkornacker zugleich Getreid- und Futteracker. Auch wenn das Wälschkorn geerntet worden, sind die noch übrigen dürren Blätter immer noch besser als jedes Stroh und dem mittelmäßigen Heu gleich zu schätzen. Ein österreichischer Landwirth, Burger mit Namen, hat ein Buch aus eigener Erfahrung über den Bau des Wälschkorns geschrieben. Er hat von einem Juchart Feld, das nicht ganz anderthalb unserer Morgen beträgt, 260 fl. reinen Gewinn gehabt, und über 12 Schäffel Mais und 4 Schäffel Bohnen, welche er dazwischen gesteckt hatte, geerntet. Ausserdem hat er mit den während und nach der Blüthezeit abgeschnittenen Stengeln und Blättern vierzehn Tage lang sieben Stücke Vieh im Stalle gefüttert. Dieses, fuhr Müller fort, hat mich bewogen, selbst einen Morgen Feldes mit Wälschkorn und Bohnen auf dem Maierhofe zu bepflanzen. Er lud nun alle Gegenwärtigen ein, dahin zu kommen, und diese Saat, die nun schon sehr schön heranwachse, zu sehen, er wolle ihnen dann genau erklären, wie er verfahren sei.

Am nächsten Sonntag Nachmittags kam eine Anzahl Bauern von Wiesenbrunn dieser Einladung folgend nach dem Maierhofe des Grafen, wo Verwalter Müller sie erwartete. Sie gingen miteinander nach dem mit Wälschkorn bepflanzten Acker. Sie fanden dort dieses Getreide in schnurgeraden zwei Fuß voneinander entfernten Reihen gepflanzt. In den Reihen waren die Pflanzen einen Fuß von einander entfernt, und in dem Zwischenraum waren noch eine Reihe Bohnen gesteckt. Verwalter Müller sagte ihnen, daß der Acker das Jahr vorher Kartoffeln getragen hatte, im Herbste tief, im Frühling noch einmal flach geackert, hierauf mit acht Fuhren Mist gedüngt, und dann der Mist untergeackert worden sei. Nachdem man den Acker rein geeggt hatte, habe man eine Schnur über denselben gezogen, und längs derselben die Körner in Löcher gelegt, die vorher ein Mann nach einem

Maße gemacht habe, wie Fromholz es beim Pflanzen seines Kohles angewendet hatte. In diese Löcher legten Weiber und Kinder die Körner, in jedes zwei. Nach diesem legten sie auch die Bohnen ebenfalls nach der Schnur zwischen die Reihen von Wälschkorn ungefähr einen halben Fuß voneinander. Dieser Mann war mit drei Weibern und Mädchen in zwei Tagen mit der Pflanzung fertig. Die Körner giengen bald auf, und als die jungen Pflanzen die Höhe von ungefähr einem halben Fuß erreicht hatten, ackerte man den Raum zwischen den Reihen mit einem Schaufelpfluge, der zu den neuen Ackerwerkzeugen des Grafen gehörte, und vertilgte dadurch das hervorgekommene Unkraut. Der zwischen den Maispflanzen vom Pfluge unberührt gebliebene Raum wurde mit der Hacke bearbeitet und auch dort das Unkraut vertilgt. Hätte ich keinen Schaufelpflug gehabt, sagte Müller, hätte ich eben den Acker ganz behacken lassen.

Einige Wochen später, als das Wälschkorn zu verblühen anfieng, kamen sie wieder auf dem Maierhofe zusammen. Müller zeigte den Anwesenden die Büschel glänzender weißer Faden, welche oben an jedem Kolben der Pflanze herabhingen, und erklärte ihnen, daß sie zu den weiblichen Blüthen gehörten, welche, um Samen zu tragen, von dem Staube der obern männlichen Blüthe befruchtet werden müßten. Er zeigte ihnen zugleich einige Pflanzen, an welchen diese Faden bereits welk und schwarz zu werden anfingen. An diesen waren aber auch die männlichen Blüthen oder die Fahne verwelkt. Diese ist nun nicht mehr nöthig, sagte Müller, denn die Befruchtung ist vorüber, und sie kann ohne Nachtheil bis zu den obern Fruchtkolben herab, doch so, daß noch ein Blatt über denselben stehen bleibt, abgeschnitten werden. Er schlug ihnen nun vor, einige dieser obern Pflanzenhälften abzuschneiden, und sie dann nach dem nahen Maierhofe den Kühen zu bringen. Diese wurden sogleich vor Begierde unruhig, als die Männer mit den grünen Büscheln in den Stall traten, denn sie hatten schon ein paarmal dieses Futter zu kosten bekommen, und kannten es bereits. Sie fielen mit der größten Begierde darüber her und verzehrten es mit wahrem Heißhunger. Der Schulz hatte an einem Stengel gekauet. Das glaube ich wohl, rief er, daß es den leckermäuligen Kühen schmeckt, das Ding ist wie gezuckert und schmeckt mir beinahe selbst. Auch gaben die vier Kühe, welche von diesem Futter bekamen, mehr und bessere Milch, so lang sie damit gefüttert wurden. Als die Ernte herankam, gab dieser Morgen sieben Scheffel Mais und zwei Scheffel und anderthalb Metzen

Bohnen. Was konnte man mehr von einem Morgen Feld erwarten, da er um die Hälfte mehr gegeben hatte, als der beste Weizenacker gegeben haben würde. Wir werden in der Folge sehen, wie nützlich der Bau des Wälschkorns den Bauern in Wiesenbrunn wurde.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Verwalter Müller erklärt den großen Nutzen, den die Vermengung der Ackererde mit andern Erden in vielen Fällen bringe.

Als der Winter herangekommen war, versammelte sich der Wirthschaftsverein wieder öfter, als während dem Sommer und Herbste geschehen war, und wurde zahlreicher als früher besucht, denn die Bewohner von Wiesenbrunn fanden immer mehr Wohlgefallen an den nützlichen und lehrreichen Gesprächen, womit dort die Zeit ausgefüllet wurde. Beinahe immer war bei diesen Zusammenkünften Verwalter Müller der Rathgeber und oft auch der Lehrer der Gegenwärtigen. In einer der ersten derselben, welche in diesem Winter stattfanden, kam das Gespräch auf die Verbesserung des Bodens, wodurch die Beschaffenheit desselben auf eine bleibende Weise geändert und ein vorher mittelmäßiger oder wohl gar schlechter in einen guten verwandelt werden könne. Es war der alte Schulz, der diesen Gegenstand zur Sprache brachte. Unsere Dorfmarkung, sagte er, war größtentheils sandig und von mittelmäßigem Ertrage. Jetzt ist sie überall um vieles besser, und stehet den besten im Lande wenig nach. Wir führen freilich seit einigen Jahren fast doppelt so viel Mist darauf, als vorher, und da müssen die Felder wohl einen bessern Ertrag geben; aber von dieser Verbesserung spreche ich nicht, denn diese würde bald wieder verschwinden, wenn wir anfiengen, so wenig Mist, wie ehemals auf unsere Aecker zu führen. Ich meine die Verbesserung, die wir an der Beschaffenheit des Bodens hervorgebracht haben, und die durch Vernachlässigung nicht wieder zu nichts gemacht werden kann. Wir haben sie zuerst unserm braven Fromholz zu verdanken, der uns gezeigt hat, wie wir unsern Sandboden mit Mergel, Lehm und Letten verbessern können. Ich sehe seitdem recht wohl ein, daß es nicht unmöglich ist, auch den schlechtesten Boden auf solche Weise nach und nach in den besten zu verwandeln. Aber um immer sicher damit zurecht zu kommen, müßte man wissen, was denn eigentlich zu einem guten Boden gehört, und welche Erden und wie viel davon man

auf einen schlechten Boden führen muß, um einen guten daraus zu machen.

Diese Frage, mein lieber Kramer, sagte Verwalter Müller, ist schwer zu beantworten, und wird wohl, wenn man sie für alle Fälle beantwortet haben will, immer unbeantwortet bleiben. Für's erste wissen wir gar vieles noch nicht, was wir wissen müßten, um sie vollkommen beantworten zu können, und was wir nur nach und nach durch lang fortgesetzte Aufmerksamkeit, Untersuchungen und Erfahrungen lernen können, und für's zweite wird diese Frage immer sehr schwierig, wenn nicht unmöglich zu beantworten bleiben, weil der Boden, der in dieser Lage sehr fruchtbar ist, in einer andern Lage bei übrigens ganz unveränderter Beschaffenheit es vielleicht nicht mehr sein würde. Ich will das durch ein Beispiel aus meiner Erfahrung deutlicher machen. Ich besaß einst einen Acker, der so sandig war, daß er unter 100 Theilen seiner Ackerkrume über 97 Theile Sand enthielt. Er hätte demnach ein ziemlich unfruchtbarer Sandacker sein sollen. Dennoch konnte ich auf demselben mit dem besten Erfolge alles bauen, was man nur auf den besten Feldern bauen kann. Woher kam wohl dieses? Dieser Acker lag nahe an einem Teiche. Er lag tief genug, um von unten herauf gerade so viel Feuchtigkeit zu erhalten, als er nöthig hatte, und nicht zu tief, um von derselben nicht zu viel zu bekommen. Hätte ich diesen Acker mit einem male, so wie er ist, auf eine höher liegende Stelle versetzen können, wo er keine Feuchtigkeit von unten her mehr erhalten haben würde, so würde er ein unfruchtbarer Sandacker geworden sein.

Georg: Nach diesem sollte man glauben, daß es bei einem Acker, wenn er fruchtbar sein soll, weniger darauf ankömmt, aus welcher Erde er bestehet, als daß er den gerade nöthigen Grad von Feuchtigkeit, und zwar so viel möglich immer gleichförmig, behalte.

Müller: Ich glaube, Fromholz hat hier so ziemlich das Wahre getroffen. Aber wir wollen es nun ein Bischen sorgfältiger untersuchen.

Jeder Ackerboden besteht gewöhnlich aus vier Erdarten, der Thonerde, der Kalkerde, der Kieselerde und der Bittererde. Die letzte hat viele Aehnlichkeit mit der Kalkerde, und kömmt überdieß in so geringer Menge vor, daß wir sie als gar nicht vorhanden ansehen können. Die Ackererde enthält außerdem noch einige andere Bestandtheile, unter diesen meistens einige Eisentheile, aber diese in so geringer Menge, daß wir sie in den meisten Fällen außer Acht lassen dürfen.

Diese Erden kommen in der Natur nur selten oder niemals rein

vor, sie sind immer unter einander vermengt, und wir finden im Acker-boden, wenn wir ihn nicht auf eine künstliche und mühsame Weise, die aber nicht für uns anwendbar ist, untersuchen, statt Thon-, Kalk- und Kieselerde, Lehm, Kalk und Sand. Der Thon enthält außer der Thonerde auch noch mehr oder weniger Kalkerde und Kieselerde, der Kalk enthält ebenfalls einen Antheil von den beiden andern Erden, und der Sand bestehet größtentheils aus Kieselerde, obwohl es auch häufig Sand gibt, der blos aus zerriebenem Kalk oder Steinen anderer Art bestehet.

Diese Erden sind die Hauptbestandtheile unserer Ackererde. Sie würden aber für sich allein unfruchtbar sein. Nur durch Vermengung mit den Ueberresten der faulenden Thier- und Pflanzenkörper werden sie fruchtbare Erde, aus welcher die Gewächse, welche wir darauf bauen und pflegen, durch die Wurzeln ihre Nahrung aufnehmen, und unter diesen den Kohlenstoff, den wichtigsten Bestandtheil aller Pflanzen. Doch erhalten sie von diesem nur den geringeren Theil aus der Erde, den größten Theil desselben nehmen sie durch die Blätter aus der Luft auf, in welcher er als kohlensaure Luft enthalten ist. Doch sind diese Stoffe allein noch nicht hinreichend für die Bildung und Ernährung der Pflanzen. Sie bedürfen noch eines obwohl nur geringen Antheils mineralischer Substanzen, vorzüglich von Erden, die aber erst in einen Zustand von Auflösung durch die vom Boden aufgenommene Luft, nemlich kohlensaure Luft, übergegangen sein müssen, um von den Wurzeln der Pflanzen aufgenommen werden zu können. Das Ganze der Erden, die ich so eben als die Hauptbestandtheile unsers Ackerbodens angeführt habe, verbunden mit den faulenden Pflanzen und Thierstoffen, und den in Auflösung begriffenen Mineralstoffen, die ebenfalls ein unentbehrlicher Bestandtheil aller Pflanzen sind, nennt man auch Dammerde, worunter man gewöhnlich den eigentlichen fruchtbaren Ackerboden verstehet. Dieser kann durch den Ackerbau erschöpft und unfruchtbar werden, wenn wir die ihnen entzogenen die Pflanzen nährenden Theile durch den Dünger nicht wieder ersetzen. Ich werde in der Folge noch hinlängliche Gelegenheit finden, euch alles dieses noch näher zu erklären und noch vieles Nützliche und Belehrende darüber zu sagen.

Es ist sehr wichtig zu wissen, wieviel der Boden Wasser aufnehmen und enthalten kann. Dieses hängt nun von der Fähigkeit ab, welche die einzelnen Erden, woraus er zusammengesetzt ist, dafür besitzen. Wir wollen nun diese von den einzelnen reinen Erden; nicht von Lehm,

Kalk oder Sand, sondern von der Thon-, Kalk- und Kieselerde kennen lernen. Man verfährt, um dieses zu erfahren, auf folgende Weise.

Man rührt ein bestimmtes Gewicht von einer dieser Erden z. B. ein Pfund mit Wasser zusammen, legt oder gießt sie in einen Beutel von Leinwand und läßt sie abtropfen. Man wiegt sie, sobald sie keinen Tropfen Wasser mehr fallen läßt, wieder, und man findet dann, wie viel Wasser sie zurückbehalten hat. Auf diese Weise hat man dann gefunden, daß Thonerde zwei und einhalb mal, Kalkerde anderthalb mal, und Kieselerde ein viertel mal so viel, als sie selbst schwer ist, zurückhalten kann. Wie viel Wasser nun Ackererde irgend einer Art zurückhalten kann, hängt ganz allein davon ab, wie viel sie von den oben genannten Erden enthält. Ihre Wasser haltende Kraft kann folglich sehr verschieden sein, und wenn man sie auf die oben angeführte Weise untersucht, so findet man selten zwei von verschiedenen Orten genommene Ackererden, die in dieser Hinsicht einander vollkommen gleich sind.

Peter Kramer: Da sollte man glauben, daß, wenn man einen sehr fruchtbaren Boden auf diese Weise untersucht hat, man nur nöthig habe, um einem andern die nemliche Fruchtbarkeit mitzutheilen, diesen mit so viel mehr oder weniger Wasser haltender Erde zu beführen, bis er gerade eben so viel Wasser hält.

Müller: Da würde man sich nicht selten sehr getäuscht finden, denn eine Erde, die an dieser Stelle unfruchtbar ist, kann an einer andern Stelle bei ganz unveränderter Beschaffenheit mehr oder weniger fruchtbar sein. Dieses beweiset schon mein fruchtbarer Sandacker, von dem ich so eben erzählt habe. Es sind noch gar viele andere Umstände hier von großem Einflusse. Z. B. die Beschaffenheit des Untergrundes, auf welchem die Erde liegt, woraus der Ackerboden bestehet, ob er das Wasser leicht oder schwer oder gar nicht durchläßt, ob der Acker eben liegt, ob er abhängig und nach welcher Himmelsgegend er abhängig ist; ob er hoch über einen nahen See, Fluß oder Sumpf, oder niedrig und wenig erhaben über denselben liegt; ob es in der Gegend viel oder wenig regnet; ob der Acker mehr oder weniger dem Winde ausgesetzt ist, und folglich nach einem Regen mehr oder weniger schnell trocknet u. s. w. Wir wollen den Fall annehmen, ein Acker, der in einer Ebene liegt, sei sehr fruchtbar, und wir hätten gefunden, daß seine Erde gerade halb so viel Wasser enthalten kann, als sie selbst schwer ist. Allein diese nemliche Ackererde könnte auf einem Untergrunde von Sand, der das Wasser leicht durchläßt, zu trocken, auf einem andern, der es nur

schwer oder gar nicht durchläßt, zu naß werden. Liegt der Boden abhängend, so könnte die wasserhaltende Kraft, die dort eben hinreichend ist, auf einem ebenen Boden zu groß, hängt er gegen Mittag, zu gering, oder wenn er gegen Mitternacht abhängig ist, ebenfalls wieder zu groß sein. Liegt er hoch und den Winden ausgesetzt, so kann seine wasserhaltende Kraft zu gering, liegt er niedrig, von Wald umgeben oder überhaupt von Winden geschützt, zu groß sein. Wer vermöchte es, alle diese günstigen oder ungünstigen Ortsumstände gehörig abzuwiegen und ihren Einfluß vorherzubestimmen? Was die Sache noch verwickelter macht, ist, daß der Boden nicht durch das Wasser, das er enthält, allein, sondern auch durch den Gehalt der verschiedenen Erdarten selbst, oder vielmehr, den diese auf den Dünger und die Dammerde haben, wenn auch weniger, als durch den an Wasser, auf die Fruchtbarkeit wirkt. Wir wissen z. B. längst, daß im Thonboden der Dünger langsamer fault, als im Sandboden, und daß man auf demselben mit einemmale stark düngen soll, weil wenig Dünger darauf nur von geringer Wirkung ist, daß diese Wirkung aber dann auch länger dauert, und daß alles dieses auf Sandboden ganz umgekehrt ist. Aber auf welche Weise sonst noch die verschiedenen Erdarten auf den Pflanzenwuchs allenfalls wirken können, darüber wissen wir noch sehr wenig, und es werden noch viele Versuche, Beobachtungen und Erfahrungen nothwendig sein, bis wir etwas einigermassen Befriedigendes hierüber wissen werden. Manche Beobachtungen, die man bereits seit langer Zeit gemacht hat, z. B. daß die Esparsette nur auf Kalkboden gut gedeihet, belehren uns, daß die Wirkung der Erdarten auch noch außer ihrer Beziehung auf das Wasser, auf den Pflanzenwuchs gar nicht unbedeutend ist.

Schulz: Unter diesen Umständen wird man wohl nie angeben können, welche die beste Mischung des Ackerbodens ist.

Müller: Wahrscheinlich niemals. Es wird uns übrigens wohl genug sein zu wissen, daß ein guter Boden immer Thonerde, Kalkerde und Sand in nicht zu großem Mißverhältniß enthalten soll, und daß, wenn er von dem einen dieser Bestandtheile zu wenig oder zu viel enthält, was uns Erfahrung und aufmerksame Beobachtung bald lehrt, wir, um ihn zu verbessern, den einen oder den andern vermehren sollen. Ist der Boden zu leicht, so kann man Thonmergel oder Lehm, auch Kalkmergel, ist er zu schwer, Sand oder auch Mergel, der mehr Sand als Thon oder Kalk enthält, darauf führen, wie viel, das kann nur die Erfahrung lehren. Man hat nicht zu fürchten, daß man des Guten so

gar bald zu viel thue, weil, wenn diese Beimengung von Wirkung sein soll, man nicht mit einer Kleinigkeit ausreicht, sondern immer eine ziemliche Zahl von Fuhren auf den Morgen geführt werden muß. Wir können uns übrigens ziemlich leicht darüber trösten, daß wir nicht genau wissen, welche Mischung für jeden einzelnen Fall die beßte ist, denn wenn wir sie auch wüßten, so würde es doch nur selten in unserer Macht sein, sie vorzunehmen, weil man immer nur die Erde zur Verbesserung anwenden kann, die man in der Nähe hat. Wir haben z. B. hier auf unserer Markung Sandboden, und unter diesem auf den Höhen Kalkmergel und weiter unten gegen das Thal hin und in diesem selbst Letten und Lehm. Würde nun die vortheilhafteste Bodenmischung auch bekannt sein, so würden wir doch für die Verbesserung unseres Sandbodens nichts anders anwenden können, als diese Erdarten, und so wird es sich überall verhalten. Fromholz hat angefangen, den Kalkmergel für die Verbesserung seiner Grundstücke anzuwenden und ihr habt alle gesehen mit welchem Erfolg. Auf Sandboden wäre allerdings Mergel, der weniger Kalk und mehr Thon enthält, oder Thonmergel vortheilhafter gewesen. Aber man muß den Mergel nehmen, wie man ihn findet. Glücklicher Weise gibt es auf unserer Markung auch Thon genug, nemlich Lehm und Letten. Ich habe daher Fromholz den Rath gegeben, auch noch etwas Letten oder Thon anzuwenden, was er dadurch befolgt, daß er Thon unter seinen Mist und unter den Mengedünger mengt. Die Meisten von euch haben dieses Verfahren nachgeahmt, und befinden sich sehr wohl dabei. Mag man nun was immer für eine allgemein nützliche Erdmischung für den Ackerboden ausfindig machen, für uns und wohl für beinahe alle Landwirthe würde sie immer fruchtlos bleiben, weil wir keine andern machen können, und so wird es auch anderswo und überall sein. Ob wir von diesen Erdarten genug auf unsere Felder geführt haben, werden wir am sichersten erfahren, wenn wir sehen, daß die Felder nicht mehr besser dadurch werden, und dann werden wir damit aufhören und zu unserem Mengedünger nur noch Rasen oder Torf überhaupt, was die Dammerde vermehrt, und wenn wir von diesen nicht genug mehr finden sollten, gewöhnliche Felderde nehmen. Doch es kann noch manche Jahre dauern, bis wir des Thons oder Lehms genug auf unsere Felder auf diese Weise werden gebracht haben.

Georg: Ich führe auch keinen Mergel mehr auf meine ältern Aecker, weil ich bemerkt habe, daß er dort keinen Nutzen mehr bringt. Aber Letten und Lehm bringe ich immer noch genug unter und in

meinen Misthaufen und unter meinen Mengedünger, denn ich finde, daß meine Aecker noch immer besser dadurch werden.

Tull: Wenn man nur überall Mergel hätte. Wir sind hier freilich so glücklich, daß wir ihn im Ueberflusse haben. Aber wo man keinen hat?

Müller: Da wird freilich die Verbesserung der Felder schwerer. Sie ist aber darum nicht unmöglich. Wo kein Mergel ist, da ist doch Lehm oder Sand zu finden. Ist der Ackerboden zu leicht, so führe man Lehm, ist er zu schwer, Sand darauf. In beiden Fällen wird man ihn verbessern. Die größere Schwierigkeit im Gebrauche des Lehms oder noch mehr des Lettens statt des Mergels bestehet nur darin, daß die gleichförmige Vermengung derselben mit der Ackererde mehr Zeit und auch etwas mehr Arbeit fordert. Doch wird diese sehr erleichtert, wenn man den Lehm oder Letten im Herbste auf den Acker führt, so viel möglich zertheilt, und ohne ihn unterzuackern auf der Oberfläche den Winter über liegen läßt. Er zerfällt dann durch den Frost und kann dann im Frühling durch scharfes Eggen vor dem Unterackern ziemlich gleichförmig zertheilt werden. Im Mergel ist Thon, Kalk und meistentheils auch Sand gleichförmig miteinander vermengt. Er zerfällt in freier Luft in kurzer Zeit vollkommen und ist daher viel leichter mit der übrigen Erde zu vermengen, was ohne weitere Mühe durch die gewöhnliche Bearbeitung des Ackers geschieht. Wenn man unter dem Ackerboden eine feste blauliche oder graue Masse findet, die in freier Luft bald zerfällt, so ist es Mergel. Er ist viel häufiger vorhanden, als man gewöhnlich glaubt. Man hält ihn nur darum für seltner, weil ihn viele nicht kennen, und ihn oft vor Augen haben, ohne zu wissen, daß es Mergel ist. Wo Mergel ist, da ist auch für den schlechtesten Boden die Möglichkeit nahe, ihn zu verbessern. Wenn man anfangs nur wenig darauf führt, so wird doch Futter wachsen, wo Futter wächst, kann man mehr Vieh füttern, das Vieh gibt Mist, der Mist auf das Feld geführt, vermehrt den Ertrag desselben und verbessert es, und so wird man endlich, indem man Mergel oder auch andere verbessernde Erde, wovon ich schon vorher gesprochen habe, beizuführen fortfährt, immer mehr Futter und Mist erhalten, und endlich zum Ziele gelangen.

Jak. Kramer: Es gibt doch auch verschiedene Arten von Mergel. Ich habe oft von Thonmergel, Kalkmergel, Sandmergel und Steinmergel reden hören.

Müller: Diese verschiedenen Arten von Mergel gibt es aller-

dings. Doch ist ihre Verschiedenheit so gar wesentlich nicht. Alle diese Mergelarten bestehen aus Thon- und Kalkerde, und beinahe alle enthalten Sand. Jene, in welcher der meiste Bestandtheil Thon ist, heißt Thonmergel, ist Kalk der größere Bestandtheil, so heißt er Kalkmergel; ist die Beimengung von Sand sehr merklich, so heißt er sandiger Thon- oder Kalkmergel; ist der Sand als Bestandtheil überwiegend, so heißt er Sandmergel; ist er fest, daß er wie Stein gebrochen oder wenigstens in zusammenhängenden Stücken gefördert werden kann, dann nennt man ihn Steinmergel. Er ist aber als Mergel daran zu erkennen, daß er in freier Luft bald zerfällt. Wenn man ihn in kleine Stücke zerschlagen auf dem Felde über Winter liegen läßt, so zerfällt er durch den Frost gewöhnlich bis zum Frühling vollkommen, und ist von dem gewöhnlichen Mergel selten mehr zu unterscheiden.

Wahlmann: Manchmal glaube ich, kann der Mergel doch schädlich werden. Ich habe wenigstens oft einen erschöpften und herabgekommenen Acker einen ausgemergelten Acker nennen hören.

Müller: Es verhält sich mit dem Mergel, wenn es Kalkmergel ist, gerade, wie mit dem Kalk selbst, wenn man ihn als Dünger anwendet. Er wirkt eben so, nur nicht so schnell und so kräftig. Er löset nämlich das Nahrhafte, das im Boden liegt, auf, und macht, daß es leichter und schneller in die Pflanzen übergehet. Wenn man daher einen gemergelten Acker öfter mit Pflanzen, die denselben leichter, als andere entkräften, z. B. mit Körnerfrüchten bestellet, und ihn dabei nicht gehörig düngt, so wird er schlechter werden, oder wie man dann sagen kann, ausgemergelt. Daran ist aber weniger der Mergel Schuld, als die unrechte oder geizige Behandlung des Ackers. Wenn man den Acker mit Mergel, vorzüglich mit Kalkmergel verbessern will, so muß man anfangs mehr Futter, als Getreid darauf bauen, und mit dem Dünger nicht zu karg sein. Das Futter und der Mist, den man dadurch mehr erhält, macht auch diese Kargheit ganz unnöthig.

So unterhielten sie sich noch lange über die Verbesserung des Bodens und am Ende kamen wohl alle dahin überein, daß sie in Wiesenbrunn dafür den rechten Weg gefunden hätten und daß sie unter den auf ihrer Markung stattfindenden Umständen wohl keinen bessern hätten finden können; überhaupt, daß alle bleibende Verbesserung des Bodens, die nämlich nicht durch Dünger allein — denn diese ist nur vorübergehend, wenn man mit der Anwendung des Düngers nachläßt, — bewirkt wird, in der Hauptsache darin bestehet, daß man auf leichten Boden

schwere Erde und auf zu schweren Boden leichte Erde oder Sand führt, daß, wenn man dazu Thon-, Kalk- oder Sandmergel anwenden kann, der Mergel jeder Art wohl das beste und am bäldesten zum Ziele führende Mittel ist, weil er leicht zerfällt und sich bald mit den Felderden vermengt, daß man aber mit bloßem Thon, Letten oder Lehm oder mit Sand eben so wohl, nur mit etwas mehr Aufwand an Arbeit und Zeit zum Ziele gelangen könne.

Vierundsiebzigstes Kapitel.

Fruchtfolge auf den Feldern von Wiesenbrunn.

Natürlicher Weise war die Fruchtfolge, nach welcher die Bauern in Wiesenbrunn ihre Felder bebauten, von wesentlichem Einflusse auf die Fortschritte und auf das Gedeihen ihrer Feld- und Hauswirthschaft. Sie verdient daher wohl, daß wir sie etwas genauer kennen lernen. Als Fromholz seine Wirthschaft anfing, trieben alle wie beinahe überall Dreifelderwirthschaft. Es folgte nämlich auf die Winterfrucht Sommerfrucht, auf diese Brache und zwar größtentheils reine Brache d. i. das Brachfeld blieb ganz unbenützt, theils weil es auf dem mittelmäßigen sandigen Boden an hinlänglichem Futter und daher auch an Dünger fehlte — denn der Acker wurde von den meisten nur alle neun Jahre gedüngt, also eine arme Dreifelderwirthschaft getrieben, — theils weil die meisten noch glaubten, daß der Acker in diesem Jahre ausruhen müsse. Erst nachdem sie durch Fromholzens Beispiel den Dünger sorgfältiger sammeln und besser behandeln gelernt hatten, gingen nach und nach alle zum Anbau der Brache über, was schon früher der Pfarrer, der Schulz, Tull und einige andere gethan hatten. Als sie dadurch mehr Futter erhielten, mehr Vieh halten und mehr Dünger sammeln konnten, gelangten sie bald dahin, ihre Felder alle sechs Jahre, ja viele, sie alle drei Jahre zu düngen, und ihre bis dahin arme Dreifelderwirthschaft in eine reiche zu verwandeln. Sie bauten nun in der Brache Klee, grüne Wicken, Mengfutter, nämlich Gerste und Haber, oder Haber und Spergel, Kartoffeln, Kohl, gelbe und weiße Rüben u. a. Die es dahin gebracht hatten, alle drei Jahre zu düngen, düngten nach Georgs Beispiel, statt im Herbste zur Winterfrucht, schon im Frühling das in die Brache gebaute Futter, weil dadurch viel mehr Futter erhalten wurde, ohne daß der Acker darum merklich für das darauf folgende Wintergetreide verlor. Stand Klee auf dem Acker, der noch im

folgenden Jahre stehen bleiben sollte, so düngten sie wohl gar schon im Herbste vorher, und sammelten dann am Ende des Winters den nicht ganz im Boden verschwundenen Rückstand desselben mit dem Rechen, und warfen ihn wieder auf den Düngerhaufen. Doch wurde dieses beinahe immer unnöthig, sobald sie hinlänglich Mengedünger hatten, der auf dem Kleeacker keine Ueberbleibsel zurückließ, die das Futter bei der Ernte verunreinigen konnten. Und so brachten binnen wenigen Jahren die meisten den reinen Ertrag ihrer Felder auf das doppelte und darüber von dem, was sie vorher getragen hatten, ohne von der Dreifelderwirthschaft abzuweichen. Aber bald hatte die sorgfältige Beobachtung von Fromholzens Feldwirthschaft Viele zur Ueberzeugung geführt, daß die Wechselwirthschaft einen noch viel höhern Ertrag gebe, ja Verwalter Müller hatte sie versichert, daß sie einen drei- bis viermal höhern Ertrag als eine gewöhnliche magere Dreifelderwirthschaft geben könne. Die meisten Bauern in Wiesenbrunn gingen daher zur Wechselwirthschaft über, sobald die Zusammenlegung ihrer Grundstücke es ihnen möglich gemacht hatte. Sie beriethen sich hierüber mit dem Verwalter und mit Fromholz. Manche theilten ihre Grundstücke, wie dieser, in sechs Theile, und ließen die Früchte in folgender Reihe aufeinander folgen. Sie pflanzten im ersten Jahre Kartoffeln, Runkelrüben, Kohl und andere Früchte, welche behackt wurden; im zweiten Jahre Gerste mit Klee. Im dritten Jahre blieb der Klee auf dem Felde; im vierten Jahre folgte Weizen in der Kleestoppel; im fünften Jahre Erbsen, Wicken, weiße oder gelbe Rüben. Nach diesem kam im sechsten Jahre Winterroggen, nach welchem wieder, wie im ersten Jahre, behackte Früchte folgten. Gedüngt wurde während dieser sechs Jahre wenigstens dreimal. Einige, welche durch die Vertheilung der Gemeinweide eine Vermehrung an Feld bekommen hatten, welche ungefähr dem dritten Theile ihres bisherigen Besitzes gleich kam, führten eine vierschlägige Wirthschaft ein, weil sie dann nur den neuen Antheil zwischen die übrigen einzuschalten brauchten, und alles übrige beim Alten lassen konnten. Dieses kam vorzüglich jenen zu statten, welche ihre Grundstücke noch nicht durch Tausch hatten zusammenlegen können. Sie bauten dann im ersten Jahre Kartoffel und andere behackte Früchte, im zweiten Gerste oder andere Sommerfrucht mit Klee, im dritten Jahre Klee und im vierten Winterfrucht. Gedüngt wurde dann zu den behackten Früchten. Die beiden Kramer theilten ihre Felder in acht Schläge. Sie wurden in folgender Ordnung bestellt: 1) Behackte Früchte, 2) Gerste mit Klee, 3) Klee,

4) Weizen, 5) Erbsen, 6) Roggen, 7) Wicken, 8) Roggen. Im ersten Jahre wurde zu den behackten Früchten ganz, im fünften zu den Erbsen halb gedüngt. Wenn genug Dünger vorhanden war, und dieses war wohl meistentheils der Fall, so wurde schon im zweiten Jahre die Gerste wenigstens halb gedüngt. Drei der Bauern in Wiesenbrunn, welche glaubten, daß eine Feldeintheilung, in welcher nur die Hälfte des Feldes mit Getreide bestellet wurde, von diesem zu wenig für die Ernte gebe, theilten ihre Felder nach Müllers Rath in sieben Theile, und bestellten sie, wie in der sechsfeldrigen Wirthschaft, säeten aber noch im sechsten Jahre Roggen, für das siebente Jahr noch Haber. Bei allen diesen Fruchtfolgen wurden, wenn möglich, im Herbste noch weiße oder gelbe Rüben oder Spergel in die Roggen- und Weizenstoppel gesäet, und die Saat des Spergels auch dann nur selten unterlassen, wenn wegen weit vorgerückter Jahreszeit auch keine Ernte mehr davon zu erwarten war. Er wurde dann untergeackert, und brachte, er mochte so kurz wie immer herangewachsen sein, als grüner Dünger immer noch so vielen Nutzen, daß er den Anbau lohnte. Dieses waren die Fruchtfolgen, welche in Wiesenbrunn angewendet wurden. Als die Felder mehr in Kraft gekommen waren, und Ueberfluß an Dünger gewonnen wurde, säete man statt der Erbsen und Wicken gewöhnlich nach wenigstens halber Düngung Reps oder baute wohl auch Flachs. Die Antheile am ausgetrockneten Sumpf wurden wohl auch mit Hanf oder Krapp bestellet.

Ich habe, sagte einst Weismann zu Verwalter Müller, oft in landwirthschaftlichen Büchern gelesen und darin auch wohl zehn- und zwölffeldrige Wirthschaft empfohlen gefunden. Ich konnte aber nie recht klug daraus werden, weil mir nicht einleuchten wollte, warum denn eine so vieltheilige Wirthschaft besser sein sollte, als eine sechs- oder achtfeldrige. Müller erwiederte hierauf, daß es wohl ziemlich gleichgiltig sei, in wie viele Theile man seine Grundstücke für die Wechselwirthschaft theile, wenn man nur die hierin immer wichtige Regel beobachte, von der er schon mehrmals umständlich gesprochen habe, nie oder wenigstens so selten als möglich zwei Getreidearten unmittelbar aufeinander folgen zu lassen, sondern immer eine andere den Boden weniger aussaugende Frucht, z. B. Futterkraut oder behackte Früchte zu bauen. Was die in zehn oder zwölf Felder eingetheilten Ackerwirthschaften betreffe, so werde man nach genauerer Ueberlegung leicht finden, daß sie von Feldwirthschaften von fünf oder sechs Schlägen we-

nig abweichen, wenn man sich diese zweimal aufeinander folgend denke. In jedem Falle sei diese vielfache Feldeintheilung entbehrlich, und habe keinen Vorzug vor einer fünf-, sechs- oder achtfeldrigen Wirthschaft. Uebrigens könne man jede Wechselwirthschaft, in welcher immer zwischen zwei Getreidesaaten eine andere Frucht, wie Futter oder Wurzelgewächse folgt, eben sowohl eine zweifeldrige Wirthschaft nennen, wie sie es denn in der That auch vielleicht sei, es mögen was immer für Getreidearten und andere Früchte und wie vielerlei derselben gebauet werden.

Verwalter Müller erklärte den Bauern, wenn sie ihn über die Eintheilung ihrer Felder um Rath fragten, oft auch noch andere Feldeintheilungen, welche man hie und da, wo Wechselwirthschaft üblich ist, wohl auch zu machen pflege. Hier, sagte er, wollen wir vollkommen Stallfütterung haben, und dafür ist auch unsere Feldeintheilung, sowie ich sie vorgeschlagen habe, vollkommen zweckmäßig, obwohl auch hier wohl noch manche Abänderung stattfinden könnte. Wollte man z. B. noch mehr Futter haben, was bei schlechtem oder erschöpftem Boden manchmal wenigstens im Anfange der Verbesserung nothwendig ist, so kann man statt einer sechsschlägigen eine siebenschlägige Wirthschaft treiben, aber dabei statt im siebenten Jahre statt des Roggens noch Haber zu säen, wie es wirklich bei uns in ein paar siebenschlägigen Wirthschaften geschieht, den Klee zwei Jahre nach einander auf dem Felde stehen lassen, d. i. statt nach dem Klee Weizen zu säen, in diesem Jahre den Klee noch stehen lassen, und erst im Herbste dieses Jahres, nachdem der Klee zwei Jahre lang gestanden hat, Weizen in seine Stoppel säen. Auf eine ähnliche Weise kann man die achtfeldrige Wirthschaft in eine neunfeldrige verwandeln, indem man auch hier den Klee um ein Jahr länger stehen läßt; oder man kann auch, wenn die Aecker besser sind, so, wie es bei uns von einigen in einer siebenfeldrigen Wirthschaft geschieht, nach dem im achten Jahre gebauten Roggen im neunten noch Haber folgen, und dann die Fruchtfolge wieder von vorne anfangen lassen. Dieser Haber nach dem Roggen kann am ehesten in einer Wirthschaft folgen, in welcher der Besitz guter Wiesen einen Theil des Klees entbehrlich macht.

In Gegenden aber, wo man statt ganzer Stallfütterung das Vieh noch weiden läßt, vermehrt man die Schläge dadurch, daß man den Kleeacker noch zwei Jahre, nachdem er gemähet worden, als Weide liegen läßt, oder nach dem Winterroggen den Acker mit weißem oder

Bastardklee und mit Futtergräsern besäet, und ihn dann ebenfalls zwei Jahre lang als Weide benützet. Dieses geschieht in Mecklenburg und Holstein, und ist die auszeichnende Eigenschaft der dortigen Feldwirthschaft, welche Koppelwirthschaft genannt wird. Sie ist aber nicht so vortheilhaft, wie die Wechselwirthschaft mit ganzer Stallfütterung, wie wir sie hier eingeführt haben: denn der Acker wird dabei nicht so vollkommen benützt, wie der unsere, und es geht viel Dünger auf der Weide verloren.

Eine noch mehr abweichende Wirthschaft ist jene, in welcher man in vielen Jahren gar nicht düngt. Man säet Klee und benützt ihn drei oder vier Jahre. Während dieser Zeit hat er den Boden so sehr mit Wurzeln durchflochten, daß er mit diesen, wenn er eingeackert ist, ihn für zwei oder drei Jahre düngt. Man säet dann ein, oder wenn der Boden gut ist, auch zwei Jahre lang Getreide, z. B. Weizen und dann Roggen, oder Roggen und nach diesem Gerste oder Haber, dann folgt reine Brache, oder man säet Wicken oder Roggen, die man als Dünger unterackert, dann wieder Getreide oder Erbsen und nach diesem wieder Klee u. s. f. und so kann man mit Klee, Getreide, Brache oder grünem Dünger, ohne mit Stallmist zu düngen, lange fortfahren, und immer erträgliche Ernten erhalten. Doch ist dieses Verfahren auf ganz schlechtem Boden nicht anwendbar, und bei dem entschiedenen Vorzuge der gewöhnlichen Düngerwirthschaft nur für entfernte Feldgründe zu empfehlen, wohin den Dünger zu führen zu schwer und zeitraubend sein würde. In diesem Falle aber kann sie wohl nützlich werden, weil sie Futter und Stroh gibt, und dadurch Dünger für die übrigen nahe liegenden Felder, ohne selbst Dünger zu bedürfen.

Fünfundsiebzigstes Kapitel.

Wie man in Wiesenbrunn die wichtigeren Feldgewächse behandelt und pflegt. Die Getreidearten.

Wir wollen nun auch die Weise kennen lernen, auf welche man in Wiesenbrunn jede Feldfrucht behandelt, um eine gute Ernte davon zu erhalten, und wie man sie aufbewahrt und benützt. Manches davon haben wir schon in den vorhergehenden Kapiteln erfahren, doch ist noch manches übrig, was eine sorgfältigere und umständliche Beschreibung verdient. Wir wollen nun den verschiedenen Getreidearten, den Handelsgewächsen und Futtergewächsen, deren sorgfältiger und ausgedehnter

Bau so vieles zur Erhebung des Wohlstandes der Gemeinde beitrug, unsre Aufmerksamkeit schenken, und zwar zuerst dem Weizen, der wichtigsten Getreideart unsers Himmelsstriches.

Weizen wurde früher in Wiesenbrunn sehr wenig gebaut, weil der beinahe überall sandige Boden dem Roggen günstiger war. Denn wenn die Ackerkrume mehr als halb aus Sand bestehet, so ist es vortheilhafter, in dieselbe Roggen zu säen. Fromholz baute zwar, wie wir wissen, gleich im Anfange auf seinen Sandboden Weizen. Er würde vielleicht besser gethan haben, wenn er statt desselben Roggen gebauet hätte. Allein er glaubte nach seiner Zurückkunft aus den Niederlanden, wo man Weizen auch in sandigen Boden säet, dieses unbedenklich auch in Wiesenbrunn thun zu können, wobei er sich auf die Wirkung des untergeackerten Rasens und des Mergels verließ, durch dessen fortgesetzte Anwendung er seinen Sandboden immer tauglicher für den Weizenbau zu machen hoffte. Er irrte sich auch nicht. Seine Weizenäcker wurden mit jedem Jahre besser, und bald waren vier Schäffel vom Morgen der ganz gewöhnliche Ertrag. In guten Jahren erhielt er auch fünf Schäffel und darüber. Die übrigen Bauern in Wiesenbrunn fingen, sobald sie die Wirkung des Mergels auf Fromholzens Aeckern wahrgenommen hatten, ebenfalls an, ihre Aecker damit zu verbessern, und in dem Maße, als die Güte derselben dadurch zunahm, mehr Weizen zu bauen, und nach wenigen Jahren bestand mehr als die Hälfte ihrer Getreidesaaten aus demselben. Sie würden vielleicht noch früher zu diesem ausgedehnten Weizenbau übergegangen sein, und ihn in der Folge, da er in dieser Gegend immer in viel höherm Preise stehet, als Roggen, noch mehr ausgedehnt haben, wenn er eben so viel Stroh gäbe, als dieser. Allein der zahlreicher werdende Viehstand forderte auch mehr Stroh, und dieses war vorzüglich Ursache, daß man den Bau des Roggens, der bekanntlich das meiste Stroh gibt, nicht noch mehr beschränkte.

Jene, welche noch der Dreifelderwirthschaft getreu blieben, oder es noch bleiben mußten, säeten ihn, wie sich so ziemlich von selbst verstehet, nach der Brache, welche, wenn die Kleestoppel nicht dem Weizen zu gut kam, sondern reine Brache voran gegangen war, gewöhnlich gedüngt wurde. Manchmal aber geschah es, nachdem durch die Vermehrung und Verbesserung des Düngers die Aecker mehr in Kraft gekommen waren, daß sich der Weizen legte. Wer einmal sein Feld so weit gebracht hatte, daß er dieses befürchten konnte, der baute vorher

in der Brache Kohl, Bohnen oder Wicken, welche, wenn es nicht an Dünger fehlte, gedüngt wurden, und dem darauf folgenden Weizen noch genug Kraft in dem Acker zurückließen, aber nicht so viel, um das sich Legen der Saat besorgen zu lassen. Auf den Aeckern jener, welche Wechselwirthschaft trieben, folgte dem Weizen ohnehin immer eine Frucht, welche dem Legen des Getreides vorbeugte, und sehr oft war diese Frucht Reps oder Mohn, selten aber Kartoffeln, denn sie hatten schon bemerkt und waren auch hierüber vom Verwalter Müller belehrt worden, daß nach diesem der Weizen selbst auf kräftigem Boden schlecht gedeihet. Aber sowohl in der Dreifelder- als in der Wechselwirthschaft fanden sie, daß der Weizen nach Klee den besten Ertrag gibt. Nun ackerten sie die Kleestoppel immer einige Wochen, wenn es thunlich war, vor der Saat unter, damit sie schon vor derselben anfangen konnte, in Fäulniß überzugehen. Dann war auch gewöhnlich ein nur einmaliges Ackern hinreichend. Nur wenn der Klee länger als ein Jahr gestanden hatte, vorzüglich aber, wenn der Acker mit Lucerne oder Esparsette bestellt gewesen war, fanden sie ein zwei oder dreimaliges Ackern vor der Saat nothwendig. Nach diesen Erfahrungen verfährt man in Wiesenbrunn auch noch jetzt auf die nämliche Weise und man wird wahrscheinlich auch in Zukunft immer darnach verfahren.

Meine Leser werden sich noch erinnern, welche Besorgniß der alte Fromholz äußerte, als sein Sohn den Weizenacker im Frühling eggen ließ. Auch die übrigen Bauern im Dorfe waren sehr erstaunt darüber. Als sie aber die gute Wirkung dieses Verfahrens beobachteten, ahmten sie es bald nach. Sie sahen, daß, wenn auf dem Acker kaum mehr ein ganzes Blatt darauf zurückblieb, und derselbe wie frisch bestellt aussah, doch nach acht oder zehn Tagen jede Pflanze neu getrieben hatte, und das Feld viel schöner als vor dem Eggen bewachsen war. Bald war kein Bauer mehr in Wiesenbrunn, der seinen Weizenacker im Frühling nicht eggte, besonders wenn sich auf der Oberfläche desselben eine Erdrinde gebildet hatte, was auf thonigem Acker oft der Fall ist, und auch auf den Feldern von Wiesenbrunn zum Theil geschah, sobald sie hinlänglich mit Mergel und Thon beführt worden waren, und sie glaubten nun gern den Versicherungen Müllers und Georgs, daß man in den Ländern, wo dieses Verfahren schon allgemein im Gebrauche ist, die Unterlassung desselben als eine Nachlässigkeit des Bauers betrachtet. Sie unterließen es sogar auf jenen Feldern nicht, welche noch ziemlich die Eigenschaft des sandigen Bodens hatten, nur wurde auf diesen weniger

scharf geeggt, doch immer noch so viel, daß sie ganz mit aufgerissener Erde bedeckt waren.

Georg hatte in der Folge, als sich etwas mehr Unkraut auf seinen Feldern gezeigt hatte, seinen Weizen jäten lassen, was die meisten, die es sahen, als eine entbehrliche Arbeit betrachteten. Auch hätte es wegen Mangel an Menschenhänden ohnehin nicht von vielen nachgeahmt werden können. Doch versuchte es einmal der Pfarrer. Er ließ es durch eine Anzahl von Kindern unter Aufsicht einer Magd vornehmen. Er war an diesem Tage abwesend, und kam erst spät am Abend wieder zurück. Als er am folgenden Morgen seinen erst halbgejäteten Acker besuchte, nahm er mit Unwillen die Verwüstung wahr, welche die Kinder auf demselben gemacht hatten. Die Magd wußte sie nicht in gehöriger Ordnung zu erhalten, und das gejätete Ackerstück war zugleich zum Spiel- und Tummelplatze der Kinder gemacht und schlimm zertreten worden. Er ließ das Jäten sogleich aufhören und schickte die ganze lustige Gesellschaft nach Hause. Allein nach einigen Tagen hatte sich das zertretene Ackerstück vollkommen erholt, und er erhielt von demselben eine viel bessere Ernte, als von dem ungejäteten. Er versäumte seitdem nie, seinen Weizen und manchmal wohl auch seinen Roggen, aber unter besserer Aufsicht durch Kinder jäten zu lassen. In der Folge, als die meistens fruchtbaren Familien der neu angesiedelten Taglöhner den Mangel an jungen zu dieser Arbeit tauglichen Händen vermindert hatten, wurde dieses Jäten immer allgemeiner. Die Reinheit der Aecker von Wiesenbrunn und ihr Ertrag nahm dadurch unverkennbar zu, die Kinder der Taglöhner finden dadurch auch heute noch eine für sie nützliche Beschäftigung, und sie bringen manchen Groschen davon nach Hause, der ihren Aeltern wohl zu statten kömmt.

Auf guten fetten Aeckern bestaudet sich manchmal der heranwachsende Weizen so sehr, und wächst so gut heran, daß die Lagerung oder das Legen desselben vorausgesehen werden kann. In diesem Falle ist das zuverlässigste Gegenmittel das frühzeitige Abschneiden der Saat etwa in der Hälfte ihrer Höhe, so daß das Herz der Pflanzen nicht berührt wird. Auf diese Weise wird der zu üppige Wuchs der Saat gemässigt, dem Lagern des Getreides vorgebeugt, und man erhält dadurch frühe ein grünes und obendrein sehr gutes Frühlingsfutter, das um so schätzbarer ist, weil es zu einer Zeit erhalten wird, in welcher es noch wenig anderes frisches Futter gibt. In Wiesenbrunn findet das Schröpfen des Weizens, so nennt man dieses Verfahren, seit der Dünger sich ver-

mehrt, und die Aecker sich dadurch verbessert haben, auf den meisten Weizenfeldern statt, ist, wenn auch nicht immer nothwendig, doch immer für die künftige Ernte unschädlich, und gibt einen schätzbaren Beitrag zum Frühlingsfutter.

Wird der Weizen in vollkommener Reife geschnitten, so fällt er sehr gerne aus und gibt dann eine reichliche Ernte für Tauben und andere Vögel, welche sich in der Erntezeit gewöhnlich in großer Zahl auf den Feldern einfinden. Die Bewohner von Wiesenbrunn schneiden daher ihren Weizen immer, wenn die Körner noch etwas weich, aber nicht mehr milchig sind. Wenn daher der Weizen bei trockener Witterung diesen für die Ernte vortheilhaften Grad der Reife, ehe noch die Roggenernte beendigt ist, erlangt, so lassen sie lieber den Roggen noch stehen, um mit dem Schnitte des Weizens sobald wie möglich fertig zu werden. Die Vollendung der Weizenernte vor ganz vollkommener Reife ist auch schon darum zweckmäßig, weil der Weizen dann meistens weisseres und besseres Mehl gibt, und eben darum auch gerne dem bei vollkommener Reife geschnittenen vorgezogen wird. Erfahrne Müller wissen diese Unvollkommenheit des später geschnittenen Weizens schon an dem äußern Ansehen des Kornes, was man hornig oder glasig nennt, wahrzunehmen, und zum Theile dadurch zu verbessern, daß sie es vor dem Mahlen etwas mehr befeuchten. Dennoch wird sie von aufmerksamen Käufern gern getadelt, und sie kann wenigstens dann, wenn Ueberfluß von Getreid auf dem Markt ist, einen niedrigern Preis zur Folge haben.

Sommerweizen hat man wohl früher in Wiesenbrunn gebauet, denn er fordert keinen so guten Boden, als Winterweizen, und kommt leichter, als dieser, auf sandigem Boden fort. Als man aber durch allmählige Verbesserung die Aecker für den Winterweizen vollkommen brauchbar gemacht hatte, wurde der Bau des Sommerweizens nach und nach beinahe ganz aufgegeben, weil der erste einen höhern Ertrag gibt. Wenigstens bauten jene, welche die Wechselwirthschaft eingeführt hatten, ihn nicht mehr. Wenn auch der Sommerweizen in höherem Preise als der Roggen stehet, so gibt er doch keine so große Schäffelzahl als der Winterweizen, und da er den Boden mehr aussaugt, als Roggen und Gerste, so ist in jeder Ackerwirthschaft nach Erwägung aller Verhältnisse derselben erst wohl zu überlegen, ob man ihn bauen soll. In Wiesenbrunn ist man jetzt ziemlich einstimmig der Meinung, daß man ihn dort vollkommen entbehren könne.

Verwalter Müller hatte eine Weizenart zu bauen angefangen,

welche in diesen Gegenden noch beinahe ganz unbekannt war. Es ist der Spelz oder Dinkel. Er hat einen Vorzug vor dem gewöhnlichen Weizen darin, daß er weniger empfindlich ist, sich nicht so leicht legt, bei der Ernte weniger ausfällt, und mehr Halme aus der Wurzel treibt, oder sich mehr bestaudet. Sein Mehl wird für besser und weisser gehalten, und wirklich findet man da, wo er gebauet wird, gewöhnlich weisseres und schöneres Weizenbrod. In Schwaben und am Rhein wird er allenthalben gebauet, und es ist nicht wohl einzusehen, warum er in manchen Gegenden von Deutschland so wenig gebauet wird, ja beinahe unbekannt ist, da er doch bei so vielen Vorzügen einen eben so guten Ertrag gibt, als der gewöhnliche Weizen. Wahrscheinlich rührt es daher, daß sein Korn sich nicht freiwillig aus der Hülse löset und erst auf der Mühle davon befreiet werden muß. Doch ist dieses nicht schwer, und die Hülsen selbst, welche da, wo man Spelz bauet, Spelzspreu genannt werden, sind zum Futter statt des geschnittenen Strohes zu gebrauchen und diesem vorzuziehen. Der Müller in Wiesenbrunn richtete sich zum Aushülsen dieser vortrefflichen Getreideart ein, und der Anbau derselben verbreitete sich bald in der Gemeinde. Der Spelz trat von nun an oft an die Stelle des Roggens.

Daß die Weizenfelder in Wiesenbrunn von der wohlbekannten Krankheit des Getreides, dem Brande nicht frei blieben, ist wohl einzusehen. Man hat überall eine große Zahl von Mitteln dagegen empfohlen, die größtentheils wenig oder gar nicht wirksam sind. Es ist kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß die Ursache dieses Uebels im Samen liegt. Die Wahl eines guten Samens von einem Felde, auf welchem der Brand sich noch nicht gezeigt hat, der vollkommen reif ist, und nach dem Dreschen dünn aufgeschüttet, gelüftet und getrocknet worden, ist das beste Mittel dagegen. Vorzüglich ist das Sammeln der vollkommensten und reifsten Samenkörner, der durch das Anschlagen der Garben an eine Säule der Scheuer, wodurch der reifste Samen ausfällt, gewonnen wird, gegen den Brand zu empfehlen. Auch hat man verschiedene Samenbeizen empfohlen, wovon die meisten sich als nutzlos gezeigt haben. Eine der besten scheint zu sein, wenn man für zwölf Metzen Weizen ein Gemenge von einem Metzen zu Staub gelöschten Kalkes und eben soviel unausgelaugter Holzasche bereitet, dieses darüber streuet, schwach befeuchtet, und den ganzen Haufen sorgfältig durcharbeitet. Man läßt diesen dann zehn bis zwölf Stunden lang auf der Tenne liegen, bis eine gelinde Erwärmung eintritt, dann dünn auseinander breiten

und sorgfältig austrocknen. Dieses ist auch das Mittel, das man in Wiesenbrunn gegen den Brand im Weizen beinahe immer mit Erfolg anwendet.

Daß auf dem Sandboden von Wiesenbrunn, ehe man die Felder mit Mergel und Thon verbesserte, großentheils Roggen gebauet wurde, wissen wir bereits. Man weiß längst, daß der Boden, je sandiger je unvortheilhafter für den Getreidebau ist, und daß am Ende nur mehr der Roggen darauf fortkommt. Sobald ein Acker in zehn Theilen der vom Pfluge erreichbaren Erde mehr als acht Theile Sand enthält, trägt er mit einigem Vortheile nur mehr Roggen. Nach der Verbesserung der Felder wurde der Roggenbau in Wiesenbrunn zwar ziemlich beschränkt, indem er dem Weizen und Spelz Platz machen mußte, doch blieb er noch immer, wie überhaupt in ganz Deutschland und in allen Ländern, in welchen die vorzüglichste Nahrung des Volkes daraus bestehet, die geschätzteste Getreideart für den Anbau, und zwar um so mehr, weil er den Boden weniger erschöpft und das meiste Stroh gibt, das zur Streu nothwendig ist, und dann in Dünger verwandelt, wieder in den Acker zurückkehrt. Das Verfahren bei dem Baue des Roggens blieb in Wiesenbrunn ungeachtet der vielen Verbesserungen, die man in der Feldwirthschaft gemacht hatte, so ziemlich unverändert, nur fand man das Eggen der Saat im Frühling auch bei dieser Getreideart so vortheilhaft, wie bei dem Weizen, obwohl es für den Roggen weniger nothwendig ist. Es wird in Wiesenbrunn selten unterlassen. Als die Wechselwirthschaft in der Gemeinde sich mehr verbreitet hatte, war die Frage, nach welchen Früchten der Roggen am besten gedeihe, wichtiger geworden, als sie es in der Dreifelderwirthschaft sein kann, weil in dieser in Beziehung auf die Fruchtfolge wenig Wahl übrig bleibt. Man baute im Durchschnitte den Roggen nach den nämlichen Vorfrüchten, wie den Weizen. Man fand, daß er nach den Früchten, nach welchen dieser gut oder schlecht gedeiht, ebenfalls gute oder schlechte Ernte gibt, und daß er namentlich nach den Kartoffeln und dem Lein immer zurückschlägt. Einige, welche von Georg gehört hatten, daß man in den Niederlanden manchmal den Roggen mehrmals nacheinander auf dem nämlichen Felde baue, versuchten es ebenfalls, erhielten aber eine sehr mittelmäßige Ernte, und wiederholten diesen Versuch nicht mehr*).

---

*) Man hat in neuerer Zeit den gelungenen Versuch gemacht, Winterweizen und Winterroggen im April zu säen, ihn zweimal als Futter zu schneiden, ihn dann noch abweiden, und für das nächste Jahr stehen zu lassen. Er gab dann eine

Verwalter Müller baute eine Art von fremden Roggen, die hie und da schon lange unter dem Namen von Staudenroggen, norwegischer, archangelscher, auch Johannesroggen bekannt ist. Er fand, daß er einige Vorzüge vor dem gewöhnlichen habe, und fuhr fort ihn zu bauen, obwohl er eben kein Freund von fremden Getreidearten ist, indem die meisten derselben bald ausarten und nur selten die Vortheile gewähren, die man von ihnen erwartet. Der Staudenroggen aber bleibt immer unverändert, und artet niemals aus. Er ist unempfindlicher gegen kalte und schlimme Witterung, lagert sich weniger, bestaubet sich stärker, und gibt höhern Ertrag, als der gewöhnliche Roggen. Er würde in Wiesenbrunn immer gebauet worden sein, und würde den gewöhnlichen Roggen vielleicht ganz verdrängt haben, wenn er demselben nicht darin nachstände, daß er keine spätere Saat verträgt, sondern immer schon am Ende des Septembers gesäet werden muß. Wenn daher der Roggen nach Früchten gesäet werden muß, die das Feld spät räumen, oder wenn der Zustand des Ackers z. B. vieles Unkraut, ein wiederholtes Ackern vor der Saat erfordert, so zieht man immer den gewöhnlichen Roggen vor, weil die Saatzeit desselben bis in die zweite Hälfte des Oktobers reicht, und man ihn auch noch später, in gelinden Wintern sogar noch im Februar säen kann, ohne daß er deßhalb zurückschlägt, oder ihm der Frost schadet.

Sommerroggen wird von den Landwirthen in Wiesenbrunn in der Wechselwirthschaft wenig gebauet, weil er einen geringern Ertrag als der Winterroggen gibt. Nur in dem Falle säet man ihn, wenn man mit der Bestellung des Ackers im Herbste nicht früh genug fertig werden kann, oder wenn der Winterroggen nach Kartoffeln gesäet werden müßte, nach welchen er gewöhnlich zurückschlägt.

Die Gerste wird in Wiesenbrunn, wie überall, als gewöhnliche Sommerfrucht gebaut, uud es ist außer dem, was hievon schon in den vorhergehenden Kapiteln angeführt worden ist, hierüber nichts mehr zu sagen. Aber eine weniger bekannte Art von Gerste, welche vom Verwalter Müller ebenfalls zuerst in Wiesenbrunn gesäet wurde, dürfen wir nicht mit Stillschweigen umgehen. Sie fand bald Beifall, und wird

---

vollkommene Ernte. Würde sich dieser Versuch vollkommen bewähren, so würden zwei wichtige Vortheile daraus hervorgehen: erstens in der Brache eine ansehnliche und frühe Futterernte und zweitens die Ersparung des Winterbaues im Herbste, wodurch Zeit für andere Feldarbeiten gewonnen würde. Es würde wenigstens der Mühe werth sein, diesen Versuch zu wiederholen, und seinen Werth zu prüfen.

seitdem von vielen Bewohnern des Dorfes gebauet. Es ist die sogenannte Himmelsgerste, oder nackte Gerste. Das, was sie von der gewöhnlichen Gerste am meisten unterscheidet, ist, daß sie vor der Reife die Granen oder den Bart, und das Korn, wenn es reift, die Hülle, welche bei der gewöhnlichen Gerste am Korn bleibt, verliert, so daß es nur wenig einem Gerstenkorn ähnlich sieht, und daher bald Weizen- bald Roggengerste, bald Gerstweizen genannt wird. Sie will aber einen sehr guten kraftvollen Boden, beinahe wie der Weizen, und dieses mag wohl die Ursache sein, daß der Bau derselben bis jetzt so wenig sich verbreitet hat, denn außerdem dürfte wohl kein anderes Sommergetreid so empfehlenswerthe Eigenschaften haben. Sie bestaudet sich ungemein stark, und treibt mehr Halme als beinahe jede andere Getreideart; diese Halme sind viel dicker und steifer, als die der andern Gerstenarten, sie lagern sich daher weniger und geben vortreffliches Stroh. Sie leidet weniger durch ungünstige Witterung und Frost, trägt reichlicher und das Korn ist mehlreich, nahrhaft, und wiegt bedeutend schwerer, als die gewöhnliche Gerste. Für Bierbrauer scheint diese Gerste die Unvollkommenheit zu haben, daß das Bier, das man davon braut, nicht so leicht hell wird, und dieses mag ebenfalls ein Hinderniß für die Verbreitung dieser so nützlichen Getreideart sein.

Haber wird in Wiesenbrunn gewöhnlich nur so viel gebauet, als die Mitglieder der Gemeinde für ihre eigenen Pferde bedürfen.

Auch die Hirse, in mehreren Gegenden des südlichen Deutschlandes gelber Brei genannt, wahrscheinlich weil er dort in Milch zu Brei, der eine ganz gelbe Farbe annimmt, gekocht gegessen wird, wird von den Bauern in Wiesenbrunn ebenfalls nur zu eigenem Gebrauch gesäet. Gewöhnlich wählen sie dazu ein Stück Feld, das im vorhergehenden Jahre zu einer andern Frucht gedüngt worden ist, und noch Kraft genug für eine zweite Ernte besitzt, denn sie wissen aus langer Erfahrung, daß die Hirse auf diese Weise besser, als nach frischer Düngung geräth. Da der Samen ziemlich klein ist, so bedarf er eine möglich fein zertheilte Ackerkrume. Das Feld wird daher, nachdem es zum letztenmale geackert, fleißig geeggt und gewalzet worden, dünn, gewöhnlich im Mai, besäet, mit einer leichten Egge überzogen und dann wieder gewalzt. Da die Hirse einen lockern Boden verlangt, und kein Unkraut verträgt, so wird um den Boden aufzulockern und das Unkraut zu vertilgen, vorher dreimal tief geackert, jedesmal darnach scharf geeggt und wohl auch gewalzt. Dennoch wird, wenn die Hirse etwa Hand

hoch geworden ist, noch fleißig gejätet, und diese Arbeit, wenn es nöthig gefunden wird, noch ein- oder zweimal wiederholt. Das Jäten wird des Unkrauts wegen beinahe immer unvermeidlich, daher es auch schwer ist, in größern Wirthschaften Hirse im Großen zu bauen.

Die Hirse reift ungleich und fällt gerne aus. Die kleinen Wirthe schneiden daher die reifen Rispen einzeln ab, bringen sie nach Hause und fahren damit fort, bis der Acker leer ist. Dieses kann nun freilich von den größern Feldbesitzern nur selten oder gar nie geschehen. Diese schneiden die Hirse, wenn der größere Theil derselben reif ist, mit der Sichel mit aller Vorsicht und Behutsamkeit gegen das Ausfallen ab, und bringen sie unverzüglich auf die Scheuertenne, wo sie nur kurze Zeit zu liegen nöthig hat, um gehörig nachzureifen, und dann gedroschen zu werden. Es ist dann noch Vorsicht nöthig, um zu verhüten, daß der immer noch feuchte Samen nicht dumpfig werde. Er wird daher dünn ausgebreitet und öfters umgewendet. Auch das als Futter sehr schätzbare Stroh ist noch etwas feucht, und wird an die freie Luft gebracht, bis es vollkommen trocken ist.

Die fleißigen Bauern in Wiesenbrunn, welche die Hirse in größerer Menge bauen, und daher die Rispen nicht einzeln abschneiden und nach Haus bringen können, thun dieses dennoch mit so vielen einzelnen Pflanzen, als sie, um den nöthigen Samen für die nächste Saat zu erhalten, bedürfen, weil sie dadurch bessern Samen, der gleichförmig keimt und vollkommnere Pflanzen gibt, erhalten.

Wie die Bauern in Wiesenbrunn zum Anbaue des Maises oder des Wälschkornes veranlaßt wurden, auf welche Weise sie ihn säen und behandeln, ist im zwei und siebzigsten Kapitel umständlich erzählt worden. Als Nahrungsmittel für Menschen fand er bei ihnen, da seine Anwendung gegen die Landessitte, und an andern Nahrungsmitteln kein Mangel ist, niemals Eingang, aber sie benutzen ihn als unübertreffliches Mastfutter für das Hornvieh, Schweine und Geflügel. Tull benutzte ihn mit Vortheil auch als Pferdefutter und fand bald Nachahmer. Da er etwas empfindlich gegen Kälte ist, so leidet er wohl manchmal dadurch, obwohl selten, und kommt nicht zur vollkommenen Reife. In diesem Falle werden die unreifen Fruchtkolben den Schweinen gegeben, welchen sie ganz vortrefflich bekommen, und die ganze Pflanze selbst gibt dann, da sie noch etwas grün ist, ein ungemein gutes Futter für das Hornvieh. Die dicken und ziemlich harten Stengel werden zerschnitten, und mit dem übrigen Futter gekocht und dadurch weich

gemacht eine sehr nützliche Zugabe zu demselben. Selten wird in Wiesenbrunn Wälschkorn gefüttert, ohne daß man sich dankbar an den Müller Pfuhl erinnert, der es zuerst durch sein Beispiel empfohlen hat, und man wundert sich immer sehr darüber, daß der Bau dieses vortrefflichen Gewächses sich noch so wenig verbreitet hat.

Sechsundsiebzigstes Kapitel.

Bau der Hülsenfrüchte in Wiesenbrunn.

In manchen Ländern von Europa namentlich im südlichen Deutschland wird dem Landmann ziemlich selten, gewöhnlich nur an Sonn- und Feiertagen Fleisch zu Theil. Alle unsere Getreidearten würden allein kaum im Stande sein, ihm den Mangel desselben vollkommen zu ersetzen, wenn er die Hülsenfrüchte d. i. die Erbsen, Bohnen, Linsen u. a. entbehren müßte. Sie enthalten etwas, was den wichtigeren Bestandtheilen des Fleisches ziemlich nahe kommt, den Mangel desselben zum Theil ersetzen kann, und sie zu den nahrhaftesten Früchten macht, welche der Ackerbau in unserem Himmelsstriche hervorbringt. Daher ist auch der Landmann dieser Gegenden ungeachtet der für ihn so mäßigen Fleischnahrung so stark und kräftig, als er in irgend einem andern Lande gefunden werden kann. Daß der Bau der Hülsenfrüchte in Wiesenbrunn nicht vernachläßigt wird, ist wohl zu erwarten. Diese Früchte werden dort abwechslungsweise mit den Getreidearten und zwischen denselben gebauet, und sind nicht nur ein wichtiger Gegenstand der täglichen Nahrung, sondern auch des Verkaufes und dadurch eine Quelle der Geldeinnahme.

Aber nicht allein für die Menschen, sondern auch für das Vieh sind sie höchst wohlthätig. Nicht allein die Körner dieser Pflanzen sind für dasselbe höchst nahrhaft und nützlich, sondern auch ihr Stroh übertrifft an Nahrhaftigkeit das Stroh jeder Getreideart, und kommt nicht selten dem mittelmäßigen Heu gleich. Was ihre Nützlichkeit ungemein erhöhet, ist, daß sie, ungeachtet ihrer Nahrhaftigkeit den Boden nicht in dem Maße, wie die Getreidearten erschöpfen, sondern daß sie demselben viel weniger entziehen, als irgend eine andere Getreideart. Die Ursache dieses Vorzuges der Hülsenfrüchte kann wohl keine andere sein, als jene, auf welche schon Verwalter Müller aufmerksam gemacht hat, nämlich, daß sie größere und breitere Blätter haben, als jede Getreideart, womit sie im Stande sind, viel mehr Nahrung aus der Luft an-

zuziehen und zu erhalten, als die klein= und schmalblättrigen Getreide=pflanzen. Sie bedürfen darum weniger Nahrung aus dem Boden, und entziehen eben darum dem Acker weniger an Kraft, als diese, ja sie vermehren dieselben wohl gar, wenn sie in der Blüthe geschnitten als Grünfutter verwendet werden, durch das, was sie aus der Luft empfangen oder durch ihre faulenden Wurzeln, oder durch den Dünger, in welchen sie, nachdem sie zum Futter gedient haben, verwandelt werden, und als solcher dem Acker mit Wucher zurückgeben, was sie ihm entzogen haben.

Erbsen wurden in Wiesenbrunn zwar schon vor den Verbesserungen, welche man im Feldbaue gemacht hat, gebauet. Als die Dreifelder=wirthschaft daselbst noch allgemein im Gebrauche war, wurden sie von manchem in der Brache gebauet. Allein da man bemerkte, daß die darauf folgende Wintersaat oft eine geringere Ernte gab, so säeten sie die meisten statt der Sommerfrucht, nur jene wenigen ausgenommen, welche mehr Vieh hielten, daher ihre Felder besser düngen konnten, und das Zurückschlagen der Winterfrucht nach Bebauung der Brache mit Erbsen weniger zu besorgen hatten. Diesem Beispiele, nämlich dem Baue der Erbsen in der Brache, folgten beinahe alle, als der Mangel an Dünger in Wiesenbrunn seltener geworden war. Als die Wechsel=wirthschaft Eingang gefunden hatte, kamen die Erbsen, sowie die übrigen Hülsenfrüchte immer in die Reihe zwischen den Getreidefrüchten, wie wir schon in der Fruchtfolge, die Fromholz auf seinen Feldern einführte, gesehen haben.

Lang waren in Wiesenbrunn die Meinungen getheilt über die Frage, ob man zu den Erbsen auch düngen soll oder nicht. Diese Frage entstand aber erst, als die Vermehrung des Düngers, sie zu düngen erlaubte, denn vorher geschah dieses beinahe niemals. Aber als die Aecker mehr in Kraft gekommen waren, und Dünger auch für die Erbsensaat manchmal übrig blieb, fand man nicht selten, daß die Erbsen zu sehr ins Kraut trieben, nie zu blühen aufhörten, und weniger Früchte ansetzten. Dagegen behaupteten andere, daß die Verminderung an Körnern durch die Vermehrung des als Futter sehr brauchbaren Erbsenstrohes wieder ersetzt würde, daß die üppig wachsenden Erbsen, indem sie den Acker dicht überziehen, das Unkraut verdrängen, während sie, wenn sie weniger dicht stehen, die Vermehrung desselben begünstigen, und daß der gedüngte Acker nach der Ernte in erhöhter Kraft zurück=bleibe, welche der darauf folgenden Saat, sie sei, welche sie wolle, zu

gut komme. Nach manchem kleinen freundschaftlichen Streite, welcher darüber stattgefunden hatte, vereinigte endlich die Erfahrung die bis dahin getheilten Meinungen in der Mitte zwischen beiden, daß es in den meisten Fällen das beste sei, für die Erbsen dem Acker nur eine schwache Düngung zu geben, denn dadurch wurden die Vortheile, die der eine in der Befolgung seines Rathes zu finden glaubte, erreicht, und die Nachtheile, vor welchen andere warnten, vermieden. Doch fand man in der Folge, als durch fortgesetzte reichlichere Düngung die Felder immer mehr in Kraft gekommen waren, auch diese schwache Düngung vollkommen entbehrlich.

Die kleineren Wirthe in Wiesenbrunn und die Taglöhner, welche kein Zugvieh haben, bereuen die Mühe nicht, wenn sie das Feld geackert und geeggt, oder auch mit der Hand umgegraben haben, die Erbsen nach der ausgespannten Schnur in einen Fuß von einander entfernten Reihen und in diesen sechs Zoll von einander zu stecken. Wenn sie etwa handhoch geworden sind, wird der Acker behackt und das Unkraut vertilgt. Einige, welche sich dünne Stängelchen in hinlänglicher Menge verschaffen können, bestecken mit denselben ihre Erbsenäcker, damit die Pflanzen an denselben emporwachsen können, und sich nicht legen. Ihre Arbeit wird ihnen durch eine reichlichere Ernte uud durch gleichförmigeres Reifen der Körner hinlänglich vergolten. Die Erbsen reifen auch bei dieser Behandlung noch ziemlich ungleich, und man findet an dieser Pflanze nicht selten, wenn die Schotten unten schon vollkommen ausgebildet sind, oben noch Blüthen. Wer die Erbsen gleichförmig schön und ohne Verlust erhalten will, der muß die Schotten, sowie sie reifen, einzeln mit der Hand abpflücken. Dieses kann aber nicht geschehen, wenn man ein etwas größeres Ackerstück mit Erbsen besäet hat. Man schneidet diese dann ab, wenn der größere Theil der Pflanzen reif ist. Wenn man dadurch an Körnern verliert, gewinnt man an der Güte des Strohes, das man von den zum Theil noch grünen Pflanzen erhält, wenigstens größtentheils wieder. Die meisten kleinen Feldbesitzer und die Taglöhner pflücken ihre Erbsen, sowie sie nach und nach reif werden, vorzüglich wenn sie noch unerwachsene Kinder haben, die zu dieser Arbeit sehr brauchbar sind. Die größern Feldwirthe schneiden sie mit der Sichel, bringen sie, sobald sie halb abgetrocknet sind, um dem Ausfallen der Körner vorzubeugen, nach Haus, und lassen sie auf der Scheuertenne oder unter einem offenen Schoppen vollends austrocknen, wobei sie einigemal umgewendet wer-

den. Ein Morgen mit Erbsen auf gewöhnliche Weise bestellet gibt in Wiesenbrunn zwei bis drei Schäffel Körner und zwanzig bis dreißig Zentner Stroh, das dem mittelmäßigen Heu an Güte beinahe gleich kömmt, und von Pferden und Rindvieh gern gefressen wird. Da es aber etwas zähe ist, so wird es für das letztere größtentheils zum gekochten Futter verwendet. Die in Reihen mit der Hand gesteckten Erbsen geben gewöhnlich einen um ein Dritttheil höhern Ertrag von ungleich schöneren Körnern, aber weniger gutes Stroh.

Linsen säen die Bauern in Wiesenbrunn größtentheils nur für ihren eigenen Bedarf. Da sie nur niedrig bleiben und daher leicht vom Unkraut überwachsen werden, so werden sie im Anfange, wenn sich Zeit und Hände dafür finden, fleißig gejätet. Die kleinern Wirthe säen sie in Reihen, welche einen Fuß weit von einander abstehen, wodurch das Jäten sehr erleichtert wird. Dann wird die Erde gewöhnlich noch zwischen den Pflanzenreihen behackt, wodurch die Ernte um vieles reichlicher ausfällt. Auch diese Frucht reift sehr ungleich, und man muß sie, um einem merklichen Verlust durch Ausfallen vorzukommen, nach Haus bringen, sobald die untern Schotten reif sind, wenn auch das Kraut oben noch grün ist. Dieses gibt dann, wie das der Erbsen, um so besseres Futter, das dem Heu beinahe gleichkömmt. Die Linsen sind übrigens unter allen Hülsenfrüchten nebst den Bohnen die nahrhaftesten.

Von den Wicken haben wir schon mehrmals gehandelt. Sie werden in Wiesenbrunn gewöhnlich als grünes Futter benützt, und oft Haber oder Gerste darunter gesäet, wodurch der Futterertrag des Ackers immer wesentlich vermehrt und verbessert wird. Die meisten säen sie zu verschiedenen Zeiten von vierzehn zu vierzehn Tagen bis zum Anfange des Julius, um länger grünes Futter von ihnen zu erhalten. Wenn sie sie reif werden lassen, so erhalten sie vom Morgen wenigstens zwei Schäffel, doch steigt die Ernte manchmal bis zu sechs Schäffel und vierundzwanzig bis dreißig Zentner Stroh, das als Futter noch dem Erbsenstroh vorgezogen wird. Grün geschnitten und getrocknet können sie sechsunddreißig bis vierzig Zentner Heu geben. Da sie zum grünen Futter vom Frühling bis zum halben Sommer gebauet werden können, so sind sie ein vortreffliches Hilfsmittel für den Fall, wenn anderes Futter, vorzüglich, wenn der Klee schlecht geräth. Jeder vorsichtige Bauer in Wiesenbrunn bewahrt daher immer einen kleinen Vorrath von Wicken, damit es ihm im Falle der Noth nicht an Samen zur Saat fehle. Man sucht auch durch Anwendung des grünen Wi-

ckenfutters den Klee so viel möglich zu schonen, um von diesem um so mehr Heu erhalten zu können. Man bestreuet die Wicken, wenn sie ungefähr handhoch herangewachsen sind, immer mit Gips, weil man gefunden hat, daß das Futter, das der Acker gibt, nicht selten dadurch verdoppelt wird. Auch die Erbsen und Linsen werden gegipst. Ueberhaupt bringt der Gips auf die Schottenfrüchte eine sehr günstige Wirkung hervor.

Bohnen sind im Grunde mehr für den Gartenbau, als für den Feldbau. Es gibt viele Arten derselben, welche beinahe alle für die Menschen eßbar und sehr nahrhaft sind. In Wiesenbrunn werden sie, wie wir bereits wissen, unter das Wälschkorn oder den Mais gesetzt, und zwar die für den Genuß vorzüglichste Art derselben, die weißen Bohnen, oder Faseolen. Sie geben für denselben einen nicht unbedeutenden Nebenertrag und ein sehr schätzbares Nahrungsmittel, indem sie gewöhnlich statt des Gemüses gekocht werden und dann für die arbeitenden Leute eine sehr nahrhafte und nachhaltende Speise sind. Sie sind deßhalb eine für den Landmann äußerst schätzbare Frucht, und er sollte daher nie unterlassen, wenigstens für seinen häuslichen Gebrauch einige Ruthen auf seinem Felde oder im Garten damit anzubauen.

Verwalter Müller hatte noch eine andere Art von Bohnen auf dem Maierhofe gesäet, welche weniger für Menschen, als das Vieh, vorzüglich für Pferde, brauchbar sind, und daher auch Pferdebohnen genannt werden. Müller sagte denen, welche diese ihnen noch ganz neue Frucht auf dem Felde betrachteten, daß sie in England, im nördlichen Deutschland und am Rhein längst gebauet werden, und dort für ein vorzügliches Pferdefutter gelten, und man sie dafür beinahe dem Haber vorzieht. In Hinsicht auf die den Pferden zu reichende Menge hätten sie ganz unstreitig den Vorzug vor demselben, denn zwei Metzen Bohnen kommen als Pferdefutter vollkommen drei Metzen Haber gleich. Auf dem Maierhofe werden sie mit der Säemaschine in anderthalb Fuß von einander entfernten Reihen gesäet. Mehrere Bauern, und unter diesen zuerst Tull, baten den Verwalter um Samen, der ihn sehr gern mittheilte. Sie säeten ihn, sobald sie diese Bohnen mehr zu bauen angefangen hatten, anfangs wie das Getreide aus freier Hand. Aber da sie der Größe der Bohnen wegen hiezu beinahe einen Schäffel auf den Morgen nöthig hatten, so zogen sie es bald vor, sie ebenfalls in Reihen zu säen. Sie legen nun, sobald der Acker zur Saat geackert ist, vor dem Eggen die Körner in die zweite oder dritte Furche,

und eggen dann. Diese Arbeit geschieht ziemlich schnell und es können auch Kinder dazu gebraucht werden. Zwei Metzen sind dann für den Morgen gewöhnlich hinreichend, und die Ernte ist beinahe immer doppelt so groß, als von den aus freier Hand gesäeten Samen. Die Saat wird meistens am Ende des Aprils oder am Anfange des Mais nach einer guten Düngung gemacht, welche für diese Bohnenart nothwendig ist. Sie läßt aber den Acker kräftig genug zurück, um im folgenden Jahre ohne Düngung sogar noch eine gute Weizenernte davon erhalten zu können.

Das Unkraut vertragen diese Bohnen nicht wohl. Auf Müllers Rath eggte man die aus freier Hand gesäeten Bohnen anfangs mit einiger Sorge und Bedenklichkeit, als sie über Hand hoch waren, um das Unkraut zu vertilgen, mit Eggen mit eisernen Zähnen. Man fand mit vieler Verwunderung, daß es den Bohnen nicht schadete, wenn die Pflanzen auch dadurch zerrissen wurden, sie kamen dennoch wieder hervor und das Unkraut wurde großentheils vertilgt. Jene aber, welche die Bohnen in Reihen gesäet hatten, zogen vor, sie zu behacken. Diese Art, sie zu säen, und sie dann zu behacken, wurde, nachdem man den unzweifelhaften Vorzug dieses Verfahrens allgemein eingesehen hatte, endlich von Allen angewendet, und wurde bis auf den heutigen Tag beibehalten.

Diese Pflanze ist sehr der Gefahr ausgesetzt, vom Roste oder vom Honigthau befallen zu werden, wobei die Blätter anfangs braune Punkte erhalten, endlich schwarz werden, und die Pflanze zu Grunde gehet. Anfangs ließen die Bauern sie immer noch stehen in der Hoffnung, sie würden sich wieder erholen. Aber jetzt, durch die Erfahrung belehrt, mähen sie ihre Bohnen, sobald sie zu kränkeln anfangen, sogleich ab, ackern das Feld, werfen die abgeschnittenen Pflanzen in die Furchen und bedecken sie durch die nächstfolgende Furche mit Erde. Sie erhalten darauf durch eine andere Frucht, meistens Grünfutter, noch eine ziemlich befriedigende Entschädigung für den Verlust der Bohnen.

Das Stroh dieser Bohnen ist ein gutes Futter, doch kömmt vieles darauf an, ob die Bohnenstengel bei der Ernte noch zum Theil grün sind oder nicht. Werden sie noch etwas grün nach Haus gebracht, so stehen sie dem Heu wenig nach. Das Stroh von den in Reihen gesäeten Bohnen wird gewöhnlich stärker und härter, und wird in Wiesenbrunn zu Heckfel geschnitten, und für das zu kochende Futter angewendet.

Sobald der größte Theil der Schotten schwarz wird, werden die Stengel, ohne die Reife der übrigen Schotten zu erwarten — denn sonst würden viele der ersten ihre Körner ausfallen lassen — mit der Sichel abgeschnitten, oder auch mit der Hand ausgezogen, in Bündel gebunden und zum Trocknen aufgestellt. Dieses geschieht oft auf einem nahe liegenden Acker, wenn man den, auf welchem sie gestanden haben, sogleich wieder ackern muß. In Wiesenbrunn erntet man vom Morgen vier, und wenn die Ernte gut ist, auch wohl sechs Schäffel.

Diese Bohnen werden den Pferden trocken gegeben. Einige lassen sie vorher auf der Mühle brechen. Auch für die Mast der Schweine leisten sie vortreffliche Dienste, doch werden sie diesen entweder in heißem Wasser oder in saurer Milch aufgequollen gegeben. Das Hornvieh erhält sie zur Vollendung der Mast gebrochen, oder wie andere Körnerfrüchte mit den Kartoffeln gekocht.

Buchweizen wurde in Wiesenbrunn von jeher, aber nur wenig gebauet. Man baute ihn nur der Körner wegen, denn als Futterkraut wurde er nicht angewendet. Uebrigens waren seine guten Eigenschaften größtentheils noch unbekannt. Georg fing zuerst an, ihn als Futterkraut und mitunter auch als grünen Dünger zu benutzen, und ihn dafür seinen Nachbarn zu empfehlen, und seine Empfehlung fand bald günstige Ohren. Er wird nun von vielen als Futterkraut gebauet. In diesen Fällen wird er manchmal mit Spergel gesäet und dann grün verfüttert. Georg hatte für seine Empfehlung wohl noch einen andern Beweggrund nämlich die große Nützlichkeit des Buchweizens als Bienenpflanze, denn wir wissen, daß er nach dem Rathe und dem Beispiele seines Schwiegervaters auch Bienenwirth geworden war. Als Bienenpflanze lernten den Buchweizen auch bald die meisten Bauern in Wiesenbrunn schätzen.

Der Ertrag des Buchweizens an Körnern ist sehr ungewiß. Er ist aus dem Morgenlande zu uns gekommen, und hat, so lange er auch schon in unserm kältern Himmelsstriche zu Hause ist, doch seine Empfindlichkeit gegen Kälte nicht ganz verloren. Der geringste Morgenreif tödtet ihn. Man säet ihn daher gewöhnlich erst um die Mitte des Mais, ja wohl auch erst um die Mitte des Junius. Sein Same keimt zwar selbst in der größten Dürre, allein, wenn er einige Blätter getrieben hat, verlangt er bis zur Blüthezeit abwechselnd Regen. Fehlt ihm dieser, so bleibt er sehr zurück. Nach der Blüthe will er wieder trockne Witterung und dann wird ihm der Regen leicht schädlich. Bei dieser Empfindlichkeit ist sein Ertrag an Körnern sehr ungleich und un-

gewiß: daher wird er auch in Wiesenbrunn mehr als grünes Futter, als des Körnerertrags wegen gesäet.

Wenn er als Futterkraut gebauet wird, so kann man mit der Saat desselben so lang zögern, bis man vollkommen vor allen Nachtfrösten sicher ist. Er übertrifft dann oft an Ertrag die grünen Wicken und kommt ihnen an Nahrhaftigkeit gleich. Er geräth hiefür beinahe immer gut, wenn der Boden nicht gar zu trocken ist. Will man ihn zu Heu machen, so trocknet er zwar nicht schnell, verdirbt aber auch nicht leicht, wenn er ziemlich lange auf dem Felde liegen bleiben muß.

Er kann nach den Wicken, wenn diese als grünes Futter den Acker früh genug geräumt haben, noch gebaut werden, auch in die Getreidestoppel, in der er noch hinlänglich heranwächst, um als grünes Futter geschnitten werden zu können. Er kann dann, wenn der Herbst lang schön bleibt, auch noch den Bienen eine reiche Weide geben, die um so nüzlicher ist, weil sie spät und zu einer Zeit kömmt, wenn die Bienen beinahe nirgend mehr Nahrung finden.

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Bau der Futterpflanzen und Wurzelgewächse in Wiesenbrunn.

Wir haben schon in einem der vorigen Kapitel erzählet, daß Fromholz mit seinem Schwager Tull zuerst anfing, Lucerne und Esparsette auf abgesonderten Ackerstücken zu säen. Bald folgten mehrere der übrigen Bauern diesem Beispiele, sobald sie durch die Eintheilung der Gemeindemarkung in die drei Feldfluren nicht mehr daran gehindert waren. Da die Lucerne gemeiniglich nach sechs bis acht Jahren ihren höchsten Ertrag erreicht hat, so nehmen jene, welche ihre Felder für die Wechselwirthschaft in eben so viele Felder getheilt haben, ihren Lucerneacker, der das siebente oder neunte Feld bildet, nach eben so vielen Jahren wieder in die gewöhnliche Fruchtfolge auf, und widmen demselben ein neues Feld, so daß die Fruchtfolge, welche sie eingeführt haben, nicht dadurch unterbrochen wird. Die Esparsette hingegen, welche länger dauert, läßt man auch länger stehen, und nimmt ihren Acker später in die eingeführte Fruchtfolge auf, aus der man dann ebenfalls wieder ein anderes Feld herausnimmt, um sie mit Esparsette zu besäen.

Der Bau des Spergels, dieses unschätzbaren Futterkrautes für Sandboden wurde, wie wir wissen, von Fromholz und Verwalter Müller in Wiesenbrunn eingeführt. Auf gutem Boden, und diesen hat die Ge-

meinde Wiesenbrunn jetzt beinahe überall, zieht man zwar gewöhnlich den Klee vor, doch fährt man hier fort, ihn zu bauen, weil er, wenn der Klee weniger gut geräth, mit großem Vortheile dessen Stelle vertreten kann, indem er schon acht Wochen nach der Saat blühet, und dann vollkommen mähbar ist. Gewöhnlich wird er in Wiesenbrunn unter das sogenannte Mengfutter, oder unter die zum grünen Futter gebaute Gerste oder Haber gesäet, und zwar nicht allein zum Futter, sondern auch als grüner Dünger zum Unterackern. Für diesen Zweck wird er auch zu jeder Zeit, wenn ihm nur noch einige Zeit zum Heranwachsen gegeben werden kann, gesäet, und dafür sind zwei bis drei Wochen hinreichend. Mag daher eine Frucht auch spät vom Acker kommen, so wird, sobald dieser im Herbste geackert ist, doch oft noch Spergel darauf gesäet, wenn man anders späteres nochmaliges Ackern nicht für nothwendiger, wenigstens für zweckmäßiger erkennt. Er wächst noch spät und lange fort, der Frost schadet ihm nicht, und wenn er nicht mehr zur Weide brauchbar wird, so leistet er doch als grüner Dünger gute Dienste. Es ist daher kein verständiger Bauer in Wiesenbrunn, der nicht immer mit Spergelsamen versehen ist, und der nicht einige Ruthen Acker der Erzeugung desselben widmet; und da das Stroh nach dem Ausdreschen des Samens immer noch dem Heu als Futter beinahe gleich kömmt, weil es, wenn es nicht gemäht wird, doch noch zum Theil grün ist, so kann man das, was der Samen kostet, beinahe für nichts achten. Diese Pflanze trägt übrigens sehr reichlich Samen, und da er sehr klein ist, so werden für die Bestellung eines Morgens nur ungefähr acht Pfunde desselben erfordert.

Auch eine als Futterkraut empfohlene, bei uns aber als solche ganz unbekannte Futterpflanze blieb nicht unbeachtet, und es wurde wenigstens ein Versuch damit gemacht. Wir wissen, daß Verwalter Müller, als er einst mit einigen Bauern auf der vom Grafen angelegten Wiese und auf denen von einigen andern herumging, diese auf die Cichorie aufmerksam gemacht und diese Pflanze sehr gelobt hatte. Er ließ später Samen davon kommen, um einen Versuch damit zu machen. Er erhielt davon beim ersten Schnitte eine verhältnißmäßig ansehnliche Menge von grünem Futter, das von den Kühen gern gefressen wurde. Aber nachher trieb diese Pflanze nur wenig Blätter mehr, aber um so mehr harte Stengel, welche das Vieh nicht fressen mochte. Sie wucherte in der Folge auf dem Acker fort, und Müller hatte viele Mühe, sie wieder auszurotten. Es blieb daher bei diesem

Versuche, der auch keine Nachahmer fand. Dieser Versuch zeigte, wie schon so mancher andere, daß man nicht immer auf Empfehlungen von Pflanzen, wenn sie auch aus sehr glaubhafter Quelle kommen, ohne vorhergehende sorgfältige Prüfung vertrauen dürfe.

Die übrigen Futtergewächse, welche man in Wiesenbrunn bauet, sind Möhren oder gelbe Rüben, Runkelrüben, weiße Rüben und Wicken zum Grünfutter, nebst dem gewöhnlichen rothen Klee. Unter den Gewächsen, welche man vorzüglich als Menschennahrung bauet, aber auch als Viehfutter ungemein nützlich sind, müssen als die wichtigsten die Kartoffeln, die Möhren und verschiedene Kohlarten angesehen werden.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Möhren nebst den Kartoffeln als Viehfutter den Vorzug vor allen übrigen Wurzelgewächsen behaupten. Auch bauten die Bauern in Wiesenbrunn die ersten, sobald sie wahrgenommen hatten, welch' großen Vortheil Fromholz davon genoß, mit vielem Fleiße. Wenn sie einen Acker schon im Frühling damit bestellten, so geschah es, nachdem sie denselben schon im Herbste und dann nochmals im Frühling geackert hatten, im Monat April nach einer guten Düngung, denn ohne Düngung geben die Möhren gewöhnlich nur eine mittelmäßige Ernte, welche eine Saat, die viele Arbeit fordert, nicht gehörig lohnt. Sie verfuhren hiebei ganz nach Fromholzens Rath und diesen Rath befolgen sie auch noch jetzt, wenn sie die Möhren nicht blos als zweite Frucht bauen. Dieses geschieht aber seit der Zeit, da ihre Aecker vollkommen in Kraft gekommen sind, meistentheils nach der Ernte der ersten Frucht, gewöhnlich Wintergetreide, wo sie dann im Spätsommer und Herbste noch zu einem befriedigenden Ertrage heranwachsen. Verwalter Müller hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß der Samen, den man bei uns von den Gärtnern erhält, nicht Rüben von der größten Art gibt, weil man diese Rüben in den Gärten immer zu dicht säet, als daß sie ihre vollkommene Größe erlangen könnten. Die Fähigkeit, möglich groß zu werden, habe sich in diesen Rüben noch nicht entwickelt. Wenn man durchaus große Rüben erhalten wolle, so müsse man den Samen aus Gegenden kommen lassen, in welchen die Möhren schon seit längerer Zeit auf dem Felde auf eine zweckmäßige Weise, um sie zur möglich erreichbaren Größe zu bringen, gezogen werden. Von solchen Samen würde man jederzeit größere Rüben erhalten. Er hatte für den Maierhof des Grafen Möhrensamen aus den Niederlanden kommen lassen, und selbst wieder Samen davon gezogen, von welchen er den Bauern mittheilte, die davon auch viel größere Rüben als vorher

erhielten, obwohl der Samen der Rüben, welchen Fromholz einst von einem Gärtner erhalten hatte, mit jedem Jahre größere Rüben brachte. Man säet sie jetzt in Wiesenbrunn beinahe durchaus nach dem Wintergetreide, — das Sommergetreide räumt dafür den Acker zu spät — am liebsten aber unter Reps, Mohn und Flachs, weil diese früher das Feld räumen; behackt aber dieses, um das Unkraut zu vertilgen, und die Rüben selbst gehörig zu verdünnen, so daß sie in Entfernungen von sechs bis acht Zollen von einander zu stehen kommen. Man bewirkt dieses auch durch Ausziehen der kleineren Rüben, so lange bis die übrigen in der zweckmäßigen Entfernung von einander stehen, was, wie ich bald anführen werde, auch mit den weißen Rüben geschieht. Man erhält dadurch immer sehr schöne und große Rüben, und hundert bis hundert und fünzig Zentner vom Morgen, und oft noch mehr. Anfangs schnitt man in Wiesenbrunn das Kraut von den Rüben, sobald sie vom Felde nach Haus gebracht waren. Aber in der Folge fand man, daß sie sich besser hielten, wenn es blos abgedrehet oder abgerissen wurde. Man gräbt im Hofe oder im Garten vier Fuß breite und zwei Fuß tiefe Gruben von verschiedener Länge, belegt den Boden mit Stroh, füllt sie dann mit Rüben, zwischen welche man wieder einzelne Strohschichten legt, häuft sie auf diese Weise etwa zwei Fuß hoch über den Rand der Grube auf, und bedeckt sie wenigstens einen halben Fuß hoch mit Stroh und dann mit Erde. Ueber diese läßt man aber noch einen, und wenn die Grube lang ist, noch zwei Büschel Stroh hervorragen, damit die Rüben noch einige Luft und eine Oeffnung für Ausdünstung erhalten. So halten sie sich den ganzen Winter hindurch sehr gut. Wenn strenge Kälte eintritt, so wird anderthalb bis zwei Fuß hoch Schnee darüber geworfen, und damit auch die mit den Strohbüscheln bezeichneten Oeffnungen zugedeckt. Wenn man eine dieser Gruben öffnet, so werden alle darin befindlichen Rüben unter Dach und an einen frostfreien Ort gebracht, und erst, wenn diese verfüttert sind, ein anderer Haufe geöffnet und auf die nämliche Weise behandelt.

Wir wissen, daß Fromholz anfangs Runkelrüben baute, denselben aber in der Folge wieder entsagte, weil er die Kartoffeln und Möhren für seine Wirthschaft vortheilhafter fand. Wir haben auch gesehen, wie er bei ihrer Pflanzung und während sie auf dem Felde standen, dabei zu Werk ging. Dennoch fahren viele Bauern fort, sie zu pflanzen, und diese Rübenart verdient es wohl unstreitig. Wenn davon

gleich mehr als viermal so viel an Gewicht, als vom guten Heu, gefüttert werden muß, um das Vieh gleich gut, wie mit diesem, zu nähren, so sind sie doch ein sehr gutes Futter. Zwar sind sie kein gutes Milchfutter, und mit anderm nahrhaften Futter gutgefütterte Kühe, geben sogar weniger Milch, sobald man anfängt, sie mit diesen Rüben zu füttern. Sie werden aber doch des vielen darin enthaltenen Zuckerstoffes wegen von denselben gern gefressen, und bewirken einen schnellen Fleischansatz: dennoch ist es der Milch wegen besser, sie den Kühen nicht allein, sondern mit Kartoffeln oder Möhren vermengt zu geben. Für die Pferde sind sie sehr nährend und man kann diese damit und mit Stroh und Heu ohne Haber den ganzen Winter füttern und bei Kräften erhalten. Doch kommen sie hierin den Möhren bei weitem nicht gleich. Wer sie auf tief geackerten, in guter Kraft befindlichen Boden, oder, wenn dieser nicht tief genug ist, auf hohe Ackerfurchen pflanzt, kann 400 Zentner vom Morgen, und noch mehr, ernten. Einige Bauern, welche etwas feucht liegende Aecker tiefer im Thale liegen haben, und sie mit diesen Rüben bepflanzten, erhielten zwar sehr große Rüben, aber sie waren wässerig, viele davon hohl, und hielten sich im Winter nicht, sondern wurden faul. Sie lernten dadurch, daß, wenn man bei dem Baue dieser Rüben vor ähnlichem Schaden sich bewahren will, man nur trocken liegende Aecker dafür wählen müsse.

Manche halten diese Rüben noch darum für sehr vortheilhaft, weil man, während sie noch auf dem Felde stehen, die Blätter davon abbrechen und verfüttern kann. Dieses geschah auch anfangs in Wiesenbrunn. Allein man bemerkte bald, daß die Rüben dadurch kleiner blieben, und mehr an Größe verloren, als die abgebrochenen Blätter werth waren. Nur die, welche im Herbste bei der Vollendung des Wuchses der Rüben sich auf den Boden legen, fährt man noch fort, abzubrechen und damit zu füttern, obwohl sie ein nur mittelmäßiges und wässeriges Futter geben.

Man bewahrt sie im Winter in Gruben, wie die Möhren auf, nur werden, weil diese Rüben sich gern erhitzen, diese Gruben nur zwei Fuß breit gemacht, damit die aufbewahrten Rüben leichter ausdünsten können.

Weiße Rüben bauet man in Wiesenbrunn, seit die Aecker durch reichliche Düngung mehr in Kraft gekommen sind, beinahe immer nur als zweite Frucht in die Stoppel des Wintergetreides. Dieses geschah zwar auch früher, allein man überließ die Rüben von der Saat bis

zur Ernte ganz sich selbst. Seit aber Fromholz durch sein Beispiel eine bessere Verfahrungsweise gelehrt hat, behacken die Bauern in Wiesenbrunn ihre Stoppelrüben, sobald sie dazu groß genug geworden sind, sorgfältig und zwar immer so, daß sie in eine Entfernung von sechs bis acht Zollen von einander zu stehen kommen. Dadurch erhalten sie viel größere und schönere Rüben, und eine viel ergiebigere Ernte, als sie ehemals erhielten. Zugleich wird dadurch das Unkraut vertilgt. Einige Bauern verfahren hiebei noch auf eine andere Weise. Sie ziehen die noch jungen Rüben allmählig, so wie sie nach und nach heranwachsen, aus, und verdünnen auf diese Weise die Saat, bis endlich die noch stehen bleibenden die eben angeführte Entfernung von einander erhalten, und sie dann zur vollkommenen Größe gelangen. Sie gewinnen dadurch die ausgezogenen jungen Rüben.

Verwalter Müller hatte den Bauern oft von einer Art weißer Rüben erzählt, die man in England unter dem Namen Turnips bauet, und welche von dort aus nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutschland gekommen sind. Sie scheinen, sagte er, keine andere Rübenart, als unsere weißen Rüben, aber sie sind durch langjährige und sorgfältige Kultur schöner und größer geworden, wie das mit so manchen andern Früchten der Fall ist. Werden doch auch unsere gewöhnlichen weißen Rüben in gutem Boden und gehörig weit von einander abstehend oft sieben und acht Pfund schwer. Diese größere Vollkommenheit entstehet nur allmählig, durch sorgfältige Pflege, und pflanzt sich dann durch den Samen fort. Wir haben die Erfahrung davon an mehreren unserer Gartengewächse, z. B. den Möhren und der Cichorie, die allenthalben wild wachsen, und den durch Kultur veredelten und von uns auf unsern Feldern gebauten so ungemein weit nachstehen. Der Graf hatte Samen von diesen Rüben kommen lassen, und es wurden von nun an alle Jahre auf dem Maierhofe ein paar Morgen damit besäet. Sie wurden um vieles größer, als unsere weißen Rüben bei der nämlichen Behandlung wurden. Er theilte Samen von diesen Rüben den Bauern auf seinen Gütern mit, und sie werden von denselben in die Aecker gesäet, die man den Rüben für das ganze Jahr, und nicht erst nach der Getreidernte überläßt. Auf dem Maierhofe werden sie mit der Säemaschine in neun Zoll von einander entfernten Reihen gesäet, und in diesen in der Folge durch Behacken in die nämliche Entfernung gebracht. Die Bauern, die keine Säemaschine haben, säen sie wie die andern Rüben, aber sehr dünn, und bringen sie dann

durch Behacken in die gleich große Entfernung von einander. Auf diese Weise erhalten sie davon immer eine sehr reichliche Ernte und Rüben von fünf bis acht Pfund im Gewichte. Da diese Rüben noch zur vollkommenen Größe gelangen, wenn sie erst im Junius gesäet werden, so wird der Frühling noch oft sehr zweckmäßig zu einer grünen Düngung mit Roggen benützet. Dieser wird im vorhergehenden Herbste oder wohl auch am Ende des Winters gesäet, und wenn er im nächsten Frühling zu blühen anfängt, untergeackert. Wir haben bereits gesehen, auf welche Weise Fromholz und Taglöhner Gruber zu dieser Art zu düngen veranlaßt wurden, und welche Wirkung sie hervorbringt. Hier wird sie mit ausgezeichnetem Erfolg angewendet, und wirkt noch vortheilhaft auf die Frucht, mit welcher der Acker für das folgende Jahr bestellt wird. Diese Rüben werden auch manchmal nach dem Reps gesäet, weil dieser sehr früh das Feld räumt.

Wenn die weißen Rüben nach Haus gebracht werden, so werden sie auf die nämliche Weise für den Winter aufbewahrt, wie die Möhren und Kartoffeln. Tull hatte unter dem Futtergange seines neuen Stalles einen gewölbten Keller erbauet, der sich, um an Breite zu gewinnen, noch um ein paar Fuß unter den Stand der Kühe erstreckt. Er bringt in demselben einen Theil seiner Rüben, Möhren und Kartoffeln unter, die er im Winter vorzugsweise bei strenger Kälte verfüttert, um während derselben nicht gezwungen zu sein, die im Hofe befindlichen Gruben, in welchen er die übrigen aufbewahrt hat, zu öffnen.

Daß der Bau der Kartoffeln oder Erdäpfel ein Hauptgegenstand des Feldbaues in Wiesenbrunn ist, versteht sich von selbst. Alle Bauern sind aber, seit sie keinen Mangel an Dünger mehr leiden, durch Erfahrung zur Ueberzeugung gelangt, daß man von dieser Frucht nur dann den höchsten Ertrag erwarten darf, wenn man sie in gedüngten Boden legt. Die, welche an Mengedünger keinen Mangel haben, werfen davon, wenn frischer Dünger fehlt, eine kleine Schaufel voll auf jede Samenkartoffel. Sie erhalten dadurch beinahe immer eine doppelt so große Ernte, als wenn sie, wenn auch in gutem Boden, die Kartoffeln ohne Dünger legen. Auch ein wollener Lumpen auf die Samenkartoffel gelegt, bringt sehr gute Wirkung hervor.

Die meisten zerschneiden die Samenkartoffeln, wenn sie etwas groß sind, in zwei oder drei Theile, doch mit der Vorsicht, daß in jedem der dadurch entstehenden Stücke wenigstens zwei Augen bleiben.

Einige schneiden von den langen Kartoffeln die obersten und untersten Augen weg, weil, wie man glaubt, diese schwächere Pflanzen geben, und legen nur die Stücke, welche die mittleren Augen enthalten.

Manche verwenden das Kartoffelkraut zum Viehfutter, wozu es allerdings brauchbar, aber kein gar gutes, und, wie viele und vielleicht mit Recht glauben, kein gesundes Futter ist, daher werfen es die meisten, die keinen Mangel an Futter haben, lieber auf den Misthaufen, weil es dort als Beitrag zum Dünger ebenfalls nützlich ist.

Weißkohl oder Weißkraut wird überall gepflanzt, weil die gewöhnliche gesunde Menschenkost, das Sauerkraut, daraus bereitet wird. Aber nicht überall wird es als Viehfutter gepflanzt, denn dazu werden meistens nur die nach dem Ausstechen der Kohlköpfe stehen bleibenden Strünke und die abfallenden und zum Sauerkraut unbrauchbaren Blätter verwendet. Aber in Wiesenbrunn baut man den Weißkohl, anfangs durch die Belehrungen und das Beispiel des Verwalters und Georgs und dann durch eigene Erfahrung bewogen als eigentliches Viehfutter, und er ist seitdem als solches ein wichtiger Gegenstand des Feldbaues daselbst geworden. Man gehet gewöhnlich auf die überall übliche Weise dabei zu Werk. Doch fingen bald alle Bauern in Wiesenbrunn an, ihn in etwas größern Abständen von einander, als bisher gewöhnlich war, so wie Fromholz zu pflanzen, weil die bessere Düngung größere Kohlköpfe hervorbrachte, dadurch die größere Entfernung derselben von einander als nothwendig zeigte, und weil man bald einsah, daß eben dieser größere Abstand diese Größe begünstigte. Zu diesem Größerwerden trug sehr Vieles die Anwendung der Schweizergülle bei, die keiner von denen unterließ, welche die Bereitung derselben bei sich eingeführt hatten. Wir haben schon im achtzehnten Kapitel gesehen, welchen Nutzen Fromholz von dem Begießen seines Kohlackers mit verdünntem Mistwasser hatte. Die Bauern, welche Gülle bereiten, begießen ihre Kohlpflanzen damit, sobald sie zwei oder drei neue Blätter getrieben haben. Kohlköpfe von 15 Pfund und darüber sind daher in Wiesenbrunn sehr gewöhnlich, und eine Ernte von 900 bis 1000 Zentnern vom Morgen keine Seltenheit.

Wir haben gesehen, daß Fromholz und der Taglöhner Gruber nicht nur vielen Weißkohl, sondern auch andere Kohlarten und unter diesen Blumenkohl in die Stadt verkauften. Diese Kohlarten, vorzüglich die letzte, blieb in der Folge für die kleineren Gutsbesitzer, vorzüglich für die Taglöhner, welche nur ein paar Morgen oder wenig mehr

besitzen, eine beinahe ausschließliche Einnahmsquelle. Der Taglöhner Gruber beobachtet dabei eine Verfahrungsweise, die sich für ihn und seines Gleichen immer als sehr vortheilhaft bewährt. Wir wissen, daß er eine Kufe für Mistwasser zurecht gemacht hat. Sie mag ungefähr dreißig Eimer fassen. Er füllt sie einige Wochen vor dem Setzen seiner Kohlpflanzen bis zu ungefähr drei Viertheilen ihrer Tiefe mit Wasser, und wirft von dem Miste seiner Ziegen, den er den Winter hindurch gesammelt hat, hinein. Die Kufe wird außerdem noch mit dem Spül- und Waschwasser, das sich im Hause ergibt, voll gemacht, und manchmal noch etwas aus der Kufe, die vor dem Abtritte eingegraben ist, hinzugegossen. Diese Brühe gehet während dieser Zeit in Gährung über, und es entstehet ein flüssiger Dünger, welcher der Schweizergülle an Wirkung wenigstens gleich kömmt.

Wenn die Kohlpflanzen gesetzt werden sollen, wird an der Stelle von jeder derselben entweder mit einem Schaufelstiche ein Loch ausgehoben, oder wenn der Boden vorher vom Regen etwas feucht und haltbar geworden ist, ein Loch durch Umdrehen des Pflanzstockes in der nun zusammenhängender gewordenen Erde gemacht, und in dasselbe vor dem Setzen der Pflanzen diese Brühe, die vorher mit gleich viel Wasser gemischt worden, gegossen. Dadurch wird die Erde gerade an jener Stelle, wo die Wurzeln der Setzlinge hinzustehen kommen, kräftig gedüngt, und der Wuchs der jungen Pflanzen gleich im Anfange befördert. Der Inhalt jener Kufe ist nicht immer hinreichend, um diese Düngung auf alle Pflanzen, die gesetzt werden, auszudehnen. In diesem Falle beschränkt sie Gruber auf jene, die zum Verkaufe in der Stadt bestimmt sind, d. i. für den Blumenkohl, Krauskohl oder Wirsing und Kohlrüben oder Kohlraben u. a. dgl. Seine Kufe reicht für ungefähr 2000 Pflanzen hin. Die übrigen begießt er in der Folge noch mit ähnlicher Brühe, obwohl nicht mit ganz so guter Wirkung. Er fand, nachdem er dieses Verfahren ein paarmal mit auffallend gutem Erfolge angewendet hatte, Nachahmer unter den übrigen Taglöhnern, bis endlich alle dieses Verfahren befolgten und es wurden jetzt nicht nur in der Stadt, sondern in der ganzen Gegend die Kohlarten jeder Art, die in Wiesenbrunn gezogen werden, gerne gekauft, und sie sind eine der wichtigsten Quellen der Geldeinnahme für alle kleinen Grundbesitzer dieser Gemeinde.

Der Weißkohl wird in Wiesenbrunn im Oktober ausgestochen und nach Haus gebracht, und gewöhnlich noch vor dem neuen Jahre

verfüttert, weil er sich nicht so lang und so gut aufbewahren läßt, als die Wurzelgewächse. Daher bleibt er auch manchmal, wenn das Wetter nicht zu kalt ist, bis zum Anfang des Winters auf dem Felde stehen, und man sticht die Köpfe nach und nach aus, so wie man sie bedarf. Man muß, um gleich gut, wie mit Heu und Kartoffeln zu füttern, am Kohl das sechsfache Gewicht des Heu's und das dreifache der Kartoffeln geben. Milch und Butter werden davon sehr gut, nur muß man sich hüten, faule Blätter zu geben. Als Mastfutter ist der Kohl brauchbar, doch kann ein Mastochs davon des Tages 150 bis 180 Pfund verzehren.

Eine andere Art von Kohl, die man ebenfalls in Wiesenbrunn pflanzt, ist der Erdkohl, oder die Dorschen. Es ist nicht der Theil der Pflanze, der außer dem Boden ist, sondern die Wurzel derselben, welche zur Nahrung für Menschen und Thiere dient. Daher fodert sie auch einen etwas tiefer aufgelockerten Boden als Kopfkohl, und kommt weniger gut auf sandigem und trocknem Boden fort als dieser. Im übrigen ist die Pflanzungs- und Behandlungsweise desselben die nemliche. Diese Kohlart gibt ein vortreffliches ungemein nahrhaftes und gesundes Futter, und einen reichen Ertrag, der 400 bis 500 Zentner vom Morgen betragen kann. Fünf Zentner derselben kommen an Wirkung drei Zentnern Kartoffeln gleich. Sie erfrieren nicht leicht und man kann sie wie die Rüben und Kartoffeln in mit Stroh und Erde bedeckten Haufen und zwar leichter und sicherer als jene, aufbewahren.

Achtundsiebzigstes Kapitel.

Bau der Oelgewächse in Wiesenbrunn.

Als in Wiesenbrunn die Vermehrung und Verbesserung des Düngers auch eine wesentliche Verbesserung der Aecker und die Erhöhung der Fruchtbarkeit derselben hervorgebracht hatte, erhielt auch der Bau von Handelsgewächsen immer mehr Ausdehnung und größere Wichtigkeit für die Gemeinde. Unter diesen waren nächst dem Flachs Oelgewächse, und zwar Reps und Mohn die wichtigsten. Georg hatte mit dem Bau des Mohns und des Repses, sobald der Graf eine Oelmühle baute, den Anfang gemacht, doch da der Reps schon mit Ende des Julius oder mit Anfang des Augusts gesäet werden muß, so konnte er ihn nur, wenn er den zweiten Schnitt des Klees oder der grünen Wicken, die gewöhnlich auf dem noch in diesem Jahre für das folgende Jahr zu bauenden Reps bestimmten Acker standen, opferte, statt des

außerdem folgenden Weizens oder Roggens säen. Da er aber anfangs das Futter, das ihm dadurch verloren gegangen wäre, nicht leicht entbehren konnte, so schritt er erst dann zum Baue der Oelgewächse, nachdem ihm die Lucerne und die Esparsette, die er auf die von seinem Schwager erworbenen zwei Morgen gesäet hatte, den zweiten Klee- oder Wickenschnitt entbehrlich gemacht hatten. Er wollte aber diesen auch dann nicht immer, wann er Reps säete, entbehren. Er versuchte daher den Reps als Futter zu benützen. Statt die Wicken nach dem ersten Schnitte unterzuackern, um den Reps an ihre Stelle zu säen, besäete er schon im Monate Mai nach einer guten Düngung den sonst für die Wicken bestimmten Acker mit Reps, schnitt diesen während dem Sommer zweimal, in dafür günstigen Jahren auch dreimal als grünes Futter, und ließ ihn dann für das folgende Jahr stehen, in welchem er dann eine vollkommen befriedigende Repsernte erhielt, besonders wenn er im Frühling den Acker noch mit Mengedünger bestreuet hatte. In der Folge fand er es noch vortheilhafter, den Reps nach dem Beispiele der Niederländer zu pflanzen, wodurch er die Nothwendigkeit vermied, einen zweiten Futterschnitt zu opfern oder weniger Weizen oder Roggen zu bauen. Er besäete im Julius ein Ackerbeet mit Reps, nachdem er es gut gedüngt hatte und besetzte dann mit den auf demselben gewachsenen Pflanzen im nächsten Oktober den dafür bestimmten Acker, der in diesem Jahre Weizen oder Roggen getragen hatte. Die Pflugfurchen bezeichneten die ungefähr zwei Fuß von einander abstehenden Linien, in welche die Pflanzen anderthalb Fuß von einander gesetzt wurden. Dieses Feld düngte er, sobald er Ueberfluß an Dünger hatte, immer sehr reichlich, denn kaum lohnt irgend ein anderes Gewächs den dafür verwendeten Dünger so gut wie dieses. Die meisten übrigen Pflanzen, die man des Samens wegen säet, würden in diesem Falle viel Kraut und wenig Früchte bringen, und wären z. B. Erbsen, statt deren hier gewöhnlich der Reps gebauet wurde, so gut wie dieser gedüngt worden, so würden sie statt der Körner größtentheils nur Kraut gebracht haben.

Die Bauern in Wiesenbrunn sahen bald den großen Nutzen ein, den der Repsbau bringen kann: sie bauten ihn in ziemlicher Menge, und seitdem gewährt er ihnen eine der wichtigsten Einnahmen und dem Grafen durch seine Oelmühle einen ansehnlichen Gewinn. Ihre Aecker sind, seitdem sie durch Mergel und Thon verbessert worden, ganz dafür geeignet, denn leichter sandiger Lehmboden, der etwas Kalk enthält, ist dem Reps sehr günstig. Verwalter Müller und Fromholz hatten sie mit

der vortheilhaftesten Weise, das Feld dafür vorzubereiten, bekannt gemacht, und die Erfahrung hatte sie ihnen als vollkommen zweckmäßig bewährt. Sie ackern und eggen das Feld, um es vollkommen mürbe und locker zu machen, wenigstens zweimal, wenn möglich dreimal, düngen es, wenn sie Dünger genug haben, doppelt, und zwar mit gut gefaultem Miste, den sie bei dem zweiten oder dem vorletzten Ackern unterbringen, damit er sich durch das nächstfolgende Ackern um so gleichförmiger mit dem Boden vermenge. Sie säen dann acht oder zehn Pfund Samen auf den Morgen am Ende des Julius oder am Anfange des Augusts. Da aber auf diese Weise in dem Jahre der Saat die halbe Benützung des Ackers verloren gehet, so ziehen die meisten Bauern es vor, nach dem Beispiele Georgs den Reps zu pflanzen. Doch säen sie ihn auch jetzt noch manchmal in der Mitte des Sommers, machen aber dann dieses Jahr zum Brachjahr, um vorher noch den Acker mehrmals ackern zu können, denn auch in der Wechselwirthschaft wird manchmal wegen des überhand nehmenden Unkrautes eine reine Brache nothwendig, wenn nicht, wie in den so sehr bevölkerten Niederlanden, so viele Menschenhände zu Gebote stehen, als nöthig sind, durch fleißiges Jäten die reine Brache für immer entbehrlich zu machen. Manchmal wird auch der für den Reps bestimmte Acker vor der Saat desselben mit grünem Dünger gebessert, was um so leichter ist, da er von dem Ende des Winters bis zur Saat so lange leer stehet. Man besäet ihn nemlich im Herbste vorher mit Roggen, pflügt diesen im Frühling beim Erscheinen der Blüthe tief unter, und findet dann doch noch Zeit, den Acker wenigstens noch einmal vor der Saat zu pflügen, der dadurch für den Reps, wenn er außerdem noch wie gewöhnlich gedüngt wird, eine um so reichere Ernte verspricht.

Im Anfange säeten die meisten Gemeindeglieder den Reps zu dicht, bis sie Fromholz darauf aufmerksam machte, und ihnen das Fehlerhafte dieses Verfahrens erklärte. Er zeigte ihnen auf seinem Repsacker, wie weit diese Pflanze mit ihren ästigen Stengeln sich ausbreitet, und zwar je mehr, je dünner sie gesäet ist. Am Rhein, sagte er ihnen, wo der Repsbau schon sehr alt ist, sagen die Bauern, daß auf einem schön bewachsenen Repsfelde unten zwischen den Stengeln ein Hase müsse durch, und oben auf demselben eine Katze müsse darüber laufen können.

Wenn der Reps anfangt reif zu werden, welches man an dem Braunwerden der Schotten erkennt, wird er mit der Sichel abgeschnitten. Die übrigen Schotten reifen dann noch nach: denn wollte man das

Braunwerden auch dieser erwarten, so würde zu viel Samen ausfallen und verloren gehen. Der Reps wird nun auf Haufen zusammengebracht, und nach wenigen Tagen, wenn kein Regenwetter eintritt, entweder auf dem Felde auf großen Tüchern ausgedroschen, oder in eben diesen Tüchern nach Hause gefahren, in der Scheuer abgeladen und dort gedroschen. Bei anhaltendem Regen läßt man die Haufen auf dem Felde ruhig stehen. Die Körner leiden nicht, wenn auch das Stroh dumpfig wird. Wenn der Regen vorüber und der Reps abgetrocknet ist, so wird er nach Haus gebracht. Wollte man ihn, um das Trocknen zu befördern, wenden, so würde zu vieles davon ausfallen und auf dem Felde verloren gehen.

Wenn der Reps gedroschen und auf den Speicher gebracht ist, erhitzt er sich manchmal, wodurch er in Klumpen zusammenklebt und viel an seiner Güte verliert. In Wiesenbrunn pflegt man diesem Uebel dadurch vorzubeugen, daß man den Samen mit der Spreu, doch ohne die Schottenhülsen, ohne ihn vorher durch die Windmühle zu reinigen, auf den Speicher bringt, und ihn so liegen läßt. Er wird erst gereinigt, wenn er verkauft oder auf die Mühle gebracht wird.

Allmählich verbreitete sich auch der Bau des Mohns in Wiesenbrunn. Der gute Preis, um welchen er verkauft werden konnte, — denn der Graf von Ranfels machte nie einen eigennützigen Gebrauch von dem ihm so günstigen Umstande, daß er der Besitzer der einzigen Oelmühle der Gegend war, — das vortreffliche Oel, das er gibt, und das dem feineren Provenceröle kaum nachstehet, munterten immer mehr dazu auf. Da man ihn im Frühling sehr bald säen muß, so wird das dazu bestimmte Feld schon im vorhergehenden Herbst durch zweimaliges Ackern und kräftige Düngung dazu vorbereitet. Zwei Pfund Samen sind für den Morgen vollkommen hinreichend. Er wird, da er sehr klein ist, um ihn gleichförmiger und sehr dünn säen zu können, unter trocken durchgesiebte Erde oder unter feine Sägespäne gemengt. Wenn die Köpfe reif zu werden anfangen, werden die Pflanzen ausgezogen, in Büschel gebunden und auf dem Felde aufgestellet, um sie nachreifen zu lassen. Während dem werden die später reifenden gezogen und eben so behandelt. Dann werden die Köpfe abgebrochen, nach Haus gebracht, und auf der Scheuertenne oder unter dem Dach etwa einen Fuß hoch aufgeschüttet, und einigemale umgewendet, bis sie vollkommen trocken sind. Nach diesem werden die Samenköpfe gedroschen, oder auf dem Heckselstuhle klein geschnitten, und die Samen durch Siebe von den

Hülsen geschieden. Er bleibt dann mit der noch damit vermengten wenigen Spreu einige Wochen lang liegen, um vollkommen auszutrocknen und wird dann erst gereinigt.

Nachdem man in Wiesenbrunn mehrere Jahre lang Mohn gebauet hatte, war man durch die Erfahrung belehrt worden, daß er nach keiner Frucht besser geräth, als nach den Kartoffeln. Er wird daher sehr oft nach diesen gesäet. Man machte dabei noch eine Beobachtung, die sehr nützlich wurde. Man fand nemlich, daß wenn man nach Getreid Kartoffeln pflanzt — und beinahe immer folgen diese auf Getreid — und auf die Kartoffeln Mohn folgt, der Acker dadurch am vollkommensten vom Unkraut gereinigt wird.

Sobald Graf von Ranfels eine Oelmühle gebaut hatte, ließ er durch die Kinder der Aermeren im Dorfe in seinen nahe liegenden Wäldern, die ziemlich reich mit Buchen ausgestattet sind, im Herbste die Früchte derselben, die Bucheckern oder Bücheln sammeln. Sie geben ein Oel, das als Speiseöl, und zu manchem andern Gebrauche unter die vorzüglichsten Oele gehört, und in einem Preise stehet, welcher dem des besten fremden Baumöles nicht nachstehet. Er erhielt in manchem Jahre eine bedeutende Menge von Bucheken und von diesen viele Zentner Oel. Die armen Kinder im Dorfe erwarben sich durch die Einsammlung derselben einen sehr wohlthätigen Beitrag für ihre Winterkleidung. In Gegenden, wo keine Oelmühle ist, kennt man diese schätzbare Eigenschaft der Bucheckern wenig oder gar nicht, und auch da nicht immer, wo eine Oelmühle nicht mangelt; und so bleibt eine sehr schätzbare Naturgabe unbenützt liegen, die dann höchstens den weidenden Schweinen oder den Wildschweinen zu gut kömmt.

Neunundsiebzigstes Kapitel.

Wie man in Wiesenbrunn bei dem Baue des Leins und des Hanfs zu Werk gehet.

Wir haben schon in dem vorhergehenden Kapitel gesehen, wie sehr in Wiesenbrunn der Eifer für den Flachsbau, der Fleiß im Spinnen, und die Sorgfalt, schöne und gute Leinwand zu erhalten, immer mehr festen Fuß faßte. Der schöne Flachs, den Fromholz erhielt, munterte bald alle Bauern und selbst Kleingütler und Taglöhner auf, welche nur zwei Morgen Feldes besitzen, mit allem Eifer Flachs zu bauen, und die Art, den Acker dafür zuzubereiten, und den Lein zu säen und zu pflegen,

erreichte immer mehr Vollkommenheit. Sie überzeugten sich immer mehr, wie wichtig es sei, den Acker recht sorgfältig und rein zu bearbeiten und alles Unkraut aus demselben so viel wie möglich zu vertilgen. Sie ackern ihn daher, wenn es die Umstände gestatten, gewöhnlich schon im Herbste zweimal. Nach dem ersten Ackern wird er sorgfältig geeggt, nach dem zweiten Ackern bleibt er den Winter über in rauhen Furchen liegen. Am Ende des Frühlings wird er wieder geackert, und zugleich stark gedüngt. Manche besäen ihn dann noch mit Spergel, um denselben vor der Saat, die im Mai vorgenommen wird, unterzuackern. Die, welche hiezu hinlänglichen Hühner- und Taubenmist gesammelt haben, bereiten mit diesem und doppelt so viel Erde und halb so vielem Kalk schon im vorausgehenden Jahre einen Mengedünger, den sie vor der Saat über den Acker streuen, und durch das Eggen, das auf die Saat folgt, mit der obern Erdkrume vermengen. Nach dem Eggen wird der Acker gewalzt. Am schönsten bereiten die Taglöhner, die ihr Feld mit der Hand bearbeiten, und vor allen Andern Gruber, ihre Flachsbeeten. Sie graben sie mit dem Spaten, rechen sie eben, und theilen sie in vier Fuß breite Beeten, zwischen welchen sie, wie in einem Garten schmale Gänge mit dem Fuße austreten. Sie ahmen gewöhnlich die Weise, nach welcher Georg den geländerten Flachs bauet, nach, wozu sie mit größter Sorgfalt allen für ihr übriges Feld entbehrlichen Dünger, und was sie sonst noch taugliches dafür finden, sammeln, um ihre Flachsbeeten überreich düngen zu können. Sie sammeln überall, wie sich dazu Gelegenheit findet, an Hecken und im Walde, kleine anderthalb bis zwei Fuß lange Gabeln, welche sie, sobald der Flachs gejätet ist, in die Gänge zwischen den Ackerbeeten und in Abständen von ungefähr anderthalb Fuß stecken, so daß sie etwa noch einen Fuß weit hervorragen. In diese werden quer über die Beeten dünne Stängelchen, ungefähr von der Stärke der Bohnenstecken und über diese nach der Länge wieder andre in Abständen von ungefähr zwei Fuß gelegt. Es wird keine Gelegenheit versäumt, sich diese Stängelchen, wenn in irgend einem Walde in der Nähe Holz gefällt wird, oder sonst wo zu verschaffen. Auch lange Weidenruthen werden dazu brauchbar gefunden. Da dieses Holz mehrere Jahre nach einander brauchbar bleibt, und in jedem Herbste nach der Flachsernte sorgfältig gesammelt, nach Haus gebracht und aufbewahrt wird, so ist nie Mangel daran. Viele Bauern ahmten diese Weise, den Flachs auf dem Felde zu behandeln, nach, denn sie fanden bald, daß er durch jene Stützen von hölzernen Gabeln und Reisern, außerdem, daß er vor dem

sich lagern bewahrt wurde, höher und feiner wurde. Gruber und nach seinem Beispiele bald mehrere andere, säeten vor dem Jäten Spergel in den Flachs. Er erhält dadurch, wenn der Flachs vom Felde kommt, noch ein gutes Herbst- und Winterfutter für seine Kuh, die er, nachdem sein kleines Feld zum höchsten Ertrag gekommen war, eingestellt hatte, indem er das, was er davon nicht noch im Herbste grün verfüttert, zu Heu macht, und dieses Verfahren haben sowohl er, als seine Nachahmer bis jetzt beibehalten.

Graf von Ranfels hatte, wie wir wissen, Leinsamen aus Aram in Tirol kommen lassen, und davon Georgen und in der Folge noch andern Bauern der Gemeinde mitgetheilt. Georg ließ anfangs seinen Samen, den er von dem Tirolersamen gewonnen hatte, zwei bis drei Jahre alt werden, um immer gleich schönen Flachs davon zu erhalten. In der Folge aber ließ er nach dem Rathe des Verwalters Müller den Samen sechs Jahre alt werden, und der Graf selbst hatte die Anordnung getroffen, daß auf seinem Maierhofe immer so viel sechs Jahre alter Samen vorräthig war, daß er allen seinen Angehörigen davon mittheilen konnte. Ein einige Jahre alter Leinsamen ist eine nothwendige Bedingung, um vorzüglich schönen Flachs zu erhalten, und würde man diesen wichtigen Umstand immer berücksichtigen, so würde dieses vielleicht allein hinreichend sein, fremden theuren Leinsamen z. B. den Rigaer, entbehrlich zu machen. Man weiß in Holland und im nördlichen Deutschland, wo die Anwendung dieses Leinsamens gewöhnlich ist, manches Beispiel zu erzählen, daß Samenhändler ihren Kunden den von denselben erkauften Leinsamen nach zwei oder drei Jahren wieder als Rigaer Leinsamen verkauften, ohne daß diese durch eine minder schöne Flachsernte zu der Vermuthung der gemachten Täuschung wären veranlaßt worden. Es würde in einer Gegend, in welcher viel Flachs gebauet wird, für manchen ein nicht unvortheilhafter Handel sein, wenn er Leinsamen aus der Gegend kaufte, und ihn, nachdem er drei bis vier Jahre alt geworden, wieder verkaufte: und dieser Handel würde vielleicht für den Käufer eben so nützlich, wie für den Verkäufer sein.

In der Folge sorgten auf den Rath des Pfarrers die Gemeindevorstände selbst, daß in Wiesenbrunn immer hinlänglich alter Leinsamen erhalten werden konnte. Sie kauften jährlich von den Gemeindegliedern, welche bereits schönen Flachs auf ihren Feldern zogen, einige Schäffel Samen, bewahrten ihn anfangs drei bis vier, später sechs

Jahre lang auf, und überließen ihn dann um einen billigen Preis, bei welchem die Zinsen des Ankaufskapitals und ein billiger Gewinn nicht vergessen wurden, an die Feldbesitzer, welche keinen alten Samen hatten, oder ihn nicht selbst so lange aufbewahren wollten oder konnten. Später suchten auch Auswärtige guten und alten Leinsamen in Wiesenbrunn, und es entstand dadurch allmählig eine kleine Quelle für die Gemeindekasse, weil kein Einzelner sich mit diesem Handel befaßte, und vorzüglich, weil dieser nicht leicht hätte das Vertrauen erwerben können, welches die Gemeindeverwaltung in Wiesenbrunn sich bald erwarb. Um die Güte des Wiesenbrunner Leinsamens sicherer zu erhalten, läßt man jährlich noch Leinsamen aus Axam in Tirol kommen. Dieser Ort liegt in einer hohen und rauhen Berggegend, und Leinsamen, der aus einer Gegend dieser Art in eine gelindere gebracht wird, gedeihet dort jederzeit besser. Man gibt ihn an Gemeindeglieder, auf welche man vollkommenes Vertrauen haben kann, um den Ankaufspreis und mit der Bedingung, daß sie den geernteten Samen wieder um wenigstens nicht höhern Preis an die Gemeinde überlassen. Auf diese Weise fehlt es in Wiesenbrunn nie an gutem Leinsamen, welcher nebst der sorgfältigen und zweckmäßigen Behandlung des damit bestellten Ackers und der Saat selbst, verbunden mit der fleißigen Bearbeitung des geernteten Leins, bewirkt, daß der Flachs von Wiesenbrunn im Lande berühmt und allenthalben gesucht wird.

Wer in Wiesenbrunn vorzüglich schönen Flachs zu erhalten wünscht, der zieht ihn aus, ehe er vollkommen reif ist, wenn die untern Blätter anfangen gelb zu werden, und wenn die Samenkörnchen noch weich sind. Der Samen reift dann immer noch so viel nach, daß der größte Theil desselben tauglich für die Oelmühle wird. Auch bleibt er zum Theile keimfähig. Doch ist zur Saat vollkommen reif gewordener Samen weit vorzuziehen. Daher ziehen auch nur die Wenigen, welche vorzüglich schönen und feinen Flachs haben wollen, ihren Lein vor der vollkommenen Reife aus. Er wird dann drei oder vier Tage lang hingelegt, bis er gehörig trocken ist. Dann wird er geriefelt, d. i. die Samenkapseln von den Stengeln getrennt. Die Samenkapseln, vor allem aber die des vollkommen reif gewordenen Leins werden auf Tüchern an die Sonne gelegt, bis sie nach und nach aufspringen und ihren Samen ausfallen lassen. Man beobachtet für den zur Aussaat bestimmten Leinsamen die Vorsicht, daß man nur die Körner, welche zuerst ausfallen, als die reifsten, dafür aufbewahrt, und die später

ausfallenden, vorzüglich die des vor der vollkommenen Reife gezogenen Leins für die Oelmühle vorbehält. Der für die Saat bestimmte Samen wird, wenn er vollkommen trocken ist, in Säcke oder kleine Fässer gepackt, und auf einem trockenen Speicher aufbewahrt.

Ehemals war es in Wiesenbrunn gewöhnlich, den Flachs oder Lein dadurch zu rotten oder, wie man es unrichtig nennt, zu rösten, daß man ihn dünn auf einer Weide, Wiese oder auf einem Stoppelacker ausbreitete, und ihn an der Sonne und im Thau liegen ließ, bis die Rinde mürbe genug geworden war, daß der Flachs nach hinlänglichem Trocknen gebrochen werden konnte. Gegen diese in vielen Gegenden, wo Flachs gebauet wird, gewöhnliche Weise, welcher man dort den Vorzug beimißt, daß der Flachs dadurch weißer wird, kann eingewendet werden, daß er auf der Fläche, auf welcher er ziemlich lang liegen bleiben muß, leicht vom Winde in Unordnung gebracht werden kann, was bei dem darauf folgenden Brechen zeitraubend wird, und manchen Verlust verursacht, und daß der Erfolg des ganzen Verfahrens durch ungünstige Witterung ungewiß werden kann. Georg zog daher die niederländische Weise, den Flachs im Wasser zu rotten, vor. Hätte er sich dafür des durch Wiesenbrunn fließenden Baches bedient, so würde er manche Einwendung von Seite des Fischers zu erwarten gehabt haben, denn der Bach ist ziemlich reich an Forellen, welchen das Flachsrösten im Bache leicht hätte schädlich werden, oder sie hätte verscheuchen können. Ohnehin scheint das Rösten des Flachses in fließendem Wasser nicht vortheilhaft, und er wird in demselben auch leicht durch Schlamm verunreinigt. Er zog es daher vor, sich hinter seinem Hause eine eigene mit Letten ausgeschlagene und mit Holzwänden bekleidete Grube zuzurichten, in welcher der Flachs auf eine Lage Stroh, damit er nicht von den auf dem Boden befindlichen Letten verunreinigt werden kann, gelegt wird. Der Flachs wird, nachdem er gezogen ist, vorher auf dem Felde, so viel möglich, getrocknet, denn er wird dadurch schöner, als wenn er noch ganz grün vom Acker kommend ins Wasser gelegt wird. Es werden dann quer darüber einige Stangen gelegt und diese mit Steinen beschwert. In diese Grube wird das Regenwasser von dem Dache geleitet, und wenn dieses nicht hinreicht, der Pumpbrunnen zu Hilfe genommen. Auch wird durch diesen das von Tag zu Tag in den Boden versickernde und das verdunstende Wasser ersetzt. Wenn der Flachs ungefähr acht Tage im Wasser gelegen hat, so wird alle Tage etwas davon herausgenommen, um zu

untersuchen, ob die Rinde sich vom Baste löset, und sobald dieses der Fall ist, unverzüglich alles aus der Grube herausgenommen, denn ein halber Tag, während welchem der Flachs dann noch länger im Wasser liegen bleiben würde, könnte schon der Güte desselben nachtheilig werden. Er wird dann auf dem Felde ausgebreitet, um zu trocknen. Man zieht dafür immer ein Stoppelfeld vor, weil der Flachs auf demselben sich nicht, wie auf einer Wiese oder einem ganz reinen Acker unmittelbar auf den Boden legt, und leichter trocknet, und weil er dort von den Stoppeln gehalten nicht so leicht vom Winde verwirrt wird.

Einst wurde in einem öffentlichen Blatte eine Verbesserung im Verfahren bei dem Flachsrotten empfohlen, welche auch wirklich empfehlenswerth schien. Verwalter Müller machte auf Befehl des Grafen einen Versuch damit, und fand, daß wirklich Vortheile damit verbunden seien, indem der Flachs auf diese Weise viel gleichförmiger rottete. Es wurde in Wiesenbrunn bald nachgeahmt, und ist seitdem allgemein daselbst im Gebrauche. Es bestehet in Folgendem:

Der Boden der Grube, in welcher der Lein gerottet werden soll, wird, wie es auch Fromholz immer machte, mit Stroh belegt, und auf diesen der Lein bündelweise nicht gelegt, sondern aufrecht mit den Wurzeln abwärts gestellt, und auch noch Stroh zwischen die neben einander stehenden Leinbüschel und die Wände der Grube gelegt. Ist auf diese Weise aller Lein in die Grube gebracht, so wird er auch noch oben mit Stroh belegt, über dieses Stangen und auf diese Steine gelegt, und dann die Grube vollends mit Wasser, das einen Fuß hoch über dem Flachs stehen soll, gefüllet. Wenn auf diese Weise, die sich von der gewöhnlichen im Wesentlichen nur dadurch unterscheidet, daß die Bündel nicht gelegt, sondern aufrecht hingestellt werden, der Flachs hinlänglich geröstet ist, so wird er aus der Grube genommen, und die Flachsbündel, drei bis vier an einander, aufrecht hingestellet, um das Wasser davon ablaufen zu lassen. Den folgenden Morgen werden die Bündel aufgebunden, und auf einem Stoppelacker ausgebreitet, um vollkommen trocken zu werden.

Obwohl der großentheils sandige Boden der Gemeinde Wiesenbrunn nicht für den Bau des Hanfes geeignet schien, so wurde er doch immer brauchbarer dafür, sowie er durch Vermengung mit Mergel und Thon immer mehr verbessert wurde. Graf von Ranfels baute zuerst Hanf in einem Teiche, den er, um ihn zu räumen, hatte ablaufen lassen. Obwohl eine ziemliche Menge von Teichschlamm war ausgeho-

ben worden, so war dessen doch noch genug darin zurückgeblieben, um eine ausgezeichnet gute Hanfernte erwarten zu können. Die Schönheit des Hanfes, welcher darin wuchs, ermunterte bald mehrere zum Baue desselben. Sie bauten ihn zuerst auf Müllers Rath auf ihren durch die Theilung der Gemeindegründe erhaltenen Torfboden, und ernteten davon einen nicht minder schönen Hanf, als der Graf von seinem Teiche. Dadurch wurde bald der Wunsch rege, auch noch von den übrigen Aeckern Hanf ernten zu können. Man wählte dafür Ackerstücke, die durch Vermengung mit besseren Erdarten schon große Fortschritte in der Verbesserung gemacht hatten, und da auch dieser Versuch den Wünschen entsprach, so verbreitete sich der Hanfbau bald immer schneller, und wurde endlich mit den übrigen Feldfrüchten eine der Quellen des immer zunehmenden Wohlstandes der Gemeinde. Wir wollen nun zuerst den gelungenen Versuch beschreiben, den der Graf in seinem abgelassenen, seit vielen Jahren nicht geräumten Teiche machte.

Der Boden eines abgelassenen Teiches ist dem Hanfe beinahe immer ungemein günstig. Der Graf ließ für seinen Versuch Samen aus dem Elsaß kommen. In diesem Lande, dessen Boden dem Hanf ungemein günstig ist, und in dem demselben gegenüberliegenden Rheinlande wird er seit uralten Zeiten mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt, und erhält dort eine seltene Länge, Güte und Schönheit. Wir haben schon oben bei Gelegenheit der gelben und weißen Rüben erinnert, daß die Vollkommenheit mancher Gewächse, welche sie durch lang fortgesetzte zweckmäßige Behandlung erhalten haben, sich endlich durch den Samen fortpflanzt, und sich auch unter minder günstigen Umständen noch lange, ja wohl auch immer erhält. Dieses scheint auch mit dem Hanf der Fall zu sein. Der Graf von Ranfels erhielt vom Elsasser Samen auf seinem Teichgrunde Hanf von acht bis zehn Fuß Länge, der die Bewunderung der ganzen Gegend erregte. Er säete ihn drei Jahre nach einander auf dem nämlichen Boden, denn der Hanf ist eine der wenigen Pflanzen, welche dieses ganz wohl ertragen. Nur wurde im dritten Jahre eine halbe Düngung gegeben. Man erhielt zwar weniger Samen, als im ersten Jahre, aber nicht weniger spinnbaren Hanf, und dieser hatte durch den wiederholten Anbau auf dem nämlichen Felde an Feinheit gewonnen.

Verwalter Müller bestellte dieses Hanffeld im vierten Jahre noch mit Gerste. Es schien in dem alten Teichschlamm noch Kraft genug dafür zu liegen. Er säete Wintergerste, und erhielt davon eine

gute Ernte. Im fünften Jahre wurde der Teich wieder mit Wasser gefüllt, und mit Fischen besetzt, die vielleicht nicht gut fortgekommen sein würden, wenn nicht zwischen der Hanfernte und dem Wiederfüllen des See's eine Getreideernte stattgefunden hätte. Müller behauptete, daß, wenn nach drei oder vier Jahren der Teich wieder abgelassen würde, wieder eine gute Hanfernte von demselben gewonnen werden könne, eine Behauptung, deren Richtigkeit sich in der Folge bestätigte. Müller sagte bei dieser Gelegenheit nochmals, daß, wer nicht gutes Feld und vielen Dünger habe, nicht wohl thue, wenn er Hanf baue, weil er dem Acker zu viele Kraft entziehet, der dann von allen Früchten, welche darauf folgen, nur mittelmäßige Ernten bringt.

Der ausgetrocknete vielen Torf enthaltende Sumpfboden war, nachdem er mit Mergel und Thon überführt war, zu einem ausgezeichnet guten und fruchtbaren Boden geworden. Auf diesem glaubten nun einige den Bau des Hanfes versuchen zu dürfen. Sie erhielten davon einen nicht viel weniger schönen und hohen Hanf, als der Graf, der ihnen den Samen gegeben hatte, auf seinem Teichgrunde. Da jeder derselben nur wenig von diesem Sumpfe erhalten hatte, so wünschten sie, den Bau dieser gewinnreichen Pflanze auch auf ihre übrigen Felder ausdehnen zu können. Der Bau des vielen Futters, der viele dadurch gewonnene Dünger und die weit fortgeschrittene Verbesserung der Felder schienen es ohne Nachtheil der übrigen Felder zu erlauben. Tull, die Söhne des Schulzen Kramer und noch ein paar Bauern glaubten es ohne Anstand wagen zu dürfen. Verwalter Müller unterstützte sie mit seinem Rath und mit seiner Erfahrung, und sie hatten nicht Ursache, zu bereuen, diesen Versuch gemacht zu haben. Sie fanden bald Nachahmer, deren Zahl sich fortwährend vermehrte. Es bildete sich in Wiesenbrunn nach mancher Abänderung das Verfahren für die Behandlungsweise des Hanfes bleibend aus. Es wird jetzt ohne Abänderung befolgt, und wir wollen es nun umständlicher kennen lernen.

Die Erfahrung hatte die Bauern in Wiesenbrunn allmählig gelehrt, daß, wenn auch der Hanf nur auf reichen fetten Boden, wie der des Feldes, auf welchem sie ihren ersten Versuch machten, den besten Ertrag gibt, er dennoch auch auf gutem leichten Boden, wie der, zu welchem ihre ehemals sandigen Aecker allmählig geworden waren, einen hinreichend lohnenden Ertrag geben könne, wenn man nicht gezwungen ist, den Dünger zu sehr zu sparen. Nur fanden sie bald einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Ertrage, den die höher liegenden trock-

nen, und dem, welchen die tiefer liegenden weniger trocknen Aecker gaben, und sie lernten dadurch bald, daß leichterer Boden, wenn er für den Hanf tauglich sein soll, nicht zu trocken sein dürfe. Sie hüten sich daher sehr, Hanf auf ihre hoch liegenden Felder zu säen, und ziehen dafür immer die tiefer liegenden etwas feuchten Aecker vor. Daß der Hanf einige Feuchtigkeit liebe, davon hatte sie der vom Grafen in dem abgelassenen Teiche, und der von ihnen selbst auf ihren etwas feuchten Torfgründen mit so gutem Erfolge gebaute überzeugt. Sie säen ihn nach den Kartoffeln, dem Mais oder dem Kohl, und beinahe immer am besten gedeihet er, wenn er in die umgebrochene Kleestoppel gesäet wird. Man sieht hieraus, daß er in der gewöhnlichen Fruchtfolge immer an die Stelle einer Getreidesaat tritt. Meistens ist es Gerste, die ihm ihren Platz einräumen muß. Der Acker wird, um gehörig dafür zubereitet zu werden, immer mehrmal, meistens viermal, von fleißigen Wirthen, wenn es sein kann, auch fünfmal gepflügt, und zwar die beiden erstenmale vor Winter, und diese beide male möglich tief. Nach diesem Pflügen wird die Hälfte des dem Acker bestimmten Mistes darüber gebreitet, der den Winter über darauf liegen bleibt. Die übrigen Pflugarten werden dann im Frühling gegeben, aber nur seicht und in schmalen Furchen, um die obere Ackerkrume so fein zertheilt und locker wie möglich zu machen, wobei zugleich die andere Hälfte des Düngers auf den Acker gebracht und untergeackert wird. Einige begießen im Frühling den Acker mit Mistjauche oder mit Gülle, worauf sie ihn eggen, um die dadurch auf den Acker gebrachte Düngung mit der Ackerkrume besser zu mengen. Dünger fordert der Hanf viel, wenn man eine gute Ernte davon erhalten will. In Wiesenbrunn führt man dafür im Durchschnitte fünfzehn schwere Fuhren auf den Morgen. Man findet, daß Menschendünger ungemein günstig auf den Hanf wirkt. Daher vermengt man den Mist, der im Frühling auf den Acker geführt wird, wenn möglich, gewöhnlich mit einem Drittheil Abtrittsdünger.

Man säet in Wiesenbrunn den Hanf meistentheils in der Mitte des Mais, ungefähr zwei Metzen, manchmal etwas mehr, auf den Morgen. Man wendet alle Sorgfalt an, guten Samen zu erhalten. Da er auf dem Acker meistens ungleich reif wird, so verschaffen sich die meisten Bauern in Wiesenbrunn ihren Samen dadurch, daß sie einzelne Samenkörner zwischen die Kartoffeln, oder jene, welche Mais bauen, zwischen demselben am Rande des Ackers stecken. Diese ein-

zelnen, von allen Seiten freistehenden Pflanzen wachsen mit ungemein dicken Stengeln und großen Samenbüscheln heran, in welchen der Same zu größerer Vollkommenheit gelangt. Andere, welche sich des auf dem Hanffelde gewachsenen Samens bedienen, schlagen die ausgezogenen reifen Pflanzen an irgend etwas an, und sammeln die dadurch ausfallenden Samen, welche immer die vollkommensten und reifsten sind, für die zukünftige Saat.

Ungefähr vierthalb Monate nach der Saat wird der Hanf reif und ausgezogen. Aber ein Theil desselben reift viel früher. Diese Pflanze gehört nemlich unter jene, deren männliche und weibliche Blüthen auf zwei verschiedenen Pflanzen abgesondert stehen. Die männlichen Pflanzen, die man Femel nennt, und deren Blüthen nur Samenstaub geben, womit die weiblichen Pflanzen, der Mastel, befruchtet werden, reifen viel früher, wenn sie nemlich den Samenstaub ausgeschüttet haben, und man ziehet sie aus, sobald sie zu stauben aufgehört haben. Verwalter Müller hatte ihnen gesagt, daß man im Elsaß den Femel nicht früher ausziehe, sondern ihn stehen lasse, bis auch die weiblichen Pflanzen oder der Mastel reif geworden. Er habe es aber deßungeachtet immer vorgezogen, ihn zu ziehen, sobald er reif ist, was auch beinahe überall, wo man Hanf bauet, geschehe, denn gerade der Femel gebe den feinsten Hanf, der durch seinen Werth allein die Kosten der Ackerbestellung reichlich decken könne, aber immer sehr an Güte verliere, wenn er bis zur Reife des Mastels auf dem Felde stehen bleibt. In Wiesenbrunn wird der Femel, wie beinahe überall, gleich nachdem er reif ist, gezogen. Dadurch wird der weiblichen Pflanze etwas mehr Raum gegeben, wodurch ihr Bast noch einiges an Stärke gewinnt, und für starkes Gespinnst oder für Seilerarbeit, wofür man den Hanf gewöhnlich anwendet, noch brauchbarer wird. Für feine Hanfleinwand gibt dann der Femel den Stoff.

Um den Hanf brechen zu können, muß er vorher wie der Lein gerottet oder geröstet werden. Ehe dieses geschieht, bleibt er einige Tage auf dem Felde liegen, um abzutrocknen, wodurch er etwas an Güte und Stärke gewinnt. Es gibt hiefür zwei verschiedene Weisen, wie für den Lein, nemlich die Wasser- und die Thauröste. Man wendete anfangs in Wiesenbrunn die Thauröste an, weil es für die Wasserröste an Wasser fehlte. Allein da die letzte Weise zu rösten nur sechs bis neun Tage Zeit, die erste aber drei bis vier Wochen fordert, die für sehr starke Hanfstengel oft nicht einmal hinreichend sind, so

suchte man endlich die Mittel, um auch die Wasserröste anwenden zu können. Jene, welche eigne nach Georgs Beispiel für das Rösten des Leins bestimmte Gruben hatten zurichten lassen, wenden sie auch für den Hanf an. Da man aber bemerkt zu haben glaubte, daß er in frischem Wasser weißer werde, so gruben andere in der Nähe des See's Gruben dafür, in welche man durch einen Graben das Wasser aus dem Bache leitete. Es fließt während dem Rösten fortwährend in die Gruben, und aus denselben wieder ab. Freilich ist es für manche etwas beschwerlich, den Hanf dahin und wieder zurück zu bringen, allein da es nur einmal im Jahre nothwendig wird, so läßt man sich doch diese Mühe lieber gefallen, als die Thauröste.

Wenn die Hanfstengel auf dem Felde gehörig trocken geworden sind, werden sie in dünne Büschel gebunden, schichtenweise über das Kreuz in die Gruben gelegt, mit einigen Brettern zugedeckt, diese mit Steinen beschwert, nicht aber mit Erde oder Rasen, wie es in manchen Gegenden geschieht, wovon der Hanf leicht unrein und schlechter wird. Wenn sich die Blätter von den Stengeln, indem man diese durch die Hand ziehet, streifen lassen, dann ist der Hanf hinlänglich geröstet. Er wird dann aus der Grube genommen, und zum Trocknen entweder auf dem Felde ausgebreitet, oder an einem Zaune oder einer Wand aufgestellet. Er verbreitet dann weit umher einen häßlichen und ekelhaften Geruch, den man aber des Vortheils wegen, den der Hanf bringt, gern erträgt. Ist er gehörig trocken, so wird er nach Haus und unter Dach gebracht. Wie er und der Flachs gebrochen, gehechelt und weiter verarbeitet wird, werde ich erzählen, wenn ich die übrigen Haushaltungsgeschäfte in Wiesenbrunn beschreiben werde.

Achtzigstes Kapitel.

Graf von Ranfels macht eine Hopfenanlage.

In den Umgebungen von Wiesenbrunn wurde kein Hopfen gebauet, obwohl der Graf selbst ein bedeutendes Brauhaus hatte, und auch noch andere Brauhäuser in der Nähe sind. Die damals herrschende Meinung, daß man nur mit böhmischem Hopfen gutes Bier brauen könne, stand einer ausgedehnteren Einführung des Hopfenbaues damals noch entgegen. Zwar hatte ein Brauer in der Stadt ein Hopfenfeld angelegt, und er braute mit dem davon geernteten Hopfen, ohne davon mehr, als vom böhmischen anwenden zu müssen, eben so

gutes und haltbares Bier, als mit diesem. Allein dieses einzelne Beispiel war nicht hinreichend, um ein so tief eingewurzeltes Vorurtheil zu besiegen. Endlich beschloß Graf von Ranfels eine Hopfenanlage auf seinem ausgerodeten Waldboden zu machen. Er wußte, wie sehr der Hopfen freie Luft und Sonne liebt, und hatte auf seinen Reisen oft bemerkt, daß in einzelnen Reihen stehende Hopfenpflanzen, wie man sie hie und da in kleinen Wirthschaften an den Grenzen von Gärten oder eingehegten Aeckern findet, immer viel reichlicher tragen, als in Hopfenanlagen von größerm Umfange, wo eine Hopfenpflanze der andern den freien Zutritt von Licht und Luft verkümmert. Darum bestimmte er für seine Hopfenanlage vier schmale nur 22 Fuß breite Streifen, nemlich einen auf jeder Seite des schmalen Thalgrundes, der seinen vormaligen Wald durchschnitt, und zwei andere längs der zwei äußern Seiten desselben, mit den zwei andern in gleicher Richtung sich erstreckend. Alle viere waren zusammen über 12,000 Fuß lang. Es wurden nachdem diese Streifen zweimal tief waren geackert worden, auf jedem derselben die Stellen der für die Aufnahme der Setzlinge bestimmten Gruben in vier Reihen abgesteckt. Diese Reihen waren 6 Fuß unter sich und zwei Fuß vom äußern Rande der Streifen entfernt. Auch die Gruben erhielten einen eben so großen Abstand unter sich, wodurch jeder Hopfenpflanze ein Raum von 6 Fuß ins Gevierte oder von 36 Quadratfuß gegeben wurde. Der Graf ließ während dem Herbste diese Gruben, deren über 6000 waren, durch Taglöhner ausgraben. Sie wurden 2 Fuß tief und 3 Fuß weit. Sie blieben den Winter hindurch offen liegen. Es wurden zugleich von der die Oberfläche des vorigen Waldbodens bedeckenden aus verfaulten Baumnadeln und Blättern bestehenden Dammerde, und von faulem Holze, das in dem ausgerodeten Walde sich fand und von Moos längs dieser Reihe von Gruben Haufen aufgeworfen, welche mit Mist vermengt wurden. Diese blieben ebenfalls den Winter hindurch liegen. Der Graf hatte schon während des vergangenen Sommers in Hersbruck in der obern Pfalz und in Spalt, im damaligen bayrischen Rezatkreise, in welchen Gegenden vorzüglich guter Hopfen wächst, ungefähr 12,000 Hopfensetzlinge bestellet. Er schickte, als der Frühling herannahte, in jedes dieser Orte einen Wagen, um sie abzuholen. Sie wurden, sobald sie angekommen waren, gesetzt. Die im Herbste gegrabenen Löcher wurden zuerst ungefähr eine Fuß hoch mit der mit Mist vermengten Dammerde gefüllet, dann in jedes zwei Setzlinge gelegt, und dann die Grube mit eben der

Erde vollends gefüllet. Da man mit dem Ausgraben der Gruben den im Grunde liegenden Mergel erreicht und neben dieselben hin ausgeworfen hatte, so wurde dieser zur gänzlichen Ausfüllung derselben verwendet. Verwalter Müller unterhielt sich während dieser Arbeit, wobei er beinahe immer zugegen war, um für die tüchtige Ausführung derselben zu wachen, viel mit den Bauern, die sich als Zuschauer dabei einfanden. Er sagte ihnen, daß es bei einer Hopfenanlage, der dafür bestimmte Boden möge sein, welcher und wie er wolle, immer von größter Wichtigkeit sei, daß man auf den Grund der für die Aufnahme der Fechser bestimmten Gruben gute Erde und Dünger bringe, und daß, wenn man dieses beobachte, es immer ziemlich gleichgiltig sei, wenn auch die oben auf die Fechser gebrachte Erde etwas mager ist. Verfaulte Waldstreu und faules Holz, wie sie hier angewendet worden, Gerberlohe, überhaupt alles, was, wenn es verweset ist, eine gute Gewächserde gibt, sei den Hopfensetzlingen nützlich. Die Bauern bezeigten ihr Befremden über die große Entfernung der Gruben von einander. Allein Müller versicherte sie, daß eine ziemlich große Entfernung derselben von einander hier immer vortheilhaft sei. Man setzt sie, sagte er, nur fünf Fuß weit von einander, und das mag noch hinreichen. Wenn man sie aber noch näher an einander setzet, so wird man meistens nur mittelmäßige oder schlechte Ernten erhalten. Er erzählte ihnen bei dieser Gelegenheit, daß er einst eine Hopfenanlage unter seiner Aufsicht gehabt habe, in welcher die Hopfenpflanzen gar nur vierthalb Fuß von einander gestanden hätten, er aber immer nur mittelmäßige Ernten erhalten habe. Er habe daher immer die zweite Reihe herausnehmen lassen, so daß die Reihen sieben Fuß weit von einander entfernt gewesen, aber in den Reihen der Abstand der Pflanzen von einander noch vierthalb Fuß geblieben sei. Obwohl dadurch die Zahl derselben um die Hälfte vermindert worden, habe er doch im nächsten Jahre eine doppelt so große Ernte, als vormals in den günstigsten Jahren erhalten, denn jede Pflanze habe viermal so viel als vorher getragen.

Der große Raum von sechs Fuß zwischen den Reihen mußte doch noch bis zum Heranwachsen der Setzlinge benützt werden. Es wurden daher nach der Länge der Beeten zwischen zwei Reihen von Setzlingen drei Reihen von weißem oder braunem Kohl, von Blumenkohl oder von Runkelrüben gesetzt und noch eine Reihe auf jeder Seite des 22 Fuß breiten Raumes der Hopfenanlage. Die Reihen erhielten

anderthalb Fuß Abstand von einander, und blieben folglich eben so weit von den Hopfensetzlingen entfernt. Unter sich erhielten sie in den Reihen die nemliche Entfernung von einander. Auf diese Weise fanden nahe an 90,000 Pflanzen Raum. Sie wurden in der Folge mit Gülle, die mit gleichviel Wasser vermischt war, begossen und gaben im Herbste eine reiche Ernte.

Im Sommer wurde, während welchem die Hopfenranken lebhaft hervortrieben, die Erde um dieselben zweimal behackt und angehäuft. Der Hopfen wuchs bis zum Herbste zu einer unerwarteten Höhe heran. Der Schulz sagte dem Verwalter, daß er vor Kurzem einen in diesem Frühling angelegten Hopfengarten gesehen habe, in welchem die Hopfenranken kaum halb so hoch geworden seien, und doch sei dort der Boden besser, als um Wiesenbrunn. Wahrscheinlich, antwortete ihm Müller hierauf, hat man bei der Anlage unterlassen, Dünger und gute Erde unter die Hopfenfechser zu bringen. In diesem Falle bleibt der Hopfen immer zurück, und erreicht auch in der Folge nie die Fruchtbarkeit, welche er nach der Behandlungsweise, die hier angewendet worden ist, erreichen kann. Die in die Tiefe treibenden Wurzeln wollen auch dort, wohin der in der Folge auf die Oberfläche gebrachte Dünger nicht gelangt, Nahrung finden. Man erntete in diesem Jahre über acht Zentner Hopfen. Nach der Ernte wurden die Wurzeln von Erde entblößt, eine Gabel voll Mist darauf geworfen, wozu 45 große Fuhren Dünger verwendet wurden, und dann wieder etwas höher, als vorher, mit Erde bedeckt. Im darauffolgenden Frühling fingen sie bald an, wieder lebhaft zu treiben. Sie wurden nun wieder von Erde entblößt, beschnitten, die überflüssigen Triebe ausgebrochen, die Stangen gesteckt, und etwas später die Reben daran in die Höhe gerichtet. Man erhielt in diesem Jahre 52½ Zentner Hopfen. Dieses mal waren nur zwei Reihen Rüben, Kohl und Erdborschen zwischen die Hopfenreihen gepflanzt worden, die in den folgenden Jahren auf eine Reihe beschränkt blieben. Auch diesesmal war die Ernte derselben wieder sehr ansehnlich, ohne daß dadurch die Hopfenernte vermindert worden wäre. Die sechs Fuß betragende Entfernung der Hopfenreihen unter sich hatte für den Kohl und die Rüben hinlänglichen Raum gelassen, die immer noch um zwei Fuß von den Hopfenpflanzen entfernt blieben.

Verwalter Müller legte fünf Jahre später dem Wirthschaftsverein eine Berechnung der Kosten dieser Hopfenanlage und des jährlichen Er-

trages derselben vor. Er hatte dabei für die Arbeiten, welche die Knechte und Mägde des Maierhofes und das Zugvieh desselben geleistet hatten, den damals üblichen Taglohn, und die Fuhre Mist zu 2 fl. in Rechnung gebracht, und es ergab sich, daß diese Anlage nahe an 2000 fl. gekostet hatte. Den jährlichen reinen Ertrag berechnete er, nachdem er Arbeit und Dünger zu den nämlichen Preisen und die Zinsen des Anlagekapitals und des Werthes von Grund und Boden in Rechnung gebracht, auf nahe an 300 fl. für den Morgen bei guten Hopfenpreisen und bei geringeren wenigstens noch zu 200 fl. Doch war dabei noch der Werth des zwischen dem Hopfen gebauten Kohls und der Rüben in beiden Berechnungen in Anschlag gebracht.

Dieser Ertrag und schon der Anblick dieser schönen Hopfenanlage mußte natürlicher Weise zur Nachahmung ermuntern. Es entstanden nach und nach Hopfenanlagen in allen Theilen der Dorfmarkung. Verwalter Müller empfahl bei dieser Gelegenheit immer, ja gute Erde und Dünger auf den Grund der Gruben, in welche die Setzlinge gepflanzt wurden, zu bringen, und die Hopfenanlage nicht eher zu machen, als bis ein hinlänglicher Vorrath für diese zum guten Erfolg derselben so nothwendige Unterlage gesammelt sein würde. Auch die Taglöhner blieben auf ihren wenigen Morgen nicht damit zurück. Die meisten derselben pflanzten an den Grenzen ihres Hausgartens wenigstens ein paar Dutzend Hopfenfechser, und gerade diese zeichnen sich im Herbste am meisten durch die Menge des Hopfens aus, von welchem sie voll hängen. Da diese Hopfenpflanzen einzeln stehen, von allen Seiten von Luft und Sonne berührt werden, und die Nähe am Hause die Beischaffung des Düngers, woran diese fleißigen Leute keinen Mangel haben, und die sorgfältige Bearbeitung erleichtert, so geben diese kleinen Hopfenpflanzungen immer einen verhältnißmäßig höhern Ertrag, als die meisten größern. Wer dergleichen Gegenstände gern und aufmerksam beobachtet, wird oft einzelne an Hausgärten der Dörfer stehende kleine Hopfenanlagen wahrnehmen, und beinahe immer finden, daß diese viel dichter mit Blüthen behangen sind, als die Reben in den meisten größern, wenn auch vollkommen gut gehaltenen und behandelten Hopfengärten, und diese Beobachtung allein könnte hinreichend sein, allenthalben, wo es nur immer die Umstände erlauben, zu dem Pflanzen des Hopfens in einzelnen Reihen, oder wenigstens in schmalen Streifen nach dem Beispiele des Grafen von Ranfels zu bewegen.

Gewöhnlich wird der Hopfen, wenn er auf luftigen Boden gehörig

abgetrocknet ist, in große Säcke fest gepackt. Dennoch verfliegt aus denselben viel Gewürzhaftes, und er kann ohne wesentlich an Güte zu verlieren, nicht über zwei Jahre aufbewahrt werden. Graf von Ranfels läßt seinen Hopfen auf eine Weise packen, daß er lange, ohne an Werth zu verlieren, aufbewahrt werden kann. Er ließ von starken Bohlen einen drei und einen halben Fuß langen, drei Fuß breiten und zwei Fuß hohen Rahmen verfertigen, der auf eine aus schwachen Balken verfertigte Unterlage gelegt wurde. Von dieser Unterlage erheben sich zwei Säulen, welche oben mit einem dicken Querstücke verbunden sind, in dessen Mitte eine Schraubenmutter geschnitten ist. Eine Schraubenspindel wird durch diese gegen die Unterlage und den auf dieselbe gestellten eben beschriebenen Rahmen herabgewunden. In diesem Rahmen wird ein auf der Seite offener Sack von grober Leinwand gelegt, der den Boden desselben und die vier Seiten bedeckt und oben offen ist. Der Theil des Sackes, der bestimmt ist, diese offene Seite zu bedecken, hängt über die eine der langen Seiten des Rahmens herab, auch die übrigen drei Seiten des Sackes hängen ungefähr eine Viertelelle breit darüber. Der Sack und der Rahmen werden mit Hopfen gefüllt, ein starker Deckel, der in den Rahmen hineinpaßt, darauf gelegt, und dieser durch die Schraubenspindel nieder gepreßt. Dadurch wird der Hopfen um ungefähr die Hälfte des Raumes, den er anfangs einnimmt, zusammengedrückt. Der Deckel wird dann wieder weggenommen, der Rahmen oder vielmehr Kasten wieder gefüllt, der nachgefüllte Hopfen wieder niedergepreßt, und dieses wiederholt, bis der Sack bis zum Rande des Kastens mit zusammengepreßtem Hopfen gefüllt ist. Dann wird die breite überhängende Seite des Sackes und dann die schmalen übergeschlagen, darüber gelegt, der Sack zugenäht, und aus dem Rahmen herausgenommen. Der Hopfen ballt sich darin so fest zusammen, daß er einen vollkommenen Klumpen bildet, der, wenn er etwas länger aufbewahrt worden ist, mit dem Beil zerhauen werden muß. Er hält sich auf diese Weise aufbewahrt, mehrere Jahre lang, und Graf von Ranfels läßt ihn immer auf diese Weise packen, wenn er voraussieht, daß er ihn nicht bald mit Vortheil wird verkaufen können.

Einundachtzigstes Kapitel.

Man fängt in Wiesenbrunn an Krapp zu bauen.

Als der sumpfige Theil des Gemeindegrundes ausgetrocknet und vertheilt war, suchte Müller die Aufmerksamkeit auf den Krappbau, aber

damals noch ohne Erfolg, zu lenken. Der Krapp ist eine Pflanze, deren Wurzel allen Färbern zu manchen Farben, vorzüglich der rothen, ungemein nützlich und zum Theil unentbehrlich ist, immer in gutem Preise steht, und wofür jährlich eine ansehnliche Summe aus dem Lande gehet, ungeachtet diese Pflanze im südlichen Deutschland, wo sie beinahe noch überall unbekannt ist, eben so gut, als anderswo gedeiht. Gewöhnlich fordert sie einen guten lockern in gutem Düngerstande befindlichen Boden, der aber für sie doch noch besonders und zwar gut gedüngt werden muß. Krapp kann daher in der Regel nur in Feldwirthschaften gebaut werden, die außer einem guten Boden noch Ueberfluß an Dünger haben. Er geräth aber vorzüglich gut auf Torfboden. Die holländische Provinz Seeland, welche Ueberfluß an Boden dieser Art hat, bringt auch den besten Krapp, der im Handel erscheint, hervor. Als der Graf mit seiner Hopfenanlage zu Stand gekommen war, bestellte er einen halben Morgen seines Torfbodens damit, und machte auf seiner Mühle eine Einrichtung, um den Krapp dörren und mahlen zu können. Müller glaubte nun auf ein neues den Bauern den Krappbau empfehlen zu können, nachdem die günstige Ernte, welche der Graf erhalten hatte, sie über den Nutzen und den Ertrag dieser Pflanze belehrt hatte, und nachdem sie sahen, daß auf dem Torfboden durch die Anwendung des Kalkes, wodurch der Torf zum Theile selbst zum Dünger wird, eben keine übergroße Menge desselben dazu erfordert wird. Diese Empfehlung blieb diesesmal nicht ohne Wirkung. Doch wir wollen nun sehen, wie auf dem Maierhofe des Grafen bei dem Bau des Krapps verfahren wurde.

Der halbe für den Krapp bestimmte Morgen wurde zwei Fuß tief umgegraben. Müller zog das Umgraben vor, weil es ein noch wenig benutzter Boden war. Außerdem würde er ihn möglich tief geackert haben. Die Pflanzen, welche der Graf aus den Rheingegenden hatte kommen lassen, wurden hierauf in zwei Fuß von einander entfernten Reihen einen Fuß von einander abstehend gesetzt. Wenn vier dieser Reihen gesetzt waren, blieb die fünfte leer, so daß ein vier Fuß breiter leerer Raum zwischen den nächsten Reihen blieb. Als die Pflanzen angewachsen waren, wurde in diesem Raume ein ungefähr zwei Fuß breiter Streifen ausgeschaufelt, und die Erde zwischen die Pflanzen geworfen. Dadurch entstanden acht Fuß breite erhöhte Beeten, mit zwei Fuß breiten Furchen dazwischen. So ließ man die Pflanzen bis gegen das Ende des Jahres fortwachsen. Vor Eintritt des Winters

wurden diese Beete mit langem Miste bedeckt, und dieser vor Ende des Winters in die Furchen herabgezogen und dort mit Erde bedeckt, die Beeten selbst behackt, gejätet und aufgelockert. So blieben die Krapppflanzen wieder bis zum nächsten oder dritten Frühling, in welchem die unterdessen in den Furchen aus dem Miste entstandene fette Erde wieder ausgegraben und auf die Beeten geworfen wurde. Am Ende des dritten Jahres wurden die Wurzeln ausgegraben, die nun sehr schön und groß geworden waren: eine etwas mühsame Arbeit, die aber durch einen reichen Ertrag belohnt wurde; denn auf dem halben Morgen wurden 140 Zentner grüne Wurzeln ausgegraben, und der Zentner Krapp wird gewöhnlich von dem Eigenthümer einer Krappmühle, der denselben zum Kaufmannsgut veredelt, mit 5 bis 6 fl. bezahlt, so daß der Werth der Ernte dieses halben Morgens 700 bis 840 fl. und für ein einzelnes Jahr eine Einnahme von 233 bis 280 fl. betrug. Der Graf war als Eigenthümer der Krappmühle sein eigener Käufer, er bot aber eben diesen Preis den Bauern, und bald bepflanzten die meisten derselben einen Viertels- oder Achtelsmorgen mit Krapp. Es folgten allmählig mehrere Bauern auf den übrigen Gütern des Grafen oder anderen benachbarten Orten diesem Beispiele, und in wenigen Jahren war die Krappmühle, die unterdessen eine größere Vollkommenheit erlangt hatte, fortwährend beschäftigt. Ich übergehe das Verfahren, das in dieser Mühle beobachtet wird, und begnüge mich anzuführen, daß die Krappwurzeln dort ausgelesen, getrocknet, und dann in Pulver verwandelt werden. Man sondert hiebei die kleinen Wurzeln von den dicken und von den Herzen derselben, indem die letzteren die beste, die ersteren eine minder gute Farbe geben, die von den Färbern meistentheils zu anderen, als zur rothen Farbe gebraucht wird. Dieser Krappbau trug nicht wenig bei zur Vermehrung des baaren Geldes, das in der Gemeinde in Umlauf war.

Man hatte diesen Krappbau schon ein paar Jahre lang fortgesetzt, als ein Mennonit oder Wiedertäufer, der aus den Rheingegenden gekommen war, und zwei Meilen von Wiesenbrunn einen ansehnlichen Maierhof gepachtet hatte, nach Wiesenbrunn kam, um die Feldwirthschaft der Gemeinde, von der er schon viel Löbliches gehört hatte, an Ort und Stelle kennen zu lernen. Die Mennoniten sind eine eigene Glaubenssekte, die sich ganz allein mit dem Ackerbau beschäftigt, sich durch vorzügliche Kenntniß desselben, durch Fleiß und durch viele andere gute und löbliche Eigenschaften auszeichnet. Dieser Mennonit, mit

Namen Klein, bewirthschaftete auch seinen Pachthof ganz musterhaft und sein Beispiel hatte in seinen Umgebungen, obwohl er erst fünf Jahre daselbst war, bereits vieles zur Verbesserung der Feldwirthschaft beigetragen. Dieser Mann sah mit vielem Wohlgefallen auch die kleinen Krappäcker. Er lobte sie sehr. Dieser Torfboden, sagte er, ist für den Krapp ganz vorzüglich gut, doch könnte dieser wohl auch auf den übrigen Feldern von Wiesenbrunn gebaut werden. Das brauchbare an dieser Pflanze ist nur die Wurzel, und es kommt also am meisten darauf an, daß diese groß und schön wird. Alle Wurzelgewächse verlangen einen tief lockeren und diese hier auch noch einen fetten Boden. Die Felder um Wiesenbrunn haben alle guten leichten Grund, und fett kann man ihn wohl machen, wenn man Dünger genug hat. Ich baue auf meinem Hofe, der einen Boden, ungefähr wie der um Wiesenbrunn ist, hat, auch etwas Krapp, seit ich erfahren habe, daß hier eine Krappmühle ist. Ich habe alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Fromholz, Tull, die beiden Kramer und einige andere, ersuchten ihn, ihnen das Verfahren, das er dabei beobachte, zu beschreiben, was er auch gern that. Er lud sie zugleich ein, zu ihm zu kommen, seinen Krapp und seine ganze Wirthschaft zu besehen, und sie nahmen diese Einladung mit vielem Dank an. Sie gingen auch später zu verschiedenen Zeiten hin und lernten von diesem fleißigen Landwirthe noch manches Gute und Nützliche. Vor allem hatten sie Ursache, die Treuherzigkeit und ächt christliche Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, die überhaupt unter den Mennoniten zu Hause ist, zu bewundern, und sie mußten daher diese Familie, obwohl sie andern Glaubens war, lieb gewinnen. Tull und die beiden Kramer versuchten es, auf ihren übrigen Feldern ebenfalls Krapp zu bauen, Georg aber fand es für den kleinen Umfang seiner Wirthschaft nicht räthlich, weil er den dafür nothwendigen vielen Dünger nicht entbehren zu können glaubte. Jene drei aber beschränkten den Bau dieser Farbepflanzen auf ihren Torfboden und jeder auf einen Viertelsmorgen, theils weil ein größeres mit Krapp bestelltes Feld ihnen zu vielen Dünger, den sie für ihre übrigen Felder nöthig hatten, entzogen haben würde, theils weil sie auf dem Torfboden doch mehr und schöneren Krapp erhielten, und besser dabei ihre Rechnung fanden. Sie behandeln übrigens ihr Krappfeld nach der Anweisung, die ihnen Klein ertheilt hatte, auf folgende Weise.

Sie graben das für den Krapp bestimmte Feld anderthalb Fuß tief, wobei der dafür bestimmte Dünger, wenigstens zehn Fuhren für den

Viertelsmorgen untergegraben wird. Im nächsten Frühling wird das Feld nochmals einen Fuß tief gegraben. Diese Arbeit könnte wohl auch mit dem Pflug verrichtet werden, wie es Tull auch einmal versuchte, sie zogen es aber in der Folge immer vor, sie mit dem Spaten zu machen. Durch dieses zweimalige Graben wird der im Herbste untergebrachte Dünger vollkommen mit der Erde vermengt, denn dieses ist für das Gedeihen des Krapps sehr wichtig, daher er auch auf einem Felde, das schon vorher in gutem Düngerzustande ist, jedesmal besser gedeihet. Hierauf werden die Pflanzen gesetzet. Sie werden jetzt immer von den älteren Krappstöcken, die im Frühling viele Wurzeltriebe machen, sobald sie acht bis neun Zoll lang sind, abgelöset; denn man hat gefunden, daß diese Setzlinge den aus Samen gezogenen vorzuziehen sind.

Um die jungen Pflanzen zu setzen, werden zuerst nach der Schnur gezogene vier Zoll tiefe Rinnen anderthalb Fuß von einander entfernt ausgegraben. In diese werden die Setzlinge einen halben Fuß von einander eingelegt, die Erde an dieselben beigezogen und mit dem Fuß etwas angetreten. Dieses geschieht in sechs neben einander liegenden Rinnen. Die siebente bleibt leer. Damit aber dieser Raum nicht unbenutzt bleibt, wird in diese Rinne Kohl gepflanzt, aber nur im ersten Jahre. Vierzehn Tage nach der Pflanzung wird das Feld leicht behackt, um das hervorsprossende Unkraut zu vertilgen, und dieses Behacken wird während dem Sommer nochmals, und wenn es nöthig ist, auch das zweitemal wiederholt. Im Frühling des zweiten Jahres werden die Krapppflanzen mit der Erde, die an dem im vorigen Jahre mit Kohl bepflanzten Raum ausgegraben wird, überworfen. Der Krapp wird nun sich selbst überlassen, bis zum Herbste. Er kann nun ausgegraben werden, oder bis zum Ende des dritten Jahres stehen bleiben, je nachdem der Eigenthümer des Feldes dieses dem Krapp zwei oder drei Jahre lang überlassen will. Die Ernte stehet gewöhnlich im Verhältniß mit der Zeit, binnen welcher der Krapp auf dem Felde gestanden hat. Daher lassen die meisten ihn drei Jahre lang stehen, weil doch aller Dünger und die meiste Arbeit schon im ersten Jahre verwendet worden ist, und dieser Aufwand an Mist und Arbeit dann mit einer um die Hälfte größern Menge von Krapp vergütet wird. Doch finden sie dann noch nützlich, für das dritte Jahr noch einigen Dünger auf die Weise, wie sie für den auf Torfboden gepflanzten Krapp zu thun pflegen, zu verwenden.

Das Ausgraben des Krapps erfordert eine eigene Verfahrungsweise. Wollte man ihn mit dem Spaten ausgraben, so würden viele

der dünneren Wurzeln abgestochen werden, und in der Erde zurückbleiben. Man hebt längs dem Acker nach der Richtung der Pflanzenreihen einen Graben so tief aus, als die Wurzeln reichen, d. i. etwa anderthalb Fuß tief. Ein Arbeiter, der in diesem Graben stehet, macht nun mit einer zweispitzigen Haue, die er unter die Wurzeln einhackt, und die Erde aufwiegt, diese in den Graben hereinfallen, wodurch die Wurzeln frei werden und herausgehoben werden können. Die daran hängende Erde wird nun von demselben losgeschüttelt, und sie selbst bei Seite gelegt. Auf diese Weise wird über die Breite des Ackers fortgefahren, indem man die hereinfallende Erde immer gegen die andere Seite des Grabens zurückwirft, und dieser dadurch immer gegen die Wurzelreihen fortrückt. Diese Arbeit wird so spät wie möglich im Herbste, gewöhnlich erst im November, verrichtet, weil die Wurzeln noch im Herbste fortfahren zu wachsen, und daher ein früheres Ausgraben derselben immer mit einiger Verminderung der Ernte verbunden sein würde. Auch wird während der spätern Herbstzeit der Krapp noch etwas schöner und verliert weniger durch das Trocknen. Man erhält in Wiesenbrunn vom Viertelsmorgen 38 bis 40 Zentner, wenn der Krapp nur zwei Jahre auf dem Felde stehet, und 52 bis 60 Zentner nach drei Jahren. Da der Krapp auf gewöhnlichem Ackerboden nie die Schönheit und Güte von jenem im Torfboden erreicht, so bezahlt der Graf die grünen Wurzeln, die auf jenem gewachsen sind, nur mit 5 fl., aber die auf dem Torfboden gewachsenen mit 6 fl. den Zentner. Der Viertelsmorgen gibt also nach zwei Jahren 190 fl. bis 200 fl. und nach drei Jahren 270 bis 300 fl. Rohertrag, was für ein einzelnes Jahr 60 bis 100 fl. beträgt. Es versteht sich wohl von selbst, daß in Wiesenbrunn der Krapp größtentheils auf den Torfboden beschränkt bleibt.

Wollte man hier die Arbeit, welche auf die Zubereitung des Feldes, auf die Bearbeitung desselben während zwei oder drei Jahren, die mühevolle Ernte und den Werth des Düngers berechnen, so würde der reine Ertrag des Krappbaues eben nicht so unerwartet groß erscheinen. Allein die Bewohner von Wiesenbrunn verrichten diese Arbeiten größtentheils selbst und nur wenige durch Taglöhner, sie würden die Zeit, welche sie dafür verwenden müssen, zwar auf eine andere Weise doch selten nützlicher verwenden können, nnd sie können folglich diese Arbeiten nicht zu einem Preise berechnen, den man für bezahlte Arbeiter rechnen muß. Immer bleibt daher der Bau des Krapps eine sehr schätzbare Einnahmsquelle für diese Gemeinde.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Verbesserung des Schlages des Hornviehes und der Pferde in Wiesenbrunn.

In den Gebirgsgegenden des südlichen Deutschlands ist, wie in beinahe allen ähnlichen Gegenden, die Viehzucht die wichtigste landwirthschaftliche Erwerbsquelle. Daher sind dort beinahe überall die verschiedenen Arten der Hausthiere, vorzüglich das Hornvieh, in großer Vollkommenheit zu finden. Da Wiesenbrunn diesen Gegenden ziemlich nahe liegt, so war auch der Viehstand dieses Dorfes von jeher ungleich besser und schöner, als man ihn gewöhnlich in den von den Gebirgen weiter entfernten und in ebenen Gegenden findet, denn wenn man in diesen ausgezeichnet schönes Hornvieh trifft, so ist es beinahe immer aus den Gebirgsgegenden dahin verpflanzt worden. Doch war der Viehstand in Wiesenbrunn noch einer großen Verbesserung fähig, und er schritt derselben immer mehr entgegen, so wie sich die Wirthschaftsweise und mit dieser die Felder der Gemeinde verbesserten, und der Wohlstand derselben zunahm. Wesentlich trug hiezu der Graf von Ranfels bei. Doch war der Weg, auf welchem er seine Absicht in Hinsicht auf seinen eigenen Viehstand zu erreichen suchte, von dem verschieden, welchen seine Bauern giengen. Beide gelangten zum Ziele, es ist daher nicht unwichtig, beide Wege, welche zu diesem gemeinschaftlichen Ziele führten, kennen zu lernen.

Schon der alte Graf hatte einen großen Werth auf schönes Hornvieh gelegt. Er hatte eine kleine Herde ausgezeichnet schönen Schweizerviehes mit einem eben so schönen Stiere in ihrem Vaterlande gekauft und sie sorgfältig fortgepflanzt. Dieses war ehemals die Verfahrungsweise der meisten reichen Landwirthe im südlichen Deutschland, welche einen schönen Viehstand zu erhalten wünschten. Da das Schweizervieh allenthalben in dem wohlverdienten Rufe von Güte und Schönheit steht, so glaubte man auch, man könne nicht zuverläßiger und früher zu schönem Hornvieh gelangen, als wenn man es aus der Schweiz kommen lasse. Als der junge Graf nach dem Tode seines Vaters die Güter antrat, fand er auf dem bei Wiesenbrunn liegenden Maierhofe dreißig Schweizerkühe von ausgezeichneter Größe und Schönheit. Er fand aber auch bald, daß, wenn er die Menge des Futters, welches sie verzehrten, mit der Menge von Milch und Butter, welche sie geben, verglich, sie in Hinsicht auf reinen Ertrag vor den besten einheimischen

Kühen nicht nur keinen Vorzug hatten, sondern ihnen sogar nachstanden, und daß diese großen schönen Kühe mehr ein Gegenstand des landwirthschaftlichen Prunkes, als des wahren Nutzens seien. Eine Kuh dieser Art fraß beinahe doppelt so viel, als eine gute einheimische Kuh, allein es fehlte viel daran, daß sie auch doppelt so viel Milch gab. Das Futter, das sie verzehrte, wurde daher um einen merklich geringeren Preis verwerthet, als durch eine gute Landkuh. Dieses bewog den Grafen, seine Ställe mit einem Schlage von Melkvieh zu füllen, welcher zwar weniger groß und schön, aber nützlicher ist. Er wollte aber dennoch das große Schweizervieh, obwohl in geringerer Zahl beibehalten, und es der Größe und Stärke wegen vorzugsweise zur Zucht von starken Zugochsen anwenden. Er schickte einen der Viehzucht sehr kundigen Bauer in das Allgäu, und ließ in demselben vierzig junge Kühe mit zwei Stieren kaufen und nach seinem Maierhofe bringen. Das Allgäu ist eine bergige Gegend im südlichen Theile von Schwaben und umfaßt das ehemalige geistliche Fürstenthum Kempten. Es enthält einen ausgezeichnet schönen und guten, obwohl nicht so großen Schlag von Hornvieh wie die Schweiz. Auch in einem Theile des südlichen Baierns ist ein eben so schöner und ausgezeichneter Schlag desselben. In diesen Gegenden ist die Viehzucht die vorzüglichste Hilfsquelle des Landmanns, und es wird dort auch Alpenwirthschaft getrieben, obwohl nicht in der Ausdehnung, wie in der Schweiz und in Tirol, daher das dort gezogene Vieh für tiefer liegende Gegenden tauglicher als das Alpenvieh ist, weil es, wenn es dahin versetzt wird, nirgends so großen Unterschied in den Eigenschaften der Luft und des Futters findet, wie dieses. Die Sorgfalt übrigens, die dort der Landmann auf die Zucht seines Viehes verwendet, hat in Verbindung mit den der Viehzucht vorzüglich günstigen Eigenschaften des Landes eine Viehrasse hervorgebracht, welche wohl unter allen übrigen Rassen des südlichen Deutschlandes den Vorzug behaupten dürfte, obwohl es dort an einzelnen, wenn auch weniger ausgedehnten Gegenden, namentlich im südlichen Bayern, nicht mangelt, deren Rindviehschlag dem des Allgäues nur wenig oder gar nicht nachstehet. Diese kleine Herde kam auf dem Maierhofe des Grafen sehr gut fort, obwohl sie größtentheils im Stalle gehalten und gefüttert, aber doch dabei die Vorsicht angewendet wurde, daß sie täglich ein paar Stunden im Freien, und auf einem mit Bäumen besetzten Platze zubrachte. Da der Graf die von diesen Kühen gefallenen Kälber gern an die Bauern seiner Güter um billige Preise überließ, so trug er hiedurch nicht wenig zur

Entstehung einer Hornviehrasse bei, wodurch diese Gegend nach wenigen Jahren sich sehr vortheilhaft auszeichnete.

Anders verfuhren die Bauern in Wiesenbrunn, um ihren ohnehin nicht schlechten Viehstand auf einen höhern Grad von Vollkommenheit zu erheben. Sie konnten nicht wohl, wie der Graf, sich schöne und gute Kühe aus entfernteren Gegenden kommen lassen. Sie zogen es daher vor, ihr Hornvieh durch die Auswahl der bessern Stücke ihrer Gegend für die Nachzucht nach und nach durch sich selbst zu verbessern. Der Ueberfluß an gutem Futter, den sie sich durch die bessere Behandlung und Vermehrung des Düngers und durch erweiterten Klee- und Futterbau verschafft hatten, trug wesentlich dazu bei. Indem die größern Feldbesitzer, unter welchen vor allen andern der Schulz und nachmals seine Söhne und Tull mit gutem Beispiele vorangingen, immer die schönsten und besten Kühe der Gegend kauften, und immer ausgezeichnet schöne Stiere hielten, von welchen sie gerne auch die Kühe der anderen kleineren Bauern bespringen ließen, und indem sie immer nur Kälber von den besten Milchkühen aufzogen, verbesserten sie binnen wenigen Jahren ihr Hornvieh in einem Grade, daß es dem schönsten Vieh der jenseits des See's im Gebirge liegenden Gegend nicht nachstand: und unstreitig ist dieses für die meisten Gegenden, besonders für solche, welche schöneres Vieh nur aus sehr entfernten Gegenden erhalten können, die zweckmäßigste Weise, den Viehstand zu verbessern, und welche, wenn sie mit Sorgfalt und Beharrlichkeit angewendet wird, wohl eben so sicher zum Ziele führt. Es hat wohl selten eine Gegend so durchaus schlechtes Vieh, daß man nicht hie und da in manchem Dorfe einzelne ziemlich schöne Stücke finden sollte, die zur allmäligen Verbesserung des Schlages mit Erfolg gewählt werden können. Vorzüglich zeichneten sich in der Folge sowohl die Kühe der Bauern um Wiesenbrunn, als die Allgäuerkühe des Grafen durch einen Ertrag an Milch aus, welcher bis dahin beinahe unbekannt, wenigstens äußerst selten war, und es ist wichtig, die Weise kennen zu lernen, durch welche die Kühe zu dieser Vollkommenheit gebracht wurden.

Verwalter Müller hatte den Bauern in Wiesenbrunn oft gesagt, daß es, um gute Milchkühe nachzuziehen, nicht genug sei, nur die Kuhkälber vorzugsweise von ausgezeichnet guten Milchkühen zur Zucht auszuwählen, man müsse die nämliche Vorsicht auch bei der Auswahl der Kälber, welche man zu Zuchtstieren aufziehen wolle, beobachten. Diese Aeußerung des Verwalters schien freilich anfangs manchen etwas son-

derbar. Wozu sollte dieses wohl nöthig sein, da die Stiere keine Milch geben? Allein er machte ihnen leicht begreiflich, daß es viel wahrscheinlicher sei, daß Stiere, deren Mütter ausgezeichnet gute Milchkühe waren, wieder Kuhkälber, welche ebenfalls gute Milchkühe werden würden, erzeugen könnten. Verwalter Müller war auf dem Maierhofe des Grafen hierauf immer sehr aufmerksam, und da dadurch die nachgezogenen Kühe immer bessere Milchkühe wurden, so ahmten die Bauern dieses Verfahren um so sorgfältiger nach. Sie befolgten diese Regel ebenso beharrlich, als der Verwalter, und nach zehn bis zwölf Jahren fingen die Kühe von Wiesenbrunn an, als die besten Milchkühe der Gegend bekannt zu werden. Kälber von diesen Kühen wurden überall gesucht, und um höhere Preise als die Kälber aus anderen Gegenden bezahlt.

So wie man im südlichen Deutschland, sagte einst Müller zu einigen Bauern, welche, um das schöne Hornvieh zu sehen, nach dem Maierhofe gekommen waren, ehemals das Schweizervieh vorzog, gerade so pflegte man im nördlichen Deutschland die großen und schweren Kühe, welche man auf den fetten Weiden der dortigen Seeküsten, die Marschen genannt, zieht, und die eben darum Marschkühe genannt werden, allen andern vorzuziehen. Allein auch diese bezahlen durch die Milch, welche sie geben, das Futter nicht so gut, wie die bessern Landkühe, und schlagen, wenn sie die reichen Weiden verlassen, auf welchen sie gezogen worden sind, eben so leicht zurück, als bei uns das Schweizervieh, wenn es seine reichen Alpenweiden nicht mehr findet. Aufmerksame Landwirthe ziehen daher jetzt auch dort vor, ihren Viehstand entweder durch die Wahl der besten Landkühe, und sorgfältige Behandlung derselben zu verbessern, wie die Bauern in und um Wiesenbrunn, oder sie ziehen, wenn sie ausländisches Vieh dafür kaufen, die jütländischen Kühe vor, die dort ungefähr das sind, was bei uns die Allgäuer Kühe, aber von einer gleich großen Menge Futter mehr Milch geben als jene, und nicht so ausgezeichnet gute Fütterung verlangen, weil sie nicht daran gewöhnt sind.

Pferde werden von den Bauern dieser Gegend wenig gehalten, weil sie für die Feldarbeiten mit Recht die Ochsen vorziehen. Graf von Ranfels hält auf seinem Maierhofe zehn Pferde. Er würde sie größtentheils abgeschafft und mit Ochsen ersetzt haben, wenn er sie nicht hätte benutzen wollen, um einen bessern und für die Landwirthschaft brauchbareren Schlag von Pferden heranzuziehen. Er kaufte daher schöne Stuten von großem und starkem Schlage, und versah sie mit einem

Hengste von ausgezeichneter Stärke und Schönheit. Dadurch erhielt er zwar keine schönen Kutschen- und Reitpferde, er glaubte aber, daß die Zucht derselben nur für Gegenden geeignet sei, welche der Pferdezucht vorzüglich günstig sind, oder für große reiche Herren oder für dem Staate gehörige Stütereien, daß man aber in Gegenden, wo Ackerbau und die Zucht des Hornviehes die vorzüglichsten Erwerbsquellen sind, mehr auf die Zucht solcher Pferde, wie man sie für den Ackerbau und den schweren Zug braucht, sorgen müsse. Auch glaubte er, daß man in manchem Lande, in welchem die Regierung einen angemessenen Aufwand für Pferdezucht macht, einen staatswirthschaftlichen Fehler dadurch begehe, daß man mehr auf die Zucht von schönen Reit- und Kutschenpferden, als von Pferden für schweren Zug und für die Landwirthschaft besorgt ist. Nach dieser Ueberzeugung handelt er durchaus mit seiner Pferdezucht. Die wenigen Bauern dieser Gegend, welche Pferde halten, und deren halten sie selten mehr als zwei oder vier, und so viel auch dann nur, wenn sie zugleich Lohnfuhrwerk treiben, folgten seinem Beispiele. Anfangs bedienten sie sich seines Hengstes, bis sie selbst junge Hengste, die er ihnen nebst jungen Stuten um mäßige Preise verkaufte, von ihm erhielten. Er verkaufte sie ihnen aber immer unter der Bedingung, sie so lange zu behalten, als sie zur Zucht tauglich sein würden. Nach einigen Jahren waren die starken Ackerpferde aus der Gegend von Wiesenbrunn so geschätzt und so gesucht, wie das Hornvieh.

Die Schafe waren in der Gegend von Wiesenbrunn die gewöhnliche grobwollige Rasse. Die feinwolligen oder Merinos waren damals noch wenig bekannt, doch hatte der Graf bereits die Absicht geäußert, sich eine kleine Heerde derselben anzuschaffen. Da die Schafe übrigens nicht wohl ein Gegenstand der Landwirthschaft kleiner Grundbesitzer seyn können, so wurde ihnen in der Gemeinde wenigstens für jetzt noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Wie man in Wiesenbrunn die Hausthiere füttert.

Wir haben schon im fünfzehnten Kapitel erfahren, auf welche Weise Fromholzens Frau ihre Kühe fütterte. Sie blieb fortwährend bei dieser Fütterungsweise, nur änderte sie in der Folge, als ihres Mannes Lucerne- und Esparsette-Acker in vollen Ertrag gekommen war, sie dahin ab, daß sie mehr Heu als vorher, und nur, wenn der Klee

weniger gerathen hatte, wenig geschnittenes Stroh, außerdem aber gar keines fütterte. Die Kühe erhielten nur grünes Futter, Wurzelgewächse, Kohl, Kartoffeln, weiße und gelbe Rüben, Heu und Kleien. Fromholz füttert den Ochsen neben dem üppigen Futter, das im Sommer vorzüglich in Klee und anderm grünen Futter besteht, im Herbste und Winter neben Rüben, Kartoffeln und Heu täglich 10 bis 12 Pfund geschnittenes Stroh, und zwar immer nur Gersten- und Haberstroh. Dieses erhalten auch die Kühe, wenn ihnen, was jedoch ziemlich selten der Fall ist, um anderes Futter zu sparen, Stroh gegeben werden muß. Das Roggenstroh wird, als weniger nährend, nie als Futter, sondern immer nur zur Streu verwendet. Als Fromholz eine hinlängliche Menge von Heu zu ernten angefangen hatte, erhielt jeder seiner Ochsen im Winter 6 bis 8 Pfund und jede Kuh 10 bis 12 Pfund täglich. Er setzte voraus, daß jedes dieser Stücke so viel Futter, als an nährender Kraft 20 bis 25 Pfund Heu gleich kommt, bedürfe. Dieses ist für Hornvieh von gewöhnlicher Größe hinreichend. Vieh von ausgezeichneter Größe, z. B. die großen Schweizerkühe bedürfen wohl den Futterwerth von beinahe 36 Pfund Heu täglich. Jeder Ochs erhält in Fromholzens Stall an Stroh, Heu, Kartoffeln und Rüben und jede Kuh an Kohl, Kartoffeln, Rüben und andern Wurzelgewächsen und Kleien, sobald nicht mehr grünes Futter gegeben werden kann, soviel als an nährender Kraft jenen 20 bis 25 Pfund Heu gleich kömmt. Die Menge, welche gegeben wird, bestimmt Fromholz ungefähr nach dem Werthe, den diese Futterarten im Verhältniß zu gutem Heu haben, wie im dreiundzwanzigsten Kapitel (II) angegeben worden. Im Herbste und im Anfang des Winters wird immer jenen Gewächsen der Vorzug gegeben, welche weniger lang aufbewahrt werden können, d. i. dem Weißkohl und den weißen Rüben, dann werden, allmälig, so wie diese sich vermindern, immer mehr gelbe Rüben und Kartoffeln gefüttert, bis endlich nach dem Ende des Winters allmälig wieder das grüne Futter an die Reihe kömmt.

Diese nämliche Fütterungsweise beobachten auch Tull, die beiden Cramer und die meisten verständigen Bauern in Wiesenbrunn mit nur geringen Abänderungen, welche die Verschiedenheit des Futtervorrathes nothwendig macht. Als die Verbesserungen der Feuerungsanstalten durch den geschickten und thätigen Maurermeister Maler Eingang gefunden hatten, war in beinahe jedem Bauernhause ein Kessel zum Kochen des Futters und eine Vorrichtung zum Kochen der Kartoffeln

in heißem Wasserdampfe eingerichtet worden, und diese für das Hornvieh so nützliche Zubereitung des Futters wurde von nun an überall angewendet, sobald die Wurzelgewächse, vorzüglich die Kartoffeln, älter wurden. Sie werden dem Vieh ungekocht nur so lang gegeben, als sie noch ziemlich frisch sind. Sie werden später im Winter, wenn sie ihre ursprüngliche Feuchtigkeit zum Theile verloren haben, immer entweder unmittelbar im Wasser des Kessels oder im Dampfe gekocht. Doch läßt man das Futter erst vollkommen abkühlen, ehe es dem Vieh gegeben wird. Denn obwohl Fromholz versicherte, daß man in den Niederlanden die Kühe warm füttert, so ist er doch selbst und mit ihm Verwalter Müller der Meinung, daß dadurch das Vieh weichlicher und empfindlicher wird, und daß es besser ist, mit dem Füttern desselben sich weniger von der Natur zu entfernen.

Das Kochen des Futters gewährt auch noch den Vortheil, daß manche Abfälle, die sonst wenig oder gar nicht benutzt werden, dadurch zum Füttern brauchbar gemacht werden können. Dieses ist vorzüglich mit dem Abfalle des Heues, den sogenannten Heublumen und der Spreu, die nach dem Dreschen des Getreides zurückbleibt, der Fall. Sie werden sorgfältig untereinander gemengt, und oben auf dem Inhalt des Kessels geworfen. Es wird dadurch für das Vieh genießbarer und gesunder. Dieses ist vorzüglich mit der Spreu, die nach dem Dreschen der Gerste übrig bleibt, der Fall, weil die darunter befindlichen rauhen Granen dem Viehe ohne Kochen oder Abbrühen ungenießbar bleiben. Auch die Abfälle des Getreides selbst, welche sich bei dem Putzen desselben ergeben, wie taube Getreidekörner und Unkrautsamen, werden, wenn man sie nicht lieber dem Geflügel gibt, auf ähnliche Weise zugleich mit den Heublumen und der Spreu verwendet. Die Anwendung dieser sonst größtentheils unbrauchbaren Dinge gefiel auch jenen, welche das Futter nicht kochen, und Georg machte ihnen einen Vorschlag, wie sie dieselben dennoch nützlich verwenden könnten. Sie nahmen diesen Vorschlag an, und sie gehen auf folgende Weise zu Werk. Sie füllen eine in den Stall gestellte Kufe mit dem Gemengsel von Heublumen, Spreu und Abfällen, treten oder stampfen es darin fest, und übergießen es mit siedendem Wasser. Es wird dann ein in die Kufe passender Deckel darauf gelegt und mit Steinen beschwert, damit der durch das heiße Wasser aufschwellende Inhalt der Kufe sich nicht über den Rand derselben erheben kann, die Wärme möglich lange erhalten werde, und das Gemengsel längere Zeit gewinne, sich zu erweichen. Wenn diese Masse

vollkommen abgekühlt ist, wird sie als Futter verwendet. Sie wird auf das übrige Futter geworfen, allenfalls saure Milch, wenn welche für diesen Zweck vorhanden ist, darüber gegossen, alles wohl durcheinander gerührt und dann dem Vieh gegeben. Es muß in der Kufe gewöhnlich mit einer zweispitzigen Gabel aufgerissen werden, weil es sich sehr fest aufeinander legt. Die Kufe faßt ungefähr so viele halbe Eimer, als Stücke Vieh im Stalle stehen, und reicht für eine Woche hin, nach welcher sie sorgfältig gereinigt, und auf ein neues gefüllt wird.

Fromholz führte in seiner Wirthschaft später noch eine Zugabe zu dem Futter seiner Kühe ein, das er, indem es die Milch derselben vermehrte und verbesserte, sehr vortheilhaft fand. Diese Zugabe ist schwarzes Roggenmehl. Marie rührt nach seiner Anweisung eine mäßig große Gabe desselben unter das zu kochende Futter, wodurch dieses um vieles nahrhafter wird. Georg fand, daß ein Zentner Roggenmehl auf diese Weise angewendet wenigstens vier Zentnern guten Heues gleich komme, und die Milch außerdem noch besser und fetter werde. Er erlangte durch diese Benutzung des Roggens noch einen andern Vortheil. Indem er nämlich in der Mühle das schwarze Mehl absondern ließ, erhielt er um so schöneres Mehl für sein Hausbrod, und bald hatte kein Bauer im Dorfe so schönes Brod, wie er. Die Vortheile dieser Anwendung des Roggenmehles wurden bald von den meisten Bauern in Wiesenbrunn erkannt; sie wurde bald immer allgemeiner, und dadurch der Ertrag an Milch und Butter und die Schönheit des Brodes in den meisten Haushaltungen der Gemeinde erhöht. Nur wenn der Preis des Roggens etwas hoch stieg, wurde das Roggenmehl nicht mehr zur Verbesserung des Futters angewendet.

Es ist nothwendig, daß wir die Ordnung und das Verfahren, das beim Füttern des Viehes in beinahe allen Wirthschaften von Wiesenbrunn beobachtet wird, kennen lernen.

Morgens um sechs Uhr wird zum erstenmale gefüttert. Die Ochsen erhalten ein Gemenge von Heu und geschnittenem Stroh mit etwas Rüben und Kartoffeln; die Kühe Heu, Kohl, Rüben, Kartoffeln und geschnittenes Bohnen-, Erbsen- und Wickenstroh auch Spergelheu. Der Kohl wird im Anfange des Herbstes gefüttert, und damit fortgefahren, so lange er dauert. Das Futter wird auf zweimal in einem Zwischenraum von einer halben Stunde gegeben. Auf diese Weise verhütet man auf das Vollkommenste, daß das Vieh sich überfrißt,

wie es wohl geschehen kann, wenn man das Futter auf einmal vorlegt, vorzüglich, wenn man des Tages nur zweimal füttert, wie es in manchen Orten, doch nicht in Wiesenbrunn geschieht. In der Zwischenzeit wird gemelkt. Zwischen acht und neun Uhr wird getränkt. Man hütet sich sehr, vollkommen kaltes Wasser zu geben. Es steht eine Wasserkufe im Stalle, in welcher das Wasser immer einen halben Tag stehen bleibt, ehe es zum Trank gereicht wird. Stehen Oelkuchen, seien sie von Leinsamen, Mohn oder Reps zu Gebot, so wird davon etwas im Wasser zertheilt und zum Tranke gegeben. Das Vieh trinkt viel lieber, wenn etwas Mehliges oder Oelkuchen beigemengt worden, und es ist für die Melkkühe, vorzüglich im Winter, da kein grünes Futter mehr gegeben werden kann, sehr wichtig, daß sie genug zu trinken erhalten, und höchst schädlich für sie, wenn sie am Getränke Mangel leiden. Um eilf Uhr bekommen die Ochsen das nämliche Futter, die Kühe aber kein Heu, statt dessen Kohl, zerschnittene Rüben oder Kartoffeln. Wenn beide sich satt gefressen haben, wird ihnen unzerschnittenes Stroh vorgelegt, wovon sie fressen können, so viel sie wollen, das übrige wird unter die Streu geworfen. Es ist bemerkenswerth, daß auch reichlich gefüttertes Rindvieh noch gerne, sogar von dem so wenig nahrhaften Roggenstroh frißt, wenn es auch schon ganz satt ist. Es scheint seiner Natur angemessen zu sein, es ungefähr eben so zu genießen, wie die Menschen bei Tische das Brod. Um drei Uhr werden sowohl Ochsen als Kühe wieder getränkt, und den ersten Stroh, den andern ungeschnittenes Heu vorgelegt. Abends sechs Uhr wird das nämliche wie am Morgen gefüttert, am Ende wieder Stroh gegeben und in der Zwischenzeit die Kühe gemelkt. Diese Futterordnung wird unabgeändert beibehalten, denn es ist für das Vieh sehr nützlich, daß es sein Futter immer genau zur nämlichen gewohnten Zeit erhalte. Man mag daher, was immer für eine Ordnung einführen, so soll man sie in der Folge nicht mehr ohne Nothwendigkeit abändern. Auf diese Weise wird mit dem Füttern fortgefahren, bis es wieder grünes Futter gibt, nur mit der Abänderung, daß im Herbste, so lang der Kohl dauert, dieser vorzugsweise, dann Rüben und Kartoffeln und zwar von diesen immer mehr, so wie jene abnehmen, gegeben wird. Auch nimmt das gekochte Futter zu, je tiefer man in den Winter kömmt. Bis gegen das neue Jahr werden Rüben und Kartoffeln roh gegeben. Dann aber fangen diese, wenigstens die letzteren, an, weniger milcherzeugend zu werden, und es wird mit dem Kochen angefangen. Es wird dabei größtentheils auf die

Weise verfahren, nach welcher Fromholzens Marie verfährt, und die wir im fünfzehnten Kapitel kennen gelernt haben. Es werden, wenn zugleich Kleien oder geschrottenes Getreide gegeben werden, auf den Boden des Kessels zuerst zerschnittene Rüben und Kartoffeln, auf diese geschnittenes Erbsen- und Wickenstroh, und wenn es nicht an Spergel mangelt, auch Spergelheu, damit das Uebrige vor dem Anbrennen bewahrt werde, und auf diesen erst die Kleien oder Schrott geworfen. Wenn der Kessel zum Sieden gebracht ist, wird der darauf liegende Deckel noch mit einer wollenen Decke zugedeckt, die Rauchröhre und die Thüre zum Aschenheerde verschlossen, worauf das Feuer bis zum gänzlichen Ausgehen langsam fortglimmt, und so, wenn der Kessel am Abend geheizt worden, bis zum Morgen, und ist er am Morgen geheizt worden, bis zum Abend stehen gelassen. Auf diese Weise bleibt der Inhalt desselben beinahe die Hälfte dieser Zeit hindurch siedend heiß, und es wird dadurch die nämliche Wirkung hervorgebracht, wie wenn das Futter eben so lang kochen würde. Wenn der Kessel ausgeleert wird, so wird das darin enthaltene Futter in eine Kufe gebracht, dabei sorgfältig durcheinander gemengt, und bis zur vollkommenen Abkühlung stehen gelassen. Die Kufe wird, so oft sie geleert wird, immer sorgfältig gereinigt, damit sie keinen Geruch, der dem Vieh unangenehm sein könnte, annehme. Wenn gegen Ende des Winters nebst dem Heu nur mehr Kartoffeln gefüttert werden, so werden diese in heißem Wasserdampfe gekocht, wofür sich die Eigenthümer größeren Viehstandes eine eigene Vorrichtung haben machen lassen, die wir in der Folge werden näher kennen lernen. Auf diese Weise erhält das Vieh einen großen Theil seines Futters an Heu und Stroh, denn man hatte längst wahrgenommen, daß es dabei viel gesünder bleibt, als wenn es größtentheils nur Rüben, Kartoffeln und anderes saftiges Futter erhält.

Wenn der Frühling herangekommen ist, dann wird gewöhnlich das erste grüne Futter auf den Weizenäckern geschnitten. Denn seit die Aecker von Wiesenbrunn recht in Kraft gekommen sind, ertragen die im Frühling äußerst üppig heranwachsenden Weizensaaten es recht wohl, daß man sie eine Hand breit über der Wurzel abschneidet, was man in den meisten Gegenden Schröpfen nennt. Doch wird damit immer trockenes Heu, oder wenn dieses fehlt, Stroh gegeben, um den Durchfall des Viehes, der gerne auf dieses Futter folgt, zu verhüten, und um nicht zu schnell vom Winterfutter ganz zum grünen Futter überzugehen. Man hütet sich sehr, dieses grüne Futter lange auf Haufen

liegen zu lassen, weil es sich leicht dadurch erwärmt, unschmackhaft und ungesund wird. Es wird immer im Stalle, und wenn dort nicht Raum genug ist, außerhalb demselben im Schatten ausgebreitet. Stroh- und Grünfutter werden zusammen auf der Hekselbank miteinander zugleich geschnitten, um es gleichförmig zu mengen, und um das Vieh zu hindern, das letztere herauszusuchen und das erste liegen zu lassen. Dieses wird in vielen Ställen auch zugleich dadurch unmöglich gemacht, daß man Wasser mit saurer Milch darüber gießt. Nach diesem Futter wird immer etwas trockenes Heu gegeben. An die Stelle des geschröpften Weizens tritt allmählig die Lucerne, die von allen andern Futterkräutern am frühesten zum Gebrauche heranwächst. Stroh und Heu werden nun nach und nach vermindert, bis es endlich gegen das Ende des Mai's ganz verschwindet, und grünes Futter allein und vollauf gegeben wird. Endlich kommt der gewöhnliche rothe Klee, der nicht früher gefüttert wird, als bis er seine rothen Blumenköpfe hervortreibt, denn früher ist er ungesund und verursacht leicht Aufblähen. Auch frißt ihn früher das Vieh nicht so gern. Da er nach der Entwicklung der Blüthe nur ungefähr vierzehn Tage lang ein gutes Milchfutter bleibt, so wird er dann für die Heuernte geschnitten, und nun tritt der zweite Schnitt der Lucerne oder grünes Wickenfutter an seine Stelle. Um dieses länger benutzen zu können, säet man in Wiesenbrunn die Wicken zu drei verschiedenen Zeiten, nämlich zwei, vier und sechs Wochen nach der Saat des Sommergetreides. Jenen, welchen es nicht an Wiesen fehlt, kommen diese sehr zu statten, denn man füttert das Gras schon, ehe der rothe Klee zum Futter brauchbar wird, und die Manchfaltigkeit der auf den Wiesen wachsenden Pflanzen erhält diese für die Ernte von grünem Futter länger brauchbar, und eben darum macht auch lang anhaltende trockene Witterung weniger nachtheiligen Eindruck darauf; denn wenn dadurch die Pflanzen, welche sie weniger ertragen, zurück bleiben, so kommen andere um so üppiger hervor, und wenn dem Landwirthe das Kleefeld das Futter versagt, so verläßt ihn die Wiese nicht. Um so mehr verdient sie seine Sorgfalt, vorzüglich, wenn sie bewässert werden kann, oder wenn sie hinlänglich feucht liegt, um die Bewässerung entbehren zu können. Davon überzeugten sich die Bauern in Wiesenbrunn erst vollkommen, als sie ihre Wiesen nach dem Beispiele des Grafen und ihres Mitbürgers Hans Schnee, der es zuerst befolgte, erneuert hatten. Auch wird durch die Erfahrung in jedem Frühlinge in Wiesenbrunn hinlänglich bewiesen, wie nützlich, vorzüglich, wenn man das

Vieh im Stalle füttert, die Lucerne ist, und daß ihr Bau in keiner größern Wirthschaft vernachlässigt werden soll. Sie erhält einen viel größern Werth noch dadurch, daß ihr lang anhaltende Hitze und Trockne weniger nachtheilig wird, als irgend einer andern Futterpflanze, wahrscheinlich darum, weil sie in einem warmen Himmelsstriche zu Hause ist. In Wiesenbrunn ist es nichts seltenes, daß man selbst in einem trockenen und heißen Sommer, wenn alles andere Futter im Ertrage zurückbleibt, drei Schnitte davon erhält. Sie wird auch in der Achtung jedes aufmerksamen Landwirthes, der den Werth eines guten und schönen Viehstandes zu schätzen weiß, vor allen andern Futterkräutern oben anstehen.

Während der Zeit der Sommerfütterung kommen auch die Esparsetteäcker mit ihrem vortrefflichen Futter zu Hilfe. Nie kamen die Bewohner von Wiesenbrunn bei ihrem sorgfältigen und manigfaltigen Futterbaue auch in den nachtheiligsten Jahren in Verlegenheit, denn, wenn auch das eine Futter versagt, so hilft das andere aus der Noth. Sie finden bei dieser Fütterungsweise und bei dieser Verschiedenheit des Futters auch noch einen andern Vortheil. Früher als sie rothen Klee vorzugsweise zur Fütterung anwendeten, wurden manche von ihren Kühen krank, auch verloren sie nicht selten welche im Kalben. Diese Unfälle, welche sie, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, der Fütterung meistens mit rothem Klee zuschrieben, waren seltener geworden von der Zeit an, da sie mit mehreren Arten von Futter abwechseln konnten.

Neben diesen verschiedenen Arten von Futter wird das Unkraut, das man durch das Jäten der Felder gewinnt, nicht verschmäht. Es wird sorgfältig nach Haus getragen, gewaschen und den Kühen vorgelegt. Dieses geschieht vorzüglich von den Taglöhnern, welche nur eine Kuh halten können, und das Unkraut, das ihre Kinder auf den Feldern der Bauern durch Jäten sammeln, nach Haus tragen dürfen. Sie schätzen hiebei vorzüglich den Löwenzahn, den man in vielen Gegenden das Röhrlkraut oder auch Saublume nennt, weil er dem Vieh ungemein gesund ist, sehr gern von demselben gefressen wird, und die Milch vermehrt. Daher wird er auch in manchen Gegenden das Milchgras genannt.

Wenn im September und Oktober die grüne Fütterung weniger wird, so wird allmählig zu anderem Futter und endlich zur Wicken-Fütterung übergegangen. Das erste Futter, das in Wiesenbrunn an die Stelle des grünen Sommerfutters tritt, ist der Weiskohl oder das Weiskraut. In andern Gegenden pflanzt der Bauer davon gewöhnlich nur so viel, als er für seinen Tisch bedarf, oder verkaufen kann. Die

Bauern in Wiesenbrunn haben aber schon lang durch Fromholz und den Verwalter ihn als Futter anwenden gelernt, vorzüglich für die Kühe. Sie pflanzen ihn daher in größerer Menge, als vorher jemals, und mancher fährt im Herbste mehrere tausend Köpfe davon nach Haus. Sie sind im Herbst das vorzüglichste Futter für die Kühe, denn diese geben dann sehr viele Milch und vortreffliche Butter. Sie werden zerschnitten und mit geschnittenem Stroh oder Heksel vermengt, auch immer nach dem Futter etwas Heu gegeben, um dem Durchfall, den die Kühe anfangs leicht davon bekommen, vorzubeugen. Wenn der Kohl anfängt auszugehen, so fängt man an, neben demselben zuerst weiße, dann gelbe Rüben zu füttern, endlich Kartoffeln und Heu, vorzüglich Spergelheu, und so allmählig zum eigentlichen Winterfutter überzugehen.

Verwalter Müller wollte die Verschiedenheit des Werthes der gekochten und ungekochten Kartoffeln als Viehfutter genauer kennen lernen. Er wählte dazu zwei der schönsten Schweizerkühe, deren jede ungefähr zehn Zentner schwer war. Sie fraßen im Durchschnitte, wenn sie ganz allein mit Kleeheu gefüttert wurden, zusammen 60 Pfund täglich. Er gab nun jeder derselben 28 Pfund Kartoffeln und Heu so viel sie fressen mochten. Es fraß nun jede um 14 Pfund Heu des Tages weniger, wodurch die Erfahrung, daß ein Pfund Heu den Werth von zwei Pfund Kartoffeln habe, vollkommen bestätigt wurde. Jede Kuh gab nun bei der Kartoffelfütterung anderthalb Maß Milch des Tages mehr, als zuvor, als sie mit Heu allein gefüttert wurden. Als die Kühe nur 14 Pfund Kartoffeln täglich erhielten, sank der Mehrbetrag der Milch um die Hälfte herab, denn jede Kuh gab jetzt nur um $^3/_4$ Maß mehr, als bei bloßem Heu. Dieses veränderte sich aber sehr, als die Hälfte des Winters herbeigekommen war. Eine Portion von 28 Pfund Kartoffeln ersparte nur noch wenig Heu und vermehrte die Milch beinahe gar nicht. Es wurden nun die Kartoffeln gekocht. 28 Pfund derselben ersetzten nun 18 Pfund Heu und vermehrten die Milch jeder Kuh um $2^1/_2$ Maß. Diese Versuche wiederholte Müller drei Jahre nacheinander, und immer mit dem nämlichen Erfolge, und sie waren die Veranlassung, daß man die Kartoffeln vom neuen Jahre an oder bald darnach immer gekocht gibt, so lang bis wieder grünes Futter gegeben werden kann. Sie beweisen, daß die Kartoffeln, so wie sie an natürlicher Feuchtigkeit verlieren, nach und nach an nährender Kraft abnehmen, welche sie durch das Wasser, das sich durch das Kochen mit ihnen verbindet, und ihre nahrhaften Theile auflöslicher macht, wieder gewinnen.

Bei der Fütterungsweise, welche in Wiesenbrunn beobachtet wird, findet man ganz unnöthig, den Kühen vor dem Kalben besseres Futter zu geben, was vorzüglich in größern Ställen mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfodert, die aber gerade in diesen am wenigsten erwartet werden kann, und wobei die Kühe, wenn sie mit einem male besseres Futter bekommen, sich gerne überfressen. Man sucht auch nicht immer zu verhüten, daß das Futter naß vom Thau oder vom Regen nach Haus komme, was viele für schädlich halten, denn man hat noch nie einen Nachtheil davon erfahren. Doch gibt man, wenn das Futter sehr naß nach Hause gebracht werden muß, vorzüglich, wenn es mehrere Tage nach einander geschieht, nach dem Füttern gerne etwas Heu, eine Vorsicht, welche vielleicht unnöthig ist. Man hütet sich aber, das Futter in der Sonnenhitze zu mähen und nach Haus zu bringen. Dieses geschieht immer am Morgen für das Mittag- und am Abend für das Abend- und Morgenfutter. In den größern Wirthschaften, in welchen das Abendfutter nicht in einem Korbe nach Haus getragen werden kann, sondern gefahren werden muß, werden dafür gewöhnlich die Kühe eingespannt. Diese leichte Arbeit vermindert nicht nur allein nicht die Milch, sondern sie vermehrt sie eher, denn sie vermehrt die Freßlust, und mit dieser die Milch, und ist den Kühen überhaupt gesund und nützlich.

Was vom nach Hause gebrachten Futter länger als einen halben Tag liegen bleiben muß, bleibt nie auf Haufen liegen, sondern wird entweder im Stall oder nahe daran an einem kühlen Orte auseinander geworfen, damit es nicht zu welk werde, oder sich erhitze. Auch wird vor jedem Futter die Krippe sorgfältig gereinigt, und überhaupt für alle Geschirre, in welchen Futter gegeben oder aufbewahrt wird, vorzüglich für jene, welche für gekochtes oder gebrühtes Futter bestimmt sind, die größte Reinlichkeit beobachtet.

Auch für die Reinlichkeit des Viehes selbst wird die größte Sorgfalt getragen. In manchen Ställen anderer Orte wird dem Vieh oft nur sehr sparsam eingestreuet. Die Bauern in Wiesenbrunn aber streuen immer sehr reichlich ein. Wenn die Streu gespart werden muß, wird immer um so öfter ausgemistet, denn man hält es in Wiesenbrunn für weniger schädlich, das Vieh nicht weich genug, als nicht trocken und reinlich genug liegen zu lassen. Man kann ja wohl auch ohne alle Streu, wenn man fleißig ausmistet, das Vieh reinlich und gesund erhalten, obwohl das Einstreuen schon des Düngers wegen höchst

nützlich und wohl auch nothwendig ist. Auch haben die meisten Bauern für eine Viehschwemme in ihren Höfen oder wenigstens in der Nähe derselben gesorgt. Das Vieh wird täglich durch dieselbe hindurch getrieben. Es erfrischt dasselbe und erhält es reinlich und gesund. Auch hat die Gemeinde zwei bequeme Schwemmplätze am Bache zubereiten lassen.

Das Hornvieh wird in Wiesenbrunn durchaus im Stalle gefüttert. Zur Weide wird es nur ausnahmsweise getrieben, wenn man es nämlich für vortheilhaft hält, ein Stück Feld, ehe es geackert wird, noch abweiden zu lassen, z. B. einen ausgehenden Kleeacker oder Spergel, der, um gemähet zu werden, zu kurz geblieben ist.

Mit dieser Behandlungsweise des Hornviehes ist die Gemeinde von Wiesenbrunn binnen einer sehr mäßigen Reihe von Jahren zu einem Viehstande gekommen, der sich vor allen andern im ganzen Lande, selbst vor dem im Gebirge auszeichnet, und sie sucht ihn noch immer durch Sorgfalt und zweckmäßige Pflege zu erhalten und zu verbessern. Um auch in Jahren, welche für die Gewinnung des Futters weniger günstig sind, nicht genöthigt zu sein, das Vieh nicht so gut, wie immer zu nähren, bestreben sich beinahe alle Bauern in diesem Dorfe, immer wenigstens für ein halbes Jahr Vorrath von gutem Heu in Bereitschaft zu haben, um dem allenfalls möglichen Mangel an gutem Futter vorbeugen zu können.

Vierundachtzigstes Kapitel

Die Milchwirthschaft in Wiesenbrunn.

Die Nähe des Gebirges, in welchem die Verfertigung von Käse eine der vorzüglichsten Erwerbsquellen ist, verhindert großentheils den Gewinn, welcher ausserdem durch diese sonst vortheilhafte Benutzung der Milch für die Gemeinde Wiesenbrunn sich ergeben könnte. Die Bauern dieser Gemeinde beschränken sich daher auf die Erzeugung von Butter und Schmalz, und auf das Heranziehen von Vieh zum Verkauf, und der vorzüglich schöne Schlag von Hornvieh, den diese Gemeinde besitzt, macht diese Zucht sehr vortheilhaft. Nur auf dem Maierhofe des Grafen wird Käse gemacht, und die große Anzahl von Melkkühen, welche dort gehalten wird, erleichtert diesen landwirthschaftlichen Betrieb, der mit wenigen Kühen selten Vortheil bringen kann.

Die Art des Buttermachens ist überall so ziemlich die nämliche. Sie kann daher auch in Wiesenbrunn nichts Ausgezeichnetes haben. Sie

unterscheidet sich von der, welche überall angewendet wird, meistens nur dadurch, daß, weil die Kühe das ganze Jahr hindurch gut gefüttert werden, Butter und Schmalz von Wiesenbrunn immer ausgezeichnet gut und schön sind, überall den Vorzug auf dem Markte behalten, und das Pfund immer um ein paar Kreuzer höher im Werthe stehet. Ich habe schon im fünfzehnten Kapitel erzählt, daß die Butter, welche Marie in die Stadt brachte, jeder andern vorgezogen wurde, und wie sie verfuhr, um immer so gute Butter zu erhalten. Ihr Beispiel fand bald in der ganzen Gemeinde Nachahmung, und indem durch die allmählig eintretende Verbesserung der ganzen Feldwirthschaft von Wiesenbrunn und durch die Erweiterung des Futterbaues bald die Kühe im Winter und Sommer gutes Futter erhielten, so kam bald die Butter dieses Dorfes in den guten Ruf, den im Anfang jene von Marie beinahe allein gehabt hatte. Vorzüglich trug die Fütterung mit Lucerne und Esparsette, mit gelben Rüben und Spergel dazu bei. Aber auch die durchaus sorgfältige und reinliche Behandlung der Milch und des Rahms, aus welchem die Butter gemacht wurde, war nothwendig, um die Milcherzeugnisse von Wiesenbrunn in den guten Ruf zu bringen, den sie in der ganzen Gegend weit umher erlangt haben. Wir müssen sie daher etwas näher kennen lernen.

Es ist ganz und gar nicht gleichgiltig, an welchem Ort die Milch aufbewahrt wird. Dieser Ort soll immer so viel möglich gleichförmig kühl und vor allem reinlich und frei von übelriechenden Dünsten und Luft sein. Oft bewahrt man die Milch in Kellern, im Winter auch im geheizten Zimmer in einem Schranke auf. Allein da in den ersten noch andere Dinge aufbewahrt werden, so entstehet darin oft verdorbene Luft und unangenehmer Geruch, welche beide der Milch nachtheilig sind. Ohnehin wird in Kellern die Luft zu wenig erneuert, und wenn dann darin noch manchmal Milch verschüttet wird, was wohl unvermeidlich ist, so entstehet dadurch noch eine säuerliche Ausdünstung, welche die Milch früher gerinnen macht. Maurermeister Maler hatte in allen neuen Bauernhäusern, welche er in Wiesenbrunn baute, wohl darauf Bedacht genommen. Er legte überall neben der Küche einen eigenen Milchkeller an, welcher etwas tiefer als die Küche, aber nicht so tief als die gewöhnlichen Keller liegt. Dieser Milchkeller wurde mit gebrannten Thonplatten gepflastert, und erhielt einen beinahe unmerklichen Abhang gegen eine Seite des Kellers hin, in welchem eine kleine ausgemauerte Grube befindlich ist. Alle Wochen wird

er einmal, im Sommer zweimal mit Wasser begossen und gespült, um alle verschüttete Milch wegzuwaschen. Das Wasser sammelt sich in der Grube und wird dort, wenn nicht ein Abfluß dafür verschafft werden konnte, von Zeit zu Zeit ausgeschöpft und in den Güllegraben des Stalles oder in den Jauchebehälter gegossen. Auch unterläßt man nicht diesen Raum durch Oeffnen der Thüre oder des Fensters oft zu lüften. Die Bauern, welche sich nicht neue Häuser gebauet haben, aber mehrere Kühe besitzen, deren Milchertrag wohl einen kleinen Aufwand werth ist, ließen in ihren Häusern eine ähnliche Milchkammer, so gut, als es die Oertlichkeit erlaubte, zubereiten, und sie hatten nie Ursache, es zu bereuen. Das konnten freilich jene nicht, welche nur eine oder nur ein paar Kühe haben. Diese mußten wohl bei der alt-hergebrachten Weise, die Milch aufzubewahren, bleiben, und sie haben keinen Nachtheil davon, wenn sie nur die dabei nothwendige Reinlichkeit beobachten.

Es ist nichts weniger als gleichgiltig, in welcher Art von Gefäßen die Milch aufbewahrt wird. Ausserdem, daß sie die Reinlichkeit erleichtern sollen, müssen sie auch eine Gestalt haben, welche die Absonderung des Rahms auf die Oberfläche der Milch begünstigt. Gewöhnlich findet man flache irdene Schüsseln als Milchgefäße angewendet. Dieser bediente sich, wie die Weiber der übrigen Bauern, auch Georgs Marie. Da sie aber nur wenig Milch fassen können, so bestellte Georg bei dem Töpfer in der Stadt Schüsseln von einer etwas abgeänderten Form, wodurch sie mehr fassen konnten, ohne darum mehr Raum einzunehmen. Sie erhielten nämlich rund umher einen beinahe senkrechten Rand, statt daß die gewöhnlichen Schüsseln nur über dem schmalen Boden einige Tiefe haben, und dann flach gegen den Rand hin sich erweitern. Er ließ diese Milchgefäße neun Zoll weit und drei Zoll tief machen, wodurch sie ungefähr dritthalb Maß halten. Als er in der Folge bemerkte, daß die Glasur hie und da etwas von der sauren Milch litt, und er es dem Töpfer bemerkte, sagte ihm dieser, daß alle Glasur der gewöhnlichen Töpferarbeiten Blei enthalte, und eben darum nach längerem Gebrauche von Säuren angegriffen werde. Er versprach ihm Milchgefäße zu machen, deren Glasur kein Blei enthalten solle. Er machte sie, und sie blieben von der sauren Milch unangegriffen. Es ist Schade, daß die gewöhnlichen Töpfer diese Glasur zu machen nicht verstehen. Bald fanden diese Milchgefäße in allen Haushaltungen von Wiesenbrunn Eingang, und der Töpfer bekam deren genug zu machen. Der Graf wollte aber auf seinem Maierhofe keine

thönernen Milchgefäße. es würden deren ihrer Gebrechlichkeit wegen bei dem großen Bedarf derselben zu viele nöthig geworden sein. Er ließ hölzerne Gefäße verfertigen, die 15 Zolle weit und 3½ Zolle tief sind. Sie werden jedesmal, wenn sie leer sind, vierundzwanzig Stunden lang in einen Trog, in welchen fortwährend Wasser fließt, gelegt, jede Woche mit heißem Wasser, und wenn sich deßungeachtet eine Spur von Säure in diesen Geschirren zeigt, mit heißer Lauge ausgebrühet. Der größern Dauerhaftigkeit wegen sind sie, statt mit hölzernen, mit kupfernen Reifen gebunden.

In kleinen Wirthschaften muß die Butter aus saurem Rahm gemacht werden, weil man den Rahm von mehreren Tagen sammeln muß, um ihn in Butter zu verwandeln. Sie wird aber von süßem Rahm viel besser und schmackhafter. Wo man Kühe genug hat, um täglich Butter machen zu können, soll man den Rahm nie sauer werden lassen. Viele glauben, daß man mehr Rahm und folglich auch mehr Butter erhalte, wenn man die Milch vor dem Abrahmen sauer werden lasse. Allein die Erfahrung bestätigt diese Meinung keineswegs. Zur vollkommenen Absonderung des Rahms sind im Sommer zehn bis zwölf Stunden, im Winter bis zu sechsunddreißig Stunden nothwendig. In Wiesenbrunn machen alle Bäuerinnen, welche so viel Milch erhalten, daß sie alle Tage Butter machen können, diese immer von süßem Rahm, und ihre Butter ist um vieles besser, als jede andere. Sie schöpfen täglich den Rahm mit großen flachen hölzernen Löffeln ab. Zum Buttermachen oder Ausrühren werden Geschirre verschiedener Art angewendet. Die einen haben stehende Kübel, sogenannte Rührkübel, in welchen der Rahm gestoßen wird. Diese Weise Butter zu machen ist aber etwas mühsam, vorzüglich, wenn man viele Butter zu machen hat. Die meisten bedienen sich daher der sogenannten Butterfässer, welche mit dem Rahm umgetrieben werden, doch bemerkt man, daß in diesen die Butter sich etwas langsamer absondert, als in den Rührkübeln. Verwalter Müller sagte den Weibern, daß dieses daher komme, daß, wenn die Butter sich früher absondern soll, die in dem Rührfasse über dem Rahm befindliche Luft öfter erneuert werden müsse. In den Rührkübeln sei sie nicht völlig eingeschlossen, wie in den Fässern und die Bewegung des Rührstockes trage darin sehr zur fortwährenden Erneuerung der Luft bei. Daher werde darin die Butter früher fertig. Wenn sie in den Butterfässern eine kleine Oeffnung machen, diese mit einem Zapfen verstopfen und während dem Buttern öfters öffnen wür-

den, um frische Luft hineinzulassen, so würden sie in denselben ebenfalls früher Butter erhalten. Auch wenn der Rahm zu warm oder zu kalt ist, will oft keine Butter werden. Sie verrichten daher während großer Sommerhitze dieses Geschäft gewöhnlich im Milchkeller.

Von der großen Menge von Butter, welche in Wiesenbrunn gemacht wird, kann natürlicher Weise nur der geringere Theil derselben als solche verkauft werden. Der größte Theil wird in Schmalz verwandelt. Sie wird nämlich, wie es im ganzen südlichen Deutschland jedem Bauernweibe bekannt ist, geschmolzen und in irdene Hafen, größere Mengen aber in eigens dafür bestimmte hölzerne Gefäße gegossen, und dann als Schmalz verkauft. Im nördlichen Deutschland, in den Niederlanden und in England kennt man diese Weise, die Butter aufzubewahren, wenig oder gar nicht. Sie wird dort gesalzen und dann als gesalzene Butter verwendet oder verkauft, und weit, z. B. aus Holstein nach England verführt. Man findet dort, um die Butter auf diese Weise haltbar zu machen, vor allem nothwendig, die molkigen Theile und die noch darin befindliche Buttermilch vollkommen abzusondern. Man wäscht daher die Butter zuerst sorgfältig, und sucht dann das noch darin befindliche Wasser durch Kneten sorgfältig daraus zu entfernen. Was davon zurückbleibt, wird vom Salze, womit die Butter durchknetet wird, eingesogen. Enthält sie noch viel Wasser, so ist auch mehr Salz nothwendig. Man reicht manchmal mit einem Pfunde Salz für zwanzig Pfund Butter aus; ist aber diese nicht ganz wasserfrei, oft kaum mit fünf Pfunden. Sie wird in Töpfe, größere Mengen in kleine Fässer eingeschlagen. Es muß sorgfältig darauf gesehen werden, daß kein hohler Raum darin zurückbleibt, denn an solchen Stellen verdirbt sie leicht, und das Verderben verbreitet sich dann leicht weiter. Für Gegenden, in welchen gute Butter gemacht wird, oder in der Jahreszeit, in welcher sie besser, als zu anderer Zeit ist, z. B. im Mai, dürfte das Einsalzen der Butter auch bei uns Nachahmung verdienen.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Wie man in Wiesenbrunn das Hornvieh mästet.

Wenn die Bauern in Wiesenbrunn Hornvieh fett machen wollen, so ziehen sie wie alle Landwirthe immer den Winter dafür vor, weil man gewöhnlich Ochsen dazu widmet, die bei nun aufhörender Feldarbeit entbehrlich werden. Auch sind sie nach eingebrachten Früch-

ten und Futter aller Art erst jetzt vollkommen im Stande, zu ermessen, ob und wie viel Futter sie für Mastvieh übrig haben. Es kommt dann vor allem darauf an, ob es vortheilhafter ist, die jetzt entbehrlichen Ochsen nur so weit zu Fleisch kommen zu lassen, um sie mit befriedigendem Vortheile an den Metzger verkaufen zu können, oder sie ganz auszumästen. Zu dem letztern entschließen sie sich gewöhnlich nur, wenn die Körnerfrüchte wohlfeil sind, weil man diese für vollkommene Mastung, wenigstens gegen das Ende derselben, selten ganz entbehren kann. Sie wählen dazu gewöhnlich Ochsen von sechs bis acht Jahren und nicht jünger, weil sie bis dahin noch zur Arbeit am nützlichsten sind, und in diesem Alter noch leicht zu Fleisch und Fett kommen, uud für den Metzger am brauchbarsten sind.

Bei einer Zusammenkunft des Wirthschaftsvereins kam einst das Mästen des Hornviehes zur Sprache. Der alte Schulz bemerkte, daß er oft wenig Gewinn, ja oft Verlust am Mästen gehabt habe, wenn die Mastthiere zu lange Zeit gebraucht hatten, um hinlänglich fett zu werden. Das ereignet sich wohl oft, sagte hierauf Verwalter Müller. Es kommt beim Mästen des Viehes, um den möglich größten Vortheil davon zu haben, sehr viel darauf an, daß es, sobald wie möglich, fett werde. Man muß das Futter, das man während der Mastungszeit gibt, als zweierlei Futter, wovon jedes zu einem andern Zweck gegeben wird, betrachten. Ein Theil dieses Futters ist nämlich nothwendig, um das Thier, das man mästen will, in dem Zustande zu erhalten, in welchem es sich am Anfange der Mastung befindet. Man kann es das Nahrungsfutter nennen. Nur, was es darüber erhält, sei es an Menge oder an nährender Kraft, ist eigentlich Mastfutter, und dieses ist der andere Theil des Futters. Wenn wir den ersten Theil allein betrachten, so sehen wir leicht ein, daß er nicht allein keinen Gewinn, sondern vielmehr Verlust bringt, denn das Thier stehet, während es ihn verzehrt, müßig im Stalle und bringt nichts hervor, als Dünger, der aber nicht so viel werth ist, als das Futter, woraus er entstehet. Es ist daher nur der andere Theil des Futters, das Mastfutter nämlich, welcher Gewinn bringen kann. Allein, so lange man dieses geben muß, muß man auch das erste geben, und wenn man dieses zu lange geben muß, so wiegt es allen Vortheil, den das zweite bringt, auf, und so kann es leicht geschehen, daß eine zu lang dauernde Mast nicht nur keinen Gewinn, sondern sogar Verlust bringt, das Maststück mag dabei so fett werden, wie immer. Es ist daher wesentlich

nothwendig, die Mast nach Möglichkeit zu beschleunigen, um so wenig wie möglich von dem ersten Theile des Futters, der keinen Gewinn bringen kann, zu bedürfen. Dazu sind vorzüglich drei Dinge nothwendig: erstens, daß man nur solches Vieh in die Mast stellt, das leicht und bald zunimmt und fett wird; zweitens, daß man möglich nahrhaftes Futter gibt, und drittens, daß man es dahin bringt, daß das Vieh es gern frißt, und möglich viel davon verzehrt. Um das Vieh, das sich leicht mästet, von anderm, das nicht so leicht fett wird, unterscheiden zu lernen, dazu hilft keine Beschreibung. Es gehört ein geübtes Auge und das Gefühl der Hand beim Anfühlen des Viehes dazu, das man nicht beschreiben kann.

Schulz: Ja wohl. Viele haben es gleich weg. Mancher lernt es in seinem Leben nicht. Diese thun immer wohl, wenn sie andere, die das Ding besser verstehen, um Rath fragen. Ich gehöre wohl selbst unter diese, und gebe gern meinen Rath.

Müller: Und ohne den Rath erfahrner Leute soll wohl Niemand, der sich nicht selbst Rath zu schaffen weiß, aber dennoch des Gewinnstes sicher sein will, Vieh in die Mast stellen. Bemerkt er übrigens, daß ein Stück Vieh, das er in die Mast gestellt hat, nur langsam zunimmt, so thut er immer am besten, es, statt die Mast fortzusetzen, sobald wie möglich wegzugeben. Die verschiedenen Arten von Futter, die bald und gut mästen, kennen wir so ziemlich alle: doch ist es nicht so ganz bekannt, welche in jedem Falle den Vorzug vor andern verdienen. Gutes Heu ist immer ein Theil jedes Mastfutters für Hornvieh. Lucerneheu ist dazu gewöhnlich besser, als Heu von rothem Klee und Wiesenheu. Das beste aber ist das Esparsetteheu. Man kann damit ganz allein Ochsen mästen, was man mit allem andern Heu nicht kann. Von den Rübenarten ist die beste die gelbe Rübe, aber besser, als alle andern Wurzelgewächse sind die Kartoffeln. Das beste und wirksamste Mastfutter sind die Getreidearten, nur Schade, daß sie oft dafür zu theuer sind. Die nahrhafteste von den gewöhnlichen Getreidearten ist die Gerste, doch wird sie noch weit vom Wälschkorn übertroffen, das unstreitig das beste Mastfutter unter allen andern Futterarten ist. Sehr nützlich werden auch die Träbern aus den Bräuhäusern und das Brandweinspülig zur Mast verwendet. Aber dieses Futter kann nicht jeder haben. Doch welche Futterarten zur Mastung brauchbar, und welche derselben besser sind, als andere, darüber kann ich euch wenig Neues sagen, aber wohl über die Zubereitungsart von

manchem derselben, wodurch man sie viel nützlicher und nahrhafter machen kann, als sie in ihrem natürlichen Zustande sind.

Weismann: Wir haben hievon schon einen Beweis an den Kartoffeln, welche, wenn sie gegen die Hälfte des Winters und noch mehr gegen den Frühling hin an Güte abnehmen, durch das Kochen wieder so viel an Nahrhaftigkeit gewinnen, daß sie die Milch wieder wenigstens um eben so viel, als gleich nach der Ernte vermehren.

Müller: Eben in dem Kochen bestehet eine der wirksamsten Zubereitungsarten des Mastfutters, wodurch es nahrhafter gemacht werden kann. Ich werde vielleicht bald Gelegenheit haben, euch von den großen Vortheilen zu erzählen, die man durch längeres Kochen für die Ernährung der Menschen erlangt hat. Wenn man einem arbeitsamen Mann nur zwölf Loth feste Speise, die in der rumfordischen Suppe enthalten ist, geben wollte, so würde er gewiß bald durch empfindlichen Hunger leiden; allein er ißt sich an diesen zwölf Lothen satt, sobald sie durch langes Kochen in jene Suppe verwandelt worden sind. Macht einmal den Versuch, und eßt so viel Brod, als nöthig ist, um euch vollkommen satt zu essen, und verwandelt das nächste mal eben so viel Brod, als ihr verzehrt habt, durch ziemlich langes Kochen in einen dicken Brei, und ihr werdet kaum im Stande sein, mit einem male, wie vorher mit dem trocknen Brode, damit fertig zu werden. Eben so wird das Getreide gewiß nährender, wenn es in Brod verwandelt wird, als wenn man es roh oder blos zermalmt verzehren wollte. Warum sollen wir diesen Vortheil nicht auch für das Futter unserer Hausthiere benutzen? Die einzige Einwendung, die man dagegen machen kann, ist der Aufwand an Holz, und dieser mag auch wohl die wichtigste Ursache sein, daß man das Kochen des Futters bis jetzt so wenig anwendet. Allein man darf hier nicht unbeachtet lassen, daß die meisten Feuerungsanstalten schlecht und Holz verschwendend sind, und daß man sie gar wohl so einrichten kann, daß man mit einem Dritttheil des Holzes und wohl noch weit weniger, das man jetzt darin verbrennt, ausreicht, wie ihr wohl selbst schon an den Heizanstalten, die euch Maurermeister Maler eingerichtet hat, erfahren habt, und daß es, vorzüglich bei nicht ganz kleinen Kesseln, ganz oft möglich ist, das, was darin ist, sobald es einmal zum Sieden gekommen ist, lang, ohne etwas Holz nachzulegen, siedend zu erhalten, oder wenigstens siedend heiß, was die nämliche Wirkung, wie das wirkliche Sieden hervorbringt, wie sich schon mehrere von Euch bei dem Kochen des Futters für die Kühe überzeugt

haben. Noch mehr Ersparung an Holz ist bei dem Kochen der Kartoffeln möglich, wenn man sie im Wasserdampfe kocht. Ihr habt ja auf dem Maierhofe schon alle gesehen, daß mit einem kleinen Kessel ein ganzes Scheffel Kartoffeln gekocht werden kann. In Gegenden, in welchen das Holz nicht übermäßig theuer ist, und noch mehr, wo man Torf erhalten kann, können diese Vortheile zum Futterkochen um so leichter benutzt werden. Für die Ochsen, die auf dem Maierhofe des Grafen gemästet werden, werden die Kornfrüchte, die man gegen das Ende der Mastung gibt, zu grobem Mehl gemahlen oder auch blos geschrotten, und ehe sie mit den in Dampf gekochten Kartoffeln gemengt werden, immer zu einem dicken Brei gekocht. Das Vieh frißt sie auf diese Weise viel lieber, und wird schneller fett davon, als von irgend einem andern Mastfutter. Auch die Schweine können auf eine ähnliche Weise gemästet werden.

Georg: Ich füttere auf diese Weise schon seit langer Zeit meine Schweine, meine Schwäger folgen meinem Beispiele und wir finden es alle sehr vortheilhaft.

Müller: Und alle andern, welche diesem Beispiele folgen werden, werden es ebenfalls finden. Man wird auf diese Weise ganz gewiß ein gutes und schnell mästendes Futter erhalten, es kommt nur noch darauf an, zu bewirken, daß das Vieh es immer gern, und eben darum viel davon frißt. Es frißt zwar immer das Futter gern, das ihm schmeckt. Allein es geht ihm hiebei, wie uns Menschen. Wenn es auch das wohlschmeckendste Futter lange ohne Abwechslung erhält, so frißt es sich endlich daran satt und bekommt wohl gar manchmal eine Abneigung dagegen. Man wird daher immer wohl thun, mit dem Futter manchmal abzuwechseln, um die Freßlust zu erhalten.

Schulz: Das habe ich schon längst bemerkt. Auch ist mir nicht entgangen, wie viel zur schnellern Mastung die vollkommene Ruhe beiträgt. Darum sind wohl in Ihrem Maststall die Fenster zum Theile geschlossen, so daß es immer ziemlich dunkel darinnen ist.

Müller: Das trägt viel zum schnellen Fettwerden bei. In einem halbdunkeln Stall bleibt das Vieh viel ruhiger, und bleibt viel länger liegen, ja zuletzt stehet es beinahe nur mehr zum Fressen auf. Daß es bei dieser Ruhe bälder fett wird, ist leicht einzusehen. Freilich kann man diesen Vortheil nur in größern Wirthschaften vollkommen benutzen, in welchen man einen eigenen Maststall haben kann, aber nicht,

wo man das Mastvieh bei dem übrigen Vieh stehen lassen muß, weil diesen die Dunkelheit nicht so vortheilhaft ist.

Durch die Erfahrung und die Belehrung des Verwalters waren die Bauern nach und nach zu einem Verfahren in dem Mästen ihres Viehes gelangt, das sich ihnen immer als das vortheilhafteste erwies, und bald in der ganzen Gegend allgemein wurde. Es bestehet in der Hauptsache in Folgendem:

Man hält eine fortgesetzte unabänderliche Ordnung im Füttern des Mastviehes, so daß es immer genau zur nämlichen Zeit sein Futter erhält. Gewöhnlich legt sich das Hornvieh, besonders das Mastvieh, nieder, wenn es gefressen hat, und das letztere bleibt, vorzüglich wenn der Stall etwas dunkel ist, zuletzt beinahe immer liegen, bis es wieder Futter bekömmt, was ungemein zum schnellen Fortschreiten des Fettwerdens beiträgt. Kein Bauer, welcher diesen Vortheil benutzen kann, unterläßt es; und mehrere haben sich in ihrem Viehstalle einen eigenen Verschlag machen lassen, in welchen sie ihre Mastochsen stellen. In diesem wird die Streu nicht gespart, damit die Thiere weich liegen, und der ihnen so gedeihlichen Ruhe bequemer pflegen können. Zudem ist Reinlichkeit, welche durch die Streu ungemein befördert wird, für alles Vieh, vorzüglich das Mastvieh, ungemein nützlich, man darf wohl eher sagen, nothwendig. Man striegelt es daher in Wiesenbrunn, wie die Pferde öfter. Dieses ist vorzüglich dann sehr nützlich, wenn das Vieh anfangt die ältern Haare zu verlieren, und neue zu bekommen, was bei dem Anfange des Fettwerdens beinahe immer geschieht. Dann wird die Unterlassung des Striegelns beinahe immer nachtheilig für das Fortschreiten der Mastung. Wer in dieser Zeit das Vieh aufmerksam beobachtet, wird leicht bemerken, daß das Striegeln demselben eine angenehme Empfindung macht.

Im Anfange der Mast wird ganz allein gutes Heu gegeben, so viel der Ochse fressen mag. Es beträgt gewöhnlich 30 Pfund täglich. Wenn er gefressen hat, wird ihm etwas Stroh vorgeworfen. Später gibt man Heu und Kartoffeln, gewöhnlich anfangs ein paar Pfund, die man nach und nach bis zu zehn Pfund vermehrt. Der Ochs frißt gewöhnlich statt jedem Pfund Kartoffel um zwei Pfund Heu weniger. Wenn man Oelkuchen von Reps oder Mohn hat, so werden zwei oder drei Pfund des Tages, dafür aber etwas weniger Kartoffel gegeben. Man zertheilt sie in Wasser und gießt sie auf das übrige Futter. Doch wird diese Zugabe erst gegen das Ende der Mästung, dann aber auch

vier bis fünf Pfund gegeben. Auf diese Weise kann ein Ochs in sechszehn längstens in zwanzig Wochen fett gemacht werden. Ist Getreide wohlfeil oder ist Wälschkorn vorräthig, dessen Anbau nach Müllers Rath und Beispiel bei den meisten Bauern Eingang gefunden hat, so wird die Mast mit diesem vollendet. Das Vieh nimmt dadurch schnell an Gewicht zu und wird viel fetter, als wenn es auf gewöhnliche Weise zur Mast gefüttert wird. Man unterläßt daher selten, die Mast auf diese Weise zu vollenden, obwohl man längst gefunden hat, daß gutes Heu besonders Esparsetteheu, Rüben, vor allem gelbe Rüben und Kartoffeln dazu hinreichen. Meistens zieht man unter den Getreidearten, wenn man keinen Mais hat, Gerste vor. Sie wird, so wie der Mais geschrotten oder zu grobem Mehl, wovon keine Kleie abgesondert wird, gemahlen, zu einem Brei gekocht, mit ungefähr doppelt so viel in Wasserdampf gekochten Kartoffeln zusammengerührt, und dem Viehe immer nach dem übrigen Futter eine Portion davon vorgelegt, die es, vorzüglich wenn Salz darunter gemengt ist, mit größter Begierde verzehrt und schnell an Gewicht und Fett dadurch zunimmt Mit ebenfalls großem Vortheile werden Weizen-, Roggen- oder Gerstenkleien gekocht, und mit den Kartoffeln gemengt gefüttert, und mehrere Bauern kaufen Kleien aller Art von den Müllern in der Stadt, weil sie einen großen Vortheil dabei finden, wenn sie außer jenen, welche ihnen ihr eigenes Getreide, das sie für sich mahlen lassen, gibt, auch noch gekaufte, ihrem Vieh zu fressen geben.

Der Graf hatte für seinen Maierhof eine Wage machen lassen, auf welcher das Vieh lebend gewogen werden kann. Sie hat ungleich lange Wagebalken, so daß 10 Pfund Gewicht an einem derselben 100 Pfund an der andern das Gleichgewicht halten. Die eine Wagschale, welche für das größere Gewicht bestimmt ist, ist groß genug, um ein Stück Vieh darauf stellen zu können, und mit einem Geländer umgeben. Die Nützlichkeit dieser Wage wurde bald allen einleuchtend. Man kann darauf genau die Zunahme des Mastviehes an Gewicht wahrnehmen, und man ist dann bei dem Verkaufe desselben weniger von der Willkühr des Metzgers abhängig. Auch ist eine solche Wage noch zu gar vielem andern in der Feldwirthschaft mit großem Nutzen brauchbar. Mehrere Bauern äußerten den Wunsch, eine solche Wage zu besitzen. Allein sie war ihnen zu theuer. Verwalter Müller rieth ihnen, sich eine hölzerne Wage dieser Art machen zu lassen, die so gar viel nicht kosten könne. Es ist ja hier um eine sehr große Genauigkeit eben

nicht zu thun, und es ist nicht schwer, eine hölzerne Wage zu machen, welche das Gewicht bis auf ein Pfund vom Zentner ziemlich genau angibt, und das ist für den Zweck, für welchen diese Wage bestimmt ist, genau genug. Tull war der erste, der sich eine solche Wage machen ließ, wobei ihn Maurermeister Maler mit seinem Rathe unterstützte, und sich oft bei dem Tischler und dem Schlosser, welche sie machten, einfand, bis sie fertig war. Es war nichts von Eisen daran, als die Zapfen, in welchen die Wage hing und sich bewegte, und die Haken, an welchen die Wagschalen hingen. Tull überzeugte sich bald von der hinlänglichen Genauigkeit und dem Nutzen dieser Wage, und da sie nur einige Gulden kostete, so ließen bald mehrere Bauern in Wiesenbrunn sich ebenfalls welche anfertigen. Das Mastvieh wurde nun fleißig gewogen, und es wird wohl vielen angenehm sein, hier etwas von den Ergebnissen der Mastung, die man in Wiesenbrunn durch diese Wagen erhielt, zu erfahren.

Wenn ein starker Ochs, kleine und schwache hatte man in Wiesenbrunn nicht, mit 30 bis 36 Pfund Heu täglich, oder mit einer der nährenden Kraft dieses Heues entsprechenden Zahl von Pfunden anderen Futters, wie Rüben, Kartoffel u. a. gefüttert wird, so gewinnt er dadurch im Durchschnitte täglich an Gewicht 2 Pfund oder in der Woche 14 Pfund. Die Mastzeit dauert meistens sechszehn Wochen, denn diese Zeit findet man gewöhnlich am vortheilhaftesten. In dieser Zeit verzehrt ein Mastochs, wenn er mit Heu allein gefüttert wird, ungefähr vierzig Zentner Heu. Erhält der Ochs täglich 15 Pfund Heu und 40 Pfund Kartoffeln, so frißt er während dieser Zeit 17 Zentner Heu und ungefähr 45 Zentner Kartoffeln. Manchmal setzt man die Mastung an zwanzig Wochen lang fort. Der Ochs kann während sechszehn Wochen um 220 bis 230, während zwanzig Wochen um 280 bis 300 Pfund am Gewichte zunehmen. Werden gegen das Ende der Mastungszeit noch Oelkuchen oder ein Brei von Gerste oder Mais und Kartoffeln gegeben, so beträgt die Gewichtzunahme um 20 oder 30, wohl auch manchmal 40 Pfunde mehr. Rechnet man das Pfund dieser Gewichtszunahme im Werthe zu 8 Kreuzer, so kann die Zunahme des Ochsen an Geldwerth nach 16 Wochen 30 bis 33 fl. und nach 20 Wochen 36 bis 40 fl. und darüber betragen. Wenn man den Werth des Futters zu einem Preise anschlagt, wie der Landmann, der es nicht immer nach dem gewöhnlichen Marktpreis rechnen kann, so findet man, daß es ihm durch die Mastung reichlich genug vergütet

wird, vorzüglich, wenn man noch den Werth des Düngers, den er während der Mastzeit erhält, hinzurechnet. Wenn man annimmt, daß 100 Pfund Heu 180 Pfund Mist, und 100 Pfund Kartoffeln 70 Pfund Mist geben, und wenn man dem Ochsen täglich 10 Pfund Streu gibt, die den Düngerhaufen mit 20 Pfund Mist vermehren, so wird man den Mist, den ein Mastochse während 16 Wochen gibt, zu fünf Fuhren, und in 20 Wochen zu wenigstens sechs Fuhren annehmen können.

Ungeachtet das Mästen der Ochsen den Bauern in Wiesenbrunn einen ansehnlichen Vortheil gewährt, so glauben sie doch nicht, es als einen regelmäßigen Erwerbszweig ansehen zu dürfen. Sie glauben in den meisten Fällen darin nur ein Mittel zu sehen, die Ochsen, welche sie im Winter nicht mehr nöthig haben, oder welche die Jahre erreicht haben, in welchen sie für den Metzger am brauchbarsten sind, und im Frühling besser mit jüngern ersetzet werden, mit größerm Vortheile zu verwerthen. Sie bestreben sich daher immer, gegen das Ende des Herbstes über den gewöhnlich nothwendigen Futtervorrath noch so viel Futter übrig zu behalten, als für das Mästen dieser Ochsen erfodert wird. Nur ein für die Futterernte ungünstiges Jahr kann sie veranlassen, ihre entbehrlich gewordenen Ochsen mit dem Eintritte des Winters ungemästet zu verkaufen. Blos allein für die Mast gekaufte Ochsen in den Stall zu stellen, glauben sie, so lange sie das Futter nicht minder nützlich für die Milch gebenden Kühe verwenden können, Hauswirthen überlassen zu müssen, welche in dafür günstigeren Verhältnissen sind, wie z. B. Besitzer von Bräuhäusern, Brennereien u. dgl. vorzüglich, nachdem sie Verwalter Müller mehrmals, wenn von dem Mästen der im Herbste entbehrlichen Ochsen die Rede war, auf das gute Gedeihen der Kühe der Taglöhner, ungeachtet sie zur Arbeit gebraucht wurden, aufmerksam gemacht und dabei immer die Meinung geäußert hatte, daß, die Bauern, welche für ihre Feldarbeiten Ochsen halten, wenn sie sich für die leichtern dieser Arbeiten zum Theile der Kühe bedienen und dafür weniger Ochsen halten würden, sich dadurch einen nicht unbedeutenden Vortheil sichern könnten, weil die Kühe neben der Arbeit noch Milch und Butter geben, und dabei, wenn man sie nur mäßig zur Arbeit anstrengt, gesunder bleiben, und nur unbedeutend oder gar nicht weniger Milch geben, während der Ochse, außer der von ihm geleisteten Arbeit, nur noch Dünger bringt.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß der Eigenthümer einer

nicht weit entfernten ansehnlichen Gerberei, nachdem die Viehzucht in Wiesenbrunn auf einen höhern Grad von Vollkommenheit gelangt war, immer die Häute der Kühe und Ochsen dieses Dorfes lieber kaufte, und auch etwas theurer bezahlte. Er hatte nämlich gefunden, daß sie besseres Leder, als die von anderem Viehe aus der Umgegend gaben. Graf von Ranfels äußerte, als er dieses erfuhr, daß ihn dieses gar nicht wundere. Er habe, als er während seiner Reisen in England war, wahrgenommen, daß man dort die Häute von inländischem Hornvieh aus der nämlichen Ursache den ausländischen Häuten vorziehe, weil in beinahe keinem anderen Lande mehr für die Erhaltung eines schönen und ausgezeichnet kräftigen Schlages von Hornvieh Sorge getragen werde, als in England. Man würde gewiß auch in Deutschland bald eben so gutes Leder als in England machen können, wenn man eben so viel auf die Zucht und Pflege des Hornviehes, wie dort, verwenden würde, denn die englische Weise, das Leder zu gerben, sei in Deutschland kein Geheimniß mehr.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Wie in Wiesenbrunn die Pferde gefüttert werden.

Auf welche Weise Graf von Ranfels die Pferdezucht in und um Wiesenbrunn auf die den Bedürfnissen des Landmanns entsprechendste Weise zu verbessern gesucht hat, haben wir im zweiundachtzigsten Kapitel gesehen. Wir wollen nun noch die Fütterungsweise, die in Manchem von der gewöhnlichen abweicht, kennen lernen.

Das gewöhnliche Futter der Pferde ist Haber und Heu und geschnittenes Stroh. Man gibt Ackerpferden gewöhnlich ungefähr 8 Pfund Haber und 10 bis 12 Pfund Heu des Tages, bei anstrengender Arbeit auch 10 bis 12 Pfund Haber und auch etwas mehr Heu und geschnittenes Stroh. Man füttert den Pferden auch manchmal Roggen oder Gerste, letztere gerne gebrochen, weil sie sonst zum Theil unverdauet durchgehet. Diese beiden Körnergattungen sind als Pferdefutter wohl so gut, wie Haber, nur muß man etwas mehr geschnittenes Stroh damit vermengen. Noch vortheilhafter wird der Haber durch die Hülsenfrüchte, durch Wicken, Erbsen oder Bohnen, namentlich durch die bekannten Pferdebohnen ersetzet. Immer aber macht die Körnerfütterung das Halten der Pferde für viele Landwirthe zu kostbar, und man hat oft versucht, sie mit Wurzelgewächsen zu ersetzen. Wir wissen bereits,

daß Fromholz anfangs seine Pferde mit Kartoffeln und später mit gelben Rüben fütterte, und daß sie bei den Rüben, aber nicht bei den Kartoffeln kräftig blieben. Der Graf und der Verwalter, welche zwar auch die gelben Rüben als Pferdefutter benutzten, entsagten aber darum doch nicht der Anwendung des Habers. Sie fütterten mitunter auch Gerste und Roggen, allein sie suchten diese Körner verdaulicher und nahrhafter zu machen, theils indem sie dieselben auf der Mühle brechen, theils zu Mehl machen und in Brod verwandeln ließen. Alles dieses war den Landwirthen in Wiesenbrunn größtentheils neu, und es gab einst bei einer Zusammenkunft des Wirthschaftsvereins zwischen den Mitgliedern desselben und dem Verwalter Müller hierüber eine lange Unterredung.

Es ist gar nichts Neues, sagte Müller, die Pferde mit etwas anders als Haber oder überhaupt als Körnern zu füttern. In den Rheingegenden habe ich gefunden, daß es hie und da etwas gewöhnliches und althergebrachtes ist, die Pferde mit Runkelrüben und Häcksel ohne alle Körner zu füttern. Sie bleiben bei jedem dieser Futter vollkommen bei Kräften, doch behaupten unter allen Wurzelgewächsen die gelben Rüben den Vorzug. Die Fütterung mit Brod als regelmäßiges Futter ist bei uns noch ungewöhnlicher, deßungeachtet nicht weniger gut und empfehlenswerth. Man kann ja täglich sehen, daß man den Kutschen- und Fuhrpferden, wenn man sie auf dem Wege ausruhen läßt, Brod zu fressen gibt. Es muß deßungeachtet den meisten als sonderbar erscheinen, wenn man für die Pferde Brod backt, da wir nur für uns Brod zu backen gewohnt sind. Allein man kann hier wohl fragen, warum soll, da wir so manche Nahrungsmittel mit unsern Hausthieren gemein haben, die Zubereitung, wodurch wir sie für uns nahrhafter und gesunder machen, nicht auch für unsere Pferde, Kühe und Ochsen mit Nutzen angewendet werden können? Daß alle unsere Getreidearten in der Regel für uns gesunder und nahrhafter werden, wenn wir den daraus verfertigten Teig erst gähren lassen, und dann backen wissen wir längst, auch für die meisten Mehlspeisen, bei welchen der Teig nicht in Brod verwandelt wird, läßt man diesen zuerst gähren. Nur in wenigen Fällen wird dieses unterlassen, dann aber wird der Teig meistens in dünne Blätter oder in Faden wie z. B. in den Nudeln, ausgedehnt, weil er sonst schwer verdaulich sein würde. Genießt man die Getreidekörner auf andere Weise, so werden sie durch Kochen in einen Brei oder in eine Suppe verwandelt, und dadurch genießbarer

gemacht, wie dieses z. B. mit dem Reis und der Gerste geschieht. Daß Körnerfrüchte durch Kochen zum Mastfutter brauchbarer gemacht werden können, wissen wir ja längst, warum sollte es nicht eben so wohl für das Pferdefutter geschehen können. Längst schon haben es fleißige und nachdenkende Landwirthe versucht. Ich will einen dieser Versuche erzählen, der schon vor mehr als achtzig Jahren gemacht worden ist.

Ein schwedischer Landwirth ließ eine Tonne Roggen und eine Tonne Haber mahlen und Brod daraus backen. Dieses wurde getrocknet, gestoßen und mit geschnittenem Stroh in dem Verhältniß, in welchem man es mit dem Haber zu vermengen pflegt, den Pferden gegeben. Zu gleicher Zeit wurde, wie sonst, Heu gefüttert. Dieses aus zwei Tonnen Körnern gebackene Brod ersetzte sechs Tonnen Haber. Die Pferde blieben bei diesem Futter so gut, wie bei dem gewöhnlichen Haberfutter. Der ungenannte Landwirth, der diesen Versuch machte, und ihn in den Abhandlungen der schwedischen Akademie bekannt machte, führt noch einen Nebenvortheil dieser Fütterungsweise an. Es wird nämlich dadurch der Veruntreuung des Habers, die sich manche Knechte zum Nachtheile ihrer Herren erlauben, vorgebeugt.

Das Brechen des Habers wurde längst angewendet, und wenn man bemerkt, wie viel unverdaute Haberkörner im Pferdemist, vorzüglich von alten Pferden zu finden sind, so muß man den Nutzen dieses Verfahrens wohl einsehen. Einer meiner Freunde hat es längst angewendet, aber wieder aufgegeben, weil er, vielleicht mit Unrecht, glaubte, daß der Vortheil desselben durch das Mahlgeld, das er dem Müller bezahlen mußte, wieder zu nichte würde. Er ließ in der Folge den Haber mit siedendem Wasser übergießen und wieder kalt werden. Er wurde für die Pferde dadurch verdaulicher, sie befanden sich wohl dabei und er hat diese Vorbereitung des Haberfutters beibehalten. Ich lasse aber den Haber, der auf dem Maierhofe gefüttert wird, brechen. Da der Graf eine eigne Mühle besitzt, so findet der Grund, der meinen Freund bewogen hat, das Brechen aufzugeben, hier nicht statt.

Tull: Doch habe ich gesehen, daß Sie Brod für die Pferde backen lassen.

Müller: Ja wohl, seit ein paar Wochen, aber nach einer von jener, von welcher ich eben erzählt habe, etwas verschiedenen Weise. Ich nehme zu 10 Metzen Haber 5 Metzen Roggen, und lasse sie zusammen zu Mehl mahlen, ohne die Kleien abzusondern. Das davon erhaltene Mehl wird mit Sauerteig zu einem Teig gemacht, in Brod-

laibe geformt und gebacken. Da der Graf eine sehr brauchbare Knetmaschine, welche vor noch nicht langer Zeit erfunden worden ist, hat machen lassen, so erfodert dieses Brod wenig Arbeit und es soll auch bald als Mastfutter versucht werden.

Schulz: Ich will gern glauben, daß mit diesem Brod viel an Futter erspart werden kann. Aber sollte der Pferdeschlag, wenn er durchaus mit diesem Futter aufgezogen werden sollte, nicht nach und nach dadurch verlieren, weil dieses Futter denn doch von dem gewöhnlichen und natürlichen sehr verschieden ist?

Müller: Hierüber könnte nur eine lange Erfahrung entscheiden. Aber wenn dadurch auch bewiesen werden sollte, daß der Pferdeschlag dadurch nicht verliere, daß, was übrigens nicht wahrscheinlich ist, er dadurch sogar gewinnen kann: so möchte ich doch nicht zu dem durchgängigen Gebrauch dieses Futters für Hengste, Zuchtstuten und junge Pferde rathen, weil Pferde, welche bei demselben aufgezogen sein würden, ganz gewiß, wenn sie in andere Hände und zu gewöhnlichem Futter kommen, anfangs verlieren, und lange Zeit brauchen würden, sich daran zu gewöhnen, und auch ältere Pferde würden, wenn sie einmal an dieses Futter gewöhnt sind, den Uebergang zum rohen Haber, der ihnen, wenn sie durch Kauf in andere Ställe gelangen, zu Theil werden würde, nicht ohne einigen Nachtheil fühlen. Darum erhalten auch die jungen Pferde des Grafen nichts von diesem Brod, und auch die ältern Arbeitspferde es nur als einen Theil ihres Futters. Neben diesem werden die gelben Rüben nicht vergessen. Uebrigens habe ich noch nicht den geringsten Nachtheil von diesem Futter bemerkt. Die Pferde bleiben so gut bei Kräften, als ob sie ganz mit Haber gefüttert würden, und es scheint mir sogar, daß sie an gutem Aussehen dadurch gewinnen.

Wohlmann: Auf welche Weise werden Sie aber dieses Brod für das Hornvieh anwenden?

Müller: Das wird sehr von dem Erfolge der Versuche abhängen, die damit gemacht werden sollen. Es soll vorerst nur am Ende der Mastung angewendet werden, in der Folge vielleicht auch für die Milchkühe, doch wird der Haber daraus wegbleiben und Gerste vielleicht auch Wälschkorn an dessen Stelle kommen, und dann werde ich dieses nicht, wie es ist, geben, sondern, wenigstens zum Versuche, zu einer dicken Suppe gekocht, denn ich habe schon gesagt, wie sehr die nährende Kraft des Brodes durch diese Behandlung gewinnt. Freilich

kann man gegen diese Anwendung so vielen Brodes die Einwendung machen, daß, um es zu backen und zu kochen, viel Holz verbrennt werden müßte. Allein in einer so großen Wirthschaft, wie die des Maierhofes, muß doch der Backofen ziemlich oft geheizt werden, und wenn dieser einmal heiß ist, so bedarf es wenig Holz mehr, um nach dem erstenmale auch das zweite und drittemal zu backen, und bei dem Gebrauch der Knetmaschine wird für die größere Menge des Brodes kaum mehr Arbeit erfodert werden, als bis jetzt, so lange beinahe nur für die Dienstboten gebacken wurde, nothwendig war.

Die Gegenwärtigen bezeigten nun alle eine große Neugierde, um möglich bald zu erfahren, ob und welchen Nutzen diese ausgedehntere Anwendung des Brodes zum Füttern der Pferde und der Kühe bringen würde. Die meisten glaubten, daß der Graf dabei einen erheblichen Nutzen ernten werde, und sie bezeigten viele Bereitwilligkeit, diese Fütterungsweise nachzuahmen, doch müßte, meinten sie, sowohl der Müller als der Bäcker, für diese Art von Brod an Mahl- und Bäckerlohn etwas nachlassen. Die Erwartungen des Verwalters wurden durch die Erfahrung nicht getäuscht; es wurde bald eine befriedigende Uebereinkunft mit dem Müller und Bäcker getroffen, und das Bereiten des Brodes zum Futter erhielt in Wiesenbrunn mit bedeutender Ersparung und wesentlichen Vortheilen bald eine ausgedehnte Anwendung.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Wie die Schweinezucht in Wiesenbrunn getrieben wird.

In Deutschland sind die zwei vorzüglichsten Schweinrassen die westphälische und die bairische. Wenn man nun diese zwei Rassen allein berücksichtiget, so war in dieser Hinsicht in Wiesenbrunn nichts zu verbessern, denn wer im südlichen Deutschland schöne Schweine haben will, der wählt sie von der letztern. Doch hatte Graf von Ranfels einen Eber und sechs Mutterschweine aus Champagne in Frankreich kommen lassen. Die dortige Schweinsrasse war längst unter den mit dem Auslande bekannten Landwirthen im Rufe einer ausgezeichneten Güte, und der Graf fand diesen Ruf bald durch eigne Erfahrung bestätigt. Die Fruchtbarkeit dieser Schweine übertrifft bedeutend die der meisten andern, denn es ist ziemlich selten, von denselben einen Wurf von weniger als acht oder zehn Ferkeln zu erhalten; auch bemerkt man bald, daß sie in der Mast schneller zunehmen und daß ihr Fleisch schmack-

hafter ist. Der Graf suchte sie daher sobald wie möglich zu vermehren, doch sie unvermischt zu erhalten, weil er wohl wußte, daß gute Viehrassen durch die Vermischung mit andern selten gewinnen, vielmehr meistens verlieren. Er gab daher keines dieser Schweine den Bauern auf seinen Gütern, ehe sie sich zu einer kleinen Heerde vermehrt hatten, und auch dann nur solchen, welche im Stande waren, zugleich einen Eber von der nämlichen Rasse zu halten. Diese mochten dann immerhin auch die inländischen Mutterschweine bespringen. Unter diesen hielten alle übrigen Bauern nur Schweine von der inländischen Rasse und sie suchten von diesen alle möglichen Vortheile zu erhalten.

Wer weiß nicht, daß das Schwein durch die Unreinlichkeit, wegen der man es beschuldigt, zum Sprichworte geworden ist, und doch thut man ihm hierin großes Unrecht. Es wühlt im Schlamm und im Koth und frißt mitunter ekelhafte Dinge, welche andere Hausthiere verschmähen, und wodurch es vorzüglich in diesen übeln Ruf gekommen ist, aber im übrigen liebt es die Reinlichkeit nicht weniger, als jene, und gerade durch seinen nicht ekeln Geschmack im Fressen wird es nützlich, weil eine Menge Abfälle durch dasselbe nützlich angewendet werden können, die ohne das Schwein als unnütz weggeworfen werden müßten. Nicht selten glaubt man, daß das Schwein im Stalle der Reinlichkeit nicht bedürfe, und man behandelt es nach diesem Vorurtheile, aber immer mit Nachtheil, denn nur in einem reinlichen und trocknen Stalle gedeihet das Schwein gut, und wächst zu seiner vollkommenen Größe und Güte heran. Nicht alle Bauern in Wiesenbrunn glaubten es, bis sie durch die Belehrungen Müllers, Georgs und anderer verständiger Hauswirthe und durch den auffallend günstigen Erfolg des Verfahrens derselben bewogen wurden, ihre Schweinställe eben so reinlich, wie diese zu halten. Sie misten sie nun eben so fleißig aus, und versehen sie eben so gut mit trockner Streu, wie ihre übrigen Ställe, und begießen sie noch überdieses öfters mit Wasser, um sie zu reinigen, das auf dem zur Erleichterung des Abflusses etwas abhängig gemachten Boden bald wieder wegfließt. Auch treiben sie ihre Schweine oft in den Bach, denn diese Thiere lieben das Baden ungemein, und es bekommt ihnen immer sehr wohl.

In Wiesenbrunn ist die Fütterung der Schweine so ziemlich die nämliche, die sie überall ist, nur vielleicht mit dem Unterschied, daß sie reichlicher saure Milch, als anderswo erhalten, weil der ausgedehnte Futterbau und der dadurch möglich gewordene zahlreichere Viehstand

einen großen Ueberfluß daran hervorbringt. Der Nebennutzen, den man dadurch von der Milch erhält, entschädigt zum Theil für den Mangel des höhern Ertrages, den die Milch durch Verwandlung in Käs gewähren könnte.

Für die Mast der Schweine werden gegen das Ende derselben beinahe vor Allem Körnerfrüchte angewendet, entweder Roggen, Gerste, Wicken, Pferdebohnen oder Mais, aber nicht unvermengt. Sie mästen zwar sehr gut, sind aber, um unvermengt als Futter gegeben zu werden, gewöhnlich zu theuer. Meistens werden sie geschrotten. Besser ist es, wenn sie vorher gemalzt werden, d. i. man läßt sie keimen. Man bringt die Körner in ein hölzernes Gefäß, und übergießt sie mit Wasser. Wenn sie zu keimen anfangen, gießt man dieses ab, breitet die gekeimten Körner, wenn man sie nicht auf der Stelle verfüttert, aus einander, und läßt sie trocknen. Diese gekeimten und gemalzten Körner mästen viel besser, als Mehl oder geschrottenes Getreide. Doch ist dieses Mastfutter nicht wohlfeiler, als das ungemalzt verfütterte Getreide. Daher wird in Wiesenbrunn das Mästen mit Körnern, allein nur wenn diese sehr wohlfeil sind, und überhaupt beinahe gar nicht mehr angewendet, seit man auf eine weit wirksamere Weise, Schweine zu mästen, gekommen ist. Diese Weise, nach der man jetzt hier die Schweine mästet, weicht so ziemlich von der gewöhnlichen ab. Die Kartoffeln sind dabei ein vorzüglicher Theil des Mastfutters. Wir müssen dieses daher näher kennen lernen.

Es war Verwalter Müller, der es zuerst auf dem Maierhofe anwendete, und durch sein Beispiel die Bauern darauf aufmerksam, und dann genauer damit bekannt machte. Diese wendeten es bald allgemein an, so daß es in Wiesenbrunn gegenwärtig das vorzüglichste und beinahe einzige Mastfutter für die Schweine ist. Früher bediente er sich hiezu ebenfalls großentheils des Getreides. Allein obwohl dieses immer nur, wenn es wohlfeil war, angewendet wurde, so blieb die Mast damit dennoch ziemlich theuer, und es kam oft wenig Gewinn dabei heraus. Er versuchte daher die Kartoffeln damit zu verbinden. Sechs Scheffel Kartoffel stehen oft in keinem höhern Werthe als ein Scheffel Roggen, aber sie übertreffen diese wohl weit an Nahrhaftigkeit. Er wendete also die Kartoffeln in Verbindung mit Roggen-, Gerste- oder Maismehl an, und verfuhr nach einigen Versuchen immer auf folgende Weise, weil er diese als die vortheilhafteste erkannte.

Es wird eine mäßig große Schüssel, und zwar schwarzes Rog-

genmehl, dessen nützliche Anwendung als Futter schon angeführt worden, mit einem Stückchen Sauerteig zu einem dünnen Teige verarbeitet, der so lange stehen bleibt, bis er selbst zum Sauerteig geworden ist. Man rührt dann in eine Kufe einen Metzen Mehl mit diesem Sauerteige und mit lauem aber nicht heißem Wasser zu einem beinahe flüssigen Teige, der bald in Gährung übergehet. Es werden hierauf zwei Metzen Kartoffeln gekocht, zu einem vollkommenen Brei zerdruckt, so daß nichts ganzes davon übrig bleibt, und noch möglich warm in jenen Teig geschüttet, und mit demselben zusammengearbeitet. Die Masse geht bald in Gährung über und blähet sich auf, daher immer ein Drittheil der Kufe leer bleiben muß, damit sie nicht überlaufe. Die Schweine fressen diesen Teig je lieber, je saurer er geworden ist, daher man immer sobald, wie möglich, die zweite Kufe füllen muß, damit der Vorrath nicht ausgehe.

Da dieser Teig ziemlich dick ist, so muß er, ehe man ihn den Schweinen vorlegt, immer mit Wasser oder noch besser, mit saurer Milch verdünnt werden. Diese wird in Wiesenbrunn immer dazu angewendet, da niemals Mangel daran ist. Auch wird gewöhnlich dem Roggenmehl das Gerstenmehl und diesem das Mehl vom Wälschkorn oder Mais vorgezogen. Anfangs wird diese Teigsuppe ziemlich dünn gegeben, aber mit dem Fortschreiten der Mast dicker gemacht. Die Schweine nehmen bei diesem Futter, das übrigens wenigstens im Anfange mit dem gewöhnlichen Futter und als Zugabe zu demselben gegeben wird, äußerst schnell zu, und erhalten davon ein ungemein gutes, schmackhaftes und zugleich festes Fleisch und eben so guten Speck. Es ist nichts seltenes, daß man damit in Wiesenbrunn ein Schwein, das nicht älter als ein Jahr ist, in einem halben Jahre auf das Gewicht von drei Zentnern bringt. Doch werden die Schweine nicht eher in die Mast gestellet, als bis sie bei gewöhnlichem guten Futter schon etwas zu Fleisch gekommen sind. Dieses wird sehr durch die Ruhe begünstigt, daher man die Schweine zwei oder drei Wochen vor der Mastung nicht mehr austreibt, sondern bei gewöhnlichem Futter ruhig im Stalle behält. Der Graf besitzt in der Nähe einen Wald, der ziemlich viele Eichen enthält. Wenn die Eicheln gerathen, so werden die zur Mast bestimmten Schweine dahin getrieben. Sie kommen erst am Abend nach Hause, wo sie dann von diesem mit Wasser verdünntem Teige erhalten. Sobald sie ihn ein paarmal gekostet haben, eilen sie am Abend immer mit großem Ungestüm dem Stalle zu. Sie über-

treffen dann bald die Schweine, welche die Eichelmast allein erhalten, und auch, wenn sie geschlachtet sind, ist der Vorzug dieser Fütterungsweise an Fleisch und Speck unverkennbar.

Mehrere geben diesen gegohrnen Teig auch dem Hornvieh statt des mit Kartoffeln vermengten Mehles, und mit gleich guter Wirkung.

Die Bauern, welche Wälschkorn säen, geben dasselbe ihren Mastschweinen auch in Körnern zu fressen. Sie werden aber vorher mit siedendem Wasser übergossen, und bleiben dann einige Stunden lang darin eingeweicht, wodurch sie verdaulicher und nahrhafter werden. Man gibt den Schweinen, wenn sie sich satt gefressen haben, noch ein paar Hände voll von diesen Körnern, die sie dann, ehe die nächste Futterzeit herankommt, gemächlich verzehren.

Uebrigens beobachtet man in Wiesenbrunn bei der Mast auch dieser Thiere genau die nämliche Stunde im Füttern, denn die Schweine bemerken hierin die Abweichung von derselben noch eher, als das Hornvieh, und sie wird dem Fortschreiten ihres Fettwerdens noch schädlicher, als diesem. Auch möglich vollkommene Ruhe bedürfen sie eben so wohl. Man macht daher auch die Ställe der Mastschweine dunkel, und entfernt, was ihre Ruhe stören könnte.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Wie die innern Haushaltungsgeschäfte in Wiesenbrunn betrieben werden.

1) Die Küche.

Während die Männer sich bestrebten, ihre Wirthschaft zu einem immer sich mehrenden Ertrag, überhaupt zu größerer Vollkommenheit zu bringen, waren ihre Weiber im Innern der Haushaltung nicht weniger eifrig, das Ihrige in ihrem Wirthschaftskreise nach allen Kräften dazu beizutragen. Hier gingen die zwei Weiber, die wir schon lang kennen gelernt haben, Marie und Lenore allen übrigen mit gutem Beispiele voran. Eine sorgfältige Erziehung der Kinder, Ordnung und Reinlichkeit in allen ihren häuslichen Geschäften und unermüdeter Fleiß und Thätigkeit waren ihre unzertrennlichen Begleiterinnen. Doch wir wollen nun vor allem die einzelnen Theile ihrer Hauswirthschaft kennen lernen.

Die wichtigsten Gegenstände der Sorgfalt einer fleißigen Bäuerin sind wohl unstreitig die zweckmäßige Pflege des größten Theiles der

Hausthiere, die damit verbundene Besorgung und Benützung der Milch, das Sammeln und Zubereiten der nöthigen Lebensmittel, und der Erzeugnisse des Gartens und zum Theile des Feldes, und die Arbeiten, welche erfodert werden, sie verkäuflich zu machen, und ihnen einen höhern Werth zu geben, wie das Trocknen des Obstes und vor allem die Bereitung des Flachses und der Leinwand. Indem wir die Wirthschaft und das Verfahren Mariens und Lenorens beschreiben, beschreiben wir die Wirthschaft der meisten fleißigen Bäuerinnen in Wiesenbrunn, welchen jene Beispiel und Muster waren. Wir werden daher um das Innere der übrigen geordneten Haushaltungen dieser Gemeinde kennen zu lernen, selten mehr nöthig haben, als uns in derselben umzusehen.

Wie Marie ihre Haushaltung besorgte, und wie thätig, fleißig und reinlich sie dieselbe besorgte, haben wir im fünfzehnten Kapitel erfahren. Lenorens Wirthschaft war ganz dieselbe, obwohl viel größer. Der Segen und der Wohlstand, den diese zwei Weiber über ihre Familien dadurch verbreiteten, war zu unverkennbar, als daß ihr Beispiel nicht eine sehr günstige und zur Nachahmung aufmunternde Wirkung auch auf andere hätte machen sollen. Allmählig fand die Ordnung, der Fleiß und die Reinlichkeit, die in Georgs und Tulls Häusern einheimisch waren, auch in manchen andern Familien, in welchen sie bis dahin nicht zu Hause waren, eine bleibende Stelle und bald waren diese Tugenden in den meisten Häusern in Wiesenbrunn, wenige ausgenommen, in welchen sie durchaus keinen festen Boden finden konnten, durch ihre wohlthätigen Wirkungen sichtbar.

Die Fütterung der Kühe ist, einige Abänderungen ausgenommen, welche durch den ausgedehnteren Anbau von Klee herbeigeführt wurden, so ziemlich die nämliche geblieben, wie wir sie schon im Anfange beschrieben haben. Es ist daher nicht mehr nothwendig, Fromholzens Stall zu besuchen, wir wollen lieber unsere Schritte nach Mariens und Lenorens Küchen richten.

Die Küche des Landmanns ist gewöhnlich sehr einfach und sie soll es auch sein. Sie richtet sich nach der Sitte des Landes oder vielmehr der Gegend, denn in den verschiedenen Gegenden des nämlichen Landes ist sie meistens sehr von einander verschieden. Dagegen ist durchaus nichts einzuwenden. Aber nicht immer nimmt diese örtliche Kochkunst auf die möglich gute Benützung der Lebensmittel, welche die Gegend hervorbringt, auf die der Gesundheit angemessenste und noch

weniger auf eine dem Geschmacke vollkommen entsprechende Zubereitung derselben hinlängliche Rücksicht. Und warum sollte denn der Landmann nicht eben so wohl als der Städter auf einen bessern und mannigfaltigeren Genuß, den er mit seiner Nahrung verbinden kann, Anspruch machen dürfen, wenn damit keine größern Ausgaben verbunden sind. In wie vielen Bauernhäusern kommen das ganze Jahr hindurch immer die nämlichen Speisen auf den Tisch, und nur zu oft immer gleich schlecht zubereitet, da doch, ohne im Jahre nur um einen Groschen mehr auszugeben, der Tisch um vieles besser bestellt sein könnte, wenn die Bäuerin besser kochen gelernt hätte. Tritt überdieses der Fall ein, in dem besser zubereitete Speisen wahres Bedürfniß werden, z. B. wenn ein Kranker im Hause ist, so wird dieser Mangel an Kochkunst zu einem wirklichen Uebel, und manche Bauernfamilie verliert ein schätzbares Mitglied, welches hätte erhalten werden können, wenn die Bäuerin besser kochen gelernt hätte. Marie und Lenore sahen den Nutzen dieser Geschicklichkeit, und den Nachtheil, welchen der Mangel derselben zur Folge haben kann, sehr wohl ein, aber sie hatten nie Gelegenheit gehabt, sie zu erwerben, am wenigsten Lenore, in deren Vaterhause beinahe immer die Armuth gewohnt hatte. Mariens Vater lebte zwar in einem seinem Stande angemessenen Wohlstande, aber die Kochkunst war dennoch nicht bei ihm zu Hause. Beide Weiber aber wünschten ihre Küche zu verbessern, ohne darum eine ihrem Vermögen und ihrem Stande nicht entsprechende Ueppigkeit einführen zu wollen. Sie sollte nur das, was ihnen ihr Feld und ihr Garten gab, besser und mannigfaltiger zubereitet auf den Tisch bringen. Hiezu war ihnen des Schullehrers Hochfeld Frau behilflich. Die Gräfin hatte ihr eine ihrem zukünftigen Stande — denn sie konnte doch nur erwarten, einst über eine sehr bescheidene Haushaltung gebieten zu können — angemessene, aber vortreffliche Erziehung gegeben. In dem Unterrichte in weiblichen Arbeiten, den sie ihr ertheilen ließ, oder auch selbst ertheilte, nahm sie vor allem andern auf das Rücksicht, was man in jeder Haushaltung am meisten bedarf, ohne daß darum schönere Arbeiten ganz vernachlässigt wurden, und die junge Therese lernte auch in der Küche, was ihr für ihre wahrscheinlichen zukünftigen Verhältnisse einst brauchbar, nützlich und wohl auch nothwendig sein konnte. Als sie verheirathet war, kam ihr dieses alles vortrefflich zu Statten, und ihre Küche, die sie immer selbst besorgte, nahm bald eine Gestalt an, daß sie allen Weibern im Dorfe zum Muster dienen konnte. Sie kostete nicht mehr als die

Küche jedes nicht ganz armen Bauern, aber Hochfelds Tisch war dennoch, obwohl in der Regel nicht mehr, als bei diesen, darauf erschien, besser bestellt, als der des reichsten Bauern im Dorfe, und diesen Vorzug erhielt er ganz allein durch die geschickte Hand Theresens. Marie und Lenore gingen nun fleißig bei ihr in die Schule, und bald waren ihre Küche und ihr Tisch so gut bestellt, als die des Schullehrers Hochfeld. Weismanns Frau war die erste und eifrigste Nachahmerin ihrer Schwägerinnen. Die meisten übrigen Bauern im Dorfe wünschten bald ihren Tisch auf ähnliche Weise verbessert zu sehen. Die Schullehrerin, Marie, Lenore und Weismanns Frau erhielten bald Schülerinnen, und nach wenigen Jahren würde jeder vernünftige Bauer in Wiesenbrunn geglaubt haben, daß noch etwas wichtiges an der Erziehung seiner Töchter fehle, wenn sie nicht gehörig kochen gelernt hätten. Diese löbliche Sitte brachte noch eine vortheilhafte Wirkung hervor, an die man anfangs kaum gedacht hatte. Alle Knechte und Mägde dienten nämlich lieber in Wiesenbrunn, als in einem andern Dorfe, und die Bauern dieser Gemeinde konnten immer eher darauf rechnen, gute Dienstboten zu erhalten, denn es blieb ihnen darunter immer die Auswahl vor allen Gemeinden der Nachbarschaft.

Das Kochen ist eine Kunst, die man unter dem Landvolk gewöhnlich sehr vernachläßigt findet, und gewiß sehr mit Unrecht; denn diese Vernachläßigung bleibt selten ohne Nachtheil für die Gesundheit, und hindert oft eine zweckmäßige Sparsamkeit, weil mit weniger Aufwand an dem, was zum Kochen verwendet wird, besser gekocht und die Hausgenossen besser genährt werden könnten, wenn die Bäuerin besser zu kochen verstünde. Kochen lernen sollte daher ein Gegenstand der Erziehung jedes Bauernmädchens sein, und es wäre gewiß ein würdiger Gegenstand für die Aufmerksamkeit eines eifrigen und thätigen Gemeindevorstandes, dem die Verbesserung des Wohles seiner Gemeinde am Herzen liegt, der weiblichen Hälfte derselben die Mittel zur Erwerbung dieser Fertigkeit zu erleichtern, und daß dieses nicht immer schwer ist, zeigt das Beispiel von Wiesenbrunn, das wir so eben kennen gelernt haben.

Neunundachtzigstes Kapitel.

2) Aufbewahrung und Benutzung des Obstes.

Die Aufbewahrung und die Benutzung des Obstes und der Verkauf desselben ist in Wiesenbrunn, seit daselbst die Obstbaumzucht festen Fuß gefaßt und bedeutende Fortschritte gemacht hat, ein wichtiger

Gegenstand der Sorgfalt aller Hauswirthinnen geworden, und vor allem beschäftigen sich Therese, die Frau des Schullehrers, Marie und Lenore ungemein eifrig damit. Vieles verkaufen sie, so wie es vom Baume kommt, Anderes wird getrocknet, und in ein Handelsgut verwandelt; anderes auf andere Weise zubereitet, und theils im Hause, vorzüglich für die Kinder, verwendet, theils zum Verkaufe in die Stadt gebracht. Dadurch bildete sich schon frühzeitig eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für diese Gemeinde, welche jetzt jährlich eine bedeutende Summe Geldes einbringt. Doch wir wollen nun umständlicher erfahren, auf welche Weise in derselben und zwar größtentheils nach dem Beispiele unserer zwei Bäuerinnen, die dadurch so viel Gutes in der Gemeinde bewirkt haben, das Obst gesammelt, aufbewahret, getrocknet, und zu besonderen Zwecken zubereitet ward. In allem diesem war Verwalter Müller und zum Theil auch Schullehrer Hochfeld Rathgeber und Lehrer. Wir wollen bei dieser Erzählung zum Theile bis in die ersten Jahre der Obstbaumzucht in Wiesenbrunn zurückgehen.

Georgs, Tulls und Weismanns Obstbäume waren vor den der andern Bauern fruchtbringend geworden, weil sie früher, und zwar zum Theil um mehrere Jahre früher, als die der übrigen Bauern waren gepflanzt worden. Georg hatte später noch einige feinere Obstarten in seinen Hausgarten gepflanzt, und dieses hatten auch seine beiden Schwäger und einige andere Bauern gethan, vorzüglich, nachdem der Schulgarten eine hinlängliche Zahl junger Obstbäume abgeben konnte. Auch diese fingen bald an, Früchte zu bringen. Das Abnehmen derselben wird größtentheils von den Weibern besorgt. Sie fangen dieses Geschäft immer bald nach Sonnenaufgang an, besonders, wenn ein warmer Tag zu erwarten ist, denn um diese Zeit ist das Obst, weil es durch die Kühle der Nacht und durch den Thau erfrischt ist, am besten. Wenn das Obst durch die Hitze des Tages erwärmt ist, wird es gewöhnlich etwas geschmacklos. Freilich kann diese Vorsicht nicht beobachtet werden, wenn viel Obst von den Bäumen zu nehmen ist, denn dann hat man oft den ganzen Tag damit genug zu thun. Man bricht dann immer am Morgen nur das bessere Obst, das bestimmt ist, frisch gegessen oder verkauft zu werden, und nimmt später das Obst ab, das bestimmt ist, aufbewahrt oder getrocknet oder zu Most und Essig verwendet zu werden, überhaupt, für welches jene Erwärmung keinen Nachtheil bringen kann. Birnen und Aepfel besserer Art, welche einen Theil des Winters hindurch zum Verkaufe aufbewahrt zu werden bestimmt sind, werden nie-

mals vom Baume geschüttelt, weil sie durch den Fall leicht Flecken, an welchen sie gerne zu faulen anfangen, erhalten. Darum führen auch die Bauern, welche Obstbäume in einiger Entfernung vom Dorfe besitzen, das schönere Obst nie auf Wagen oder Karren nach Hause, damit es durch das Rütteln keine Flecken bekomme, sondern tragen es in Körben heim. Georg hatte seiner Marie auf einer hölzernen Stange einen ungefähr sechs Zoll weiten hölzernen Reif festgenagelt, an welchem ein kleiner Sack befestigt war. An der obern Seite dieses Reifes ragen sechs ungefähr vier Zoll lange hölzerne Nägel hervor. Zwischen diesen faßt Marie den Stiel des abzubrechenden Obstes, das dann durch einen mäßigen Zug vom Baume abgelöset in den Sack fällt. Dieses einfache Werkzeug fand bald Nachahmer und ist jetzt allgemein im Gebrauche. Das Obst wird damit einzeln vom Baume herabgeholt, ohne daß es auf irgend eine Weise beschädiget wird.

Sowohl Marie als Lenore haben eine kleine über ihrer Wohnstube befindliche Kammer zur Aufbewahrung des Obstes. An der Wand derselben sind Bretter oder Fächer über einander befestigt, auf welche die zum Verkaufe bestimmten Aepfel und Birnen mit dem Stiele aufwärts neben einander auf Heckfel oder auf Kleien gelegt werden. Sie werden von Zeit zu Zeit durchsucht, um zu sehen, ob nicht welche mit faulen Flecken darunter sind, die dann bei Seite gelegt und entweder sogleich verkauft oder im Hause verwendet werden. Auf dem Boden der Kammer ist eine kleine mit einem Deckel bedeckte Oeffnung, welche in die Decke der unten befindlichen Wohnstube geschnitten ist. Tritt während dem Winter eine Kälte ein, welche dem in der Kammer aufbewahrten Obste verderblich werden könnte, so wird diese Oeffnung während einiger Stunden aufgedeckt oder die Nacht hindurch offen gelassen. Es steigt dann durch dieselbe so viel Wärme in die Kammer hinauf, als nöthig ist, die Frostkälte davon abzuhalten. Doch bleibt diese Oeffnung so lange geschlossen, als in der Stube gekocht wird, damit nicht Dampf oder Feuchtigkeit in die Kammer dringen, die dem darin aufbewahrten Obste schädlich werden könnten. Die Bauern in Wiesenbrunn, welche keine Kammern über ihren Wohnstuben und viel Obst aufzubewahren haben, ließen sich neben der Stube eine Kammer einrichten, welche, wenn sie nicht aus der Stube selbst Wärme erhalten konnte, einen kleinen Ofen erhielt. Andere, welche nicht Raum genug für ihr Obst auf an der Wand befestigten Brettern finden, bewahren es zum Theile in Kisten, oder in aufrecht gestellten Fässern, in welche

es schichtenweise in Heckſel, so daß kein Stück das andere berührt, gelegt wird. Es wird darin von Zeit zu Zeit durchsucht, um das durch Fäulniß angegriffene auszulesen und abzusondern, damit es nicht das übrige anstecke. Wird dieses nicht versäumt, so hält sich das darin aufbewahrte Obst so lang gut, bis es bei höher gestiegenen Preisen mit um so größerem Vortheil verkauft werden kann. Wirthschaftliches Obst, welches nicht den Winter über aufbewahrt werden soll, wird anfangs auf den Boden einer Stube oder Kammer aufgeschüttet, bis es vollkommen reif wird und dann getrocknet oder auf irgend eine andere Weise verwendet werden kann.

Eine unsere fleißigen Bäuerinnen im Herbste und im Anfange des Winters sehr beschäftigende Arbeit ist das Trocknen verschiedener Obstarten. Dabei kommt ihnen der Stubenofen, den ihnen und mehreren Bauern der Maurermeister Maler gebauet hat, sehr zu statten. Das erste Obst, das sie im Anfange des Herbstes trocknen, sind neben den Mirabellen die Zwetschgen. Sie lassen die letzten so lange am Baume hängen, bis sie anfangen, am Stiele runzlich zu werden, weil dieses das sicherste Zeichen der vollkommenen Reife ist. Auf diese Weise wird gänzlich vermieden, daß wurmstichige Zwetschgen unter die übrigen gemengt werden, weil diese schon früher vom Baume fallen. Ihre Männer hatten ihnen kleine Hürden, welche genau die Größe der Fächer des Ofens haben, verfertigt. Sie bestehen aus ungefähr vier Zoll hohen hölzernen Rahmen, die einen von Weiden geflochtenen Boden haben. Diese werden mit Zwetschgen gefüllt, und in den Ofen gestellet. So wie sie durch allmähliges Eintrocknen einen kleinern Raum einnehmen, werden sie aus zwei oder drei Hürden in eine gebracht, und die dadurch leer gewordenen mit frischen Zwetschgen gefüllt. Wenn die Früchte größtentheils, aber noch nicht vollkommen trocken sind, so werden die Hürden auf Stangen, die an der Stubendecke über dem Ofen befestigt sind, gestellet, und, um den Staub davon abzuhalten, mit Tüchern bedeckt. Sie bleiben dort, bis sie ganz getrocknet sind.

Auf ähnliche Weise werden auch die Mirabellen, wovon Fromholz eine ziemliche Zahl kleiner Bäume gepflanzt hat, getrocknet. Da sie früher, als die Zwetschgen, reifen, so ist das Trocknen derselben bereits vollendet, wenn diese noch an den Bäumen hängen. Diese beliebte Frucht fand im getrockneten Zustande bald hinlänglichen Absatz, und es sind in Wiesenbrunn allmählig so viele Mirabellenbäumchen

und auch Mirabellenhecken gepflanzt worden, daß davon jährlich über hundert Zentner verkauft werden können.

Sehr eifrig werden in der nahen Stadt die geschälten und getrockneten Zwetschgen, die man Prünellen nennt, zu kaufen gesucht. Da aber die Zubereitung derselben Mühe, Sorgfalt und viele Reinlichkeit verlangt, so kann sie nicht die Sache jeder Bäuerin sein. Aber sie ist in jedem Herbste eine wichtige Beschäftigung für Marien und ihre Schwägerin, und die Schullehrerin, und der Emsigkeit und der Liebe derselben zur Reinlichkeit vollkommen angemessen. Sie verfahren dabei auf folgende Weise.

Zuerst suchen sie dafür die größten, schönsten und reifsten Zwetschgen aus. Ihre Männer haben einige gepfropfte Zwetschgenbäume gepflanzt, welche bekanntlich viel größere Früchte bringen. Diese wählen sie vorzugsweise. Sie werden zuerst mit siedendem Wasser übergossen. Dadurch wird die Haut etwas locker, so daß sie leicht abgezogen werden kann. Ihre Töchter leisteten ihnen schon als Kinder dabei gute Dienste. Auch leisten ihnen einige Mädchen aus dem Dorfe, deren Reinlichkeit ihnen bekannt ist, Hilfe dabei, und es ist jetzt noch fortwährend für manche junge Mädchen eine nützliche und angenehme Beschäftigung. Die geschälten Zwetschgen werden dann in den Hürden auf den Ofen gebracht und getrocknet. Sobald sie so weit abgetrocknet sind, daß sie unter dem Drucke keinen Saft mehr geben, werden die Kerne herausgedrückt. Die geschälten Zwetschgen öffnen sich, wenn sie vollkommen reif sind, gerne auf der Seite unter einem mäßigen Drucke den leicht sich ablösenden Kernen. Sie werden dann erst vollkommen getrocknet. Wenn sie trocken sind, werden sie platt gedrückt und mit der flachen Seite aufrecht neben einander in eine Schachtel geordnet, und wenn der Boden derselben mit einer Schichte belegt ist, die zweite darauf gelegt, und auf diese Weise fortgefahren, bis die Schachtel voll ist. Wenn diese Weiber ihre Prünellen recht gut machen wollen, und für Käuferinnen, welche sie gern etwas besser bezahlen, bestreuen sie jede dieser Schichten mit etwas fein gestoßenem Zucker, wodurch die Prünellen an Güte und Haltbarkeit vieles gewinnen. Die gefüllte Schachtel wird dann für einige Tage noch an einen warmen Ort gestellt. Diese fleißigen Weiber füllen auf diese Weise in jedem Herbste einige Schachteln voll mit mehreren Tausenden von Prunellen, und erwerben damit ein Sümmchen, das ihnen ihre Männer sehr gerne für ihre kleinen weiblichen Bedürfnisse überlassen.

Getrocknete Birnen kleinerer Art gehören in Wiesenbrunn, wie beinahe überall zur gewöhnlichen Kost des Landmanns. Daß also auch hier jährlich die dafür nöthige Menge getrocknet wird, verstehet sich von selbst. Aber auch Birnen und Aepfel von besserer Art werden in Wiesenbrunn zum Verkaufe getrocknet. Niemand aber weiß damit besser umzugehen, als unsere schon so oft angeführten fleißigen Bäuerinnen.

Sie wählen, um gute getrocknete Birnen zum Verkaufe zu bereiten, vorzüglich gute und saftige Birnen, z. B. Butterbirnen. Diese werden, während sie, nachdem sie geschält sind, langsam trocknen, flach gedrückt, und wenn sie vollkommen getrocknet sind, in Schachteln oder hölzerne Kästchen, gerade so, wie die Prünellen, gepackt. Aepfel, welche getrocknet werden sollen, werden in Spalten getheilt, die Kerne und Kernhäuser herausgenommen, die besseren Aepfel aber, aus welchen man vorzüglich gute Aepfelschnitze, so nennt man sie, bereiten will, vorher geschälet. In manchen Gegenden, in welchen getrocknetes Obst eine gewöhnliche Einnahmsquelle des Landmanns ist, werden die Aepfelschnitze an Faden gereihet, und wenn die Witterung noch warm ist, an der Sonne, außerdem am Ofen getrocknet. Es ist leicht einzusehen, daß sie auf diese Weise von den Fliegen und vom Staube verunreinigt werden. Unsere Bäuerinnen trocknen sie in den für die Zwetschgen bestimmten Hürden, welche auf die Stangen über dem Ofen gestellet und mit Tüchern zugedeckt werden. Als in der Folge die Obsternten von den immer mehr heranwachsenden Bäumen immer reichlicher wurden, reichten die Stubenöfen dafür nicht mehr hin. Weismann ließ daher gemeinschaftlich mit Georg und bald darauf mit Tull und in der Folge auch mit andern Bauern einen eigenen Dörrofen nach der Angabe des Maurermeisters Maler bauen.

Das Trocknen des Obstes war allmählig bei der immer fortschreitenden Vermehrung und Fruchtbarkeit der Obstbäume in Wiesenbrunn eine allgemeine Beschäftigung im Herbste und im Winter geworden. Der Bäckermeister Ring suchte dafür die Wärme seines täglich geheizten Backofens zu benutzen, und war dadurch im Stande, sehr viel Obst um einen mäßigen Lohn zu trocknen, weil er darum nicht mehr Holz bedurfte, als das tägliche Backen des Brodes erfodert, denn es wurde nur jene Wärme des Ofens dazu angewendet, welche außerdem unbenutzt entwichen wäre.

Eine nicht unwichtige Beschäftigung für unsere fleißigen Bäu-

erinnen ist die Verfertigung von Sirup von Birnen, Aepfeln, Zwetschgen und Pflaumen. Verwalter Müller hatte zuerst darauf aufmerksam gemacht, und jene, welche mit der Verfertigung desselben bekannt zu werden wünschten, eingeladen, einem damit zu machenden Versuche beizuwohnen. Diese Einladung wurde sehr gern angenommen, und Marie, Lenore, Tull, Georg, Weismann mit seiner Frau, und die Schullehrerin fanden sich dabei ein. Weil dafür eigene Geräthschaften nöthig waren, so ließ sie Tull zuerst verfertigen, und trat sie dann gerne seinen Schwägerinnen zum Gebrauche ab, bis Hochfeld und Weismann, als ihre Weiber das Verfertigen des Sirups eifriger zu betreiben angefangen hatten, diese Geräthschaften ebenfalls machen ließen. Georg bediente sich fortwährend jener seines Schwagers Tull. Wir wollen nun zuerst sehen, wie sie mit der Verfertigung des Sirups aus Zwetschgen verfahren.

Es wurden hiezu die reifsten und zuletzt vom Baume fallenden Zwetschgen, die am Stiele schon runzlich sind, gewählt. Sie werden, nachdem die Kerne herausgenommen sind, gequetscht. Man versuchte es anfangs, den Saft der Zwetschgen in der dafür verfertigten kleinen Presse auszupressen, allein er wollte nicht ausfließen, weil er dazu nicht flüssig genug und zu klebrig ist. Sie wurden daher zuerst mit etwas heißem Wasser übergossen und dann ausgepreßt. Mit dem Rückstande wurde das nämliche Verfahren wiederholt. Der dadurch erhaltene Saft enthält etwas Säure. Es ist zweckmäßig, diese daraus zu entfernen. Dieses kann durch Kreide oder gepulverten ungebrannten Kalk geschehen. Man rührt etwas weniges in die beinahe bis zum Sieden erhitzte Flüssigkeit, wodurch ein Aufbrausen entstehet. Erscheinen nach auf ein neues zugesetztem wenigen Kalke keine Blasen mehr auf der Oberfläche, so kann alle Säure als abgeschieden angesehen werden. Der Zwetschgen- und Pflaumensaft enthält übrigens wenig Säure, und es kann diese Behandlung derselben mit Kalk ohne Nachtheil auch ganz unterlassen werden. Wenn die Flüssigkeit sich gesetzt hat, wozu sie aber noch vollkommen heiß sein muß, wird sie von der als Bodensatz bleibenden Kreide oder Kalk abgegossen. Sie ist aber noch trüb und muß abgeklärt werden. Dieses kann auf zwei verschiedene Weisen geschehen. Wenn der Flüssigkeit nur wenige ist, so wird das Weiße von einigen Eiern zuerst mit einem kleinen Theile derselben, und dann mit dem Ganzen znsammengerührt, und dann dieses über dem Feuer erhitzt. Das Eiweiß gerinnt dadurch, und wickelt alles, was den Saft trübt, in sich

ein. Für eine größere Menge von Saft würde man aber zu viele Eier bedürfen. Man nimmt dann statt deren frisches Ochsenblut, das ganz die nämlichen Dienste leistet. Es gerinnt ebenfalls und nimmt das, was den Saft trübt, in sich auf. Man gießt nun die Flüßigkeit in einen leinenen Beutel, der in einem auf vier Füßen stehenden hölzernen Rahmen hängt; sie läuft durch diesen in das untergestellte Gefäß hell und klar, wie Wein. Wenn man sich auch keiner Kreide oder Kalkes bedient hat, so bleibt dennoch diese Behandlung des Saftes noch empfehlenswerth. Dieser wird nun über dem Feuer abgedampft oder bis zur Sirupsdicke oder Honigdicke eingekocht. Allein es ist beinahe unmöglich, ihn einzukochen, ohne daß er selbst bei dem fleißigsten Umrühren am Ende nicht etwas anbrennt. Der Sirup erhält dadurch eine braune Farbe, und verliert den reinen Geschmack. Verwalter Müller hatte daher ein Abdampfungsgefäß machen lassen, in welchem das Anbrennen unmöglich ist, und welches zuerst Tull und dann Hochfeld und Weismann ebenfalls machen ließen.

Das Gefäß, das Verwalter Müller hatte machen lassen, besteht in einer 17 Zoll weiten und 5 Zoll tiefen Kasserolle von schwarzem Blech. In diese paßt eine andere 15 Zoll weite und 4 Zoll tiefe Kasserolle von weißem verzinnten Bleche, welche in die erste Kasserolle gestellt durch einen $^5/_4$ Zoll breiten obern Rand von dem Boden derselben einen Zoll weit entfernt gehalten wird, wodurch zwischen beiden Kasserolen ein eben so großer Zwischenraum entstehet. Die äußere Kasserole hat an ihrem Rande einen kleinen Vorsprung, der eine Eingußöffnung bildet, durch welche dieser Zwischenraum mit Wasser gefüllt werden kann. Das kleinere Kasserol wird hierauf mit dem abzudampfenden Saft gefüllet, beide über das Feuer gestellt und das im Zwischenraume befindliche Wasser zum Sieden gebracht. Dieses theilt seine Wärme dem im inneren Kasserole befindlichen Safte mit, und bringt diesen zum Abdampfen, ohne daß ein Anbrennen desselben möglich wird. Der Verwalter machte, als er in Gegenwart der dazu Eingeladenen diese Abdampfung vornahm, diese auf einen Umstand aufmerksam, der für die Beschleunigung des Verfahrens und auf Ersparung des dafür nöthigen Holzes von Wichtigkeit ist. Wenn man nämlich den abzudampfenden Saft in der inneren Kasserole ruhig stehen läßt, ohne ihn umzurühren, so kommt das zwischen beiden Kasserolen befindliche Wasser in heftiges Sieden, verdampft bald und muß oft nachgefüllet werden, während der Saft in der inneren Kasserole nur sehr

langsam abdampft. Sobald man aber den Saft umzurühren anfängt, so steigt ein dichter Dampf von demselben auf, das Wasser hört auf zu sieden, und verdampft nun sehr langsam, so daß das Nachfüllen desselben lange unnöthig bleibt und der Saft schneller abdampft. Die Wärme gehet, sobald umgerührt wird, aus dem Wasser schnell in den abzudampfenden Saft über, um dort jene zu ersetzen, welche diesem durch den aufsteigenden Dampf entzogen wird, wodurch das Wasser zu sieden aufhört. Bleibt der Saft unaufgerührt stehen, so erhebt sich weniger Dampf, die von dem Feuer dem Wasser mitgetheilte Wärme wird verwendet, um dieses in Dampf zu verwandeln, der Saft bleibt nun langsam verdampfend in der Kasserole, und es wird viel mehr Holz und Zeit nothwendig, um den Saft bis zur Honigdicke abzudampfen. Es ist daher fleißiges und unausgesetztes Umrühren nothwendig. Doch wird, wenn der Ofen oder der Kochherd noch hinlänglich warm ist, um die Abdampfung zu fördern, aber nicht so heiß, um ein Anbrennen des Sirups befürchten zu lassen, dieser in seiner weißblechernen Kasserole dahin gestellt, um das eben beschriebene Verfahren abzukürzen.

Tull ließ sich bald eine Presse und ein Abdampfungsgefäß dieser Art anfertigen. Im folgenden Jahre ahmten ihm Hochfeld und Weismann, wie wir bereits gesagt haben, nach. Sie machten bald Sirup auch von Reine-Clauden, der noch viel süßer und besser, als der von Zwetschgen wurde, und von gelben Eierpflaumen, die ungemein viel Saft gaben. Sie verfertigten auch Sirup von dem Safte der Aepfel und Birnen, nachdem man in Wiesenbrunn angefangen hatte, aus diesen Früchten Most entweder zum Getränke oder zum Essig zu bereiten. Die Weiber der drei Schwäger und Hochfelds verwandeln immer einen Theil dieses Mostes in Sirup, wie der aus Zwetschgen und Pflaumen. Es wird hiebei, da die Kasserole den Most nicht mit einemmale fassen kann, dieser immer zugleich in einem besonderen Gefäße, das über die Rauchöffnung des Kochherdes gestellet wird, warm gemacht und warm erhalten, um damit das abdampfende Sirupgefäß immer voll erhalten zu können, bis dieses endlich ganz mit hinlänglich dickem Sirup gefüllet wird.

Dieser Sirup stehet, wenn er aus vollkommen reifen und guten Früchten sorgfältig und reinlich auf die hier beschriebene Weise bereitet wird, an Süßigkeit und an Reinheit des Geschmackes dem besten Honig nicht nach. Er kann statt des Zuckers zu allen Speisen gebraucht

werden, wozu Honig angewendet werden kann, nur zu solchen nicht, zu welchen der ganz. reine Zuckergeschmack ohne allen Nebengeschmack erfodert wird, wie z. B. für den Kaffee. Marie brachte zuerst einiges von diesem Sirup in ganz kleinen Geschirren in die Stadt, und gab ihn theils um sehr geringe Preise, theils als Geschenk an Familien, welche gewöhnlich Butter und Gemüse von ihr kauften. Er fand bald Beifall. Sie erhielt Bestellungen für das künftige Jahr, und diese vermehrten sich mit jedem Jahre, und endlich ist dieser Sirup eine nicht zu verachtende Erwerbsquelle für die drei fleißigen und thätigen Schwägerinnen und für Hochfelds Frau geworden.

Aber nicht allein getrocknetes Obst und Sirup vermehren diese kleinen Hauseinnahmen, sondern noch manche andere Zubereitungen des Obstes, welche sie anfangs, ohne auf Verkauf Rechnung zu machen, ganz allein für ihre Kinder machten, aber durch die Reinlichkeit und Güte, die sie auszeichneten, bald Käufer in der Stadt fanden. Wir wollen nun auch diese kennen lernen.

Die wichtigste Bereitung dieser Art ist dick eingekochtes Obst, theils Zwetschgen, theils Birnen und Aepfel. Von den letztern werden immer jene vorgezogen, welche den süßesten Geschmack haben. Die Bereitung dieses Obstbreies oder Muses ist so bekannt, daß es kaum nöthig ist, etwas darüber zu sagen. Als Marie demselben einen Absatz in der Stadt eröffnet hatte, suchten diese Weiber dasselbe noch besser und einladender zu machen, und dieses auf folgende Weise.

Sie gießen an ihr Obst noch etwas ausgepreßten Most, während es gekocht wird. Es ist leicht einzusehen, daß es dadurch noch süßer und haltbarer wird. An den Brei, der von Birnen und Aepfeln gemacht wird, bringen sie manchmal auch Saft von rothen Kirschen oder Hollunderbeeren. Es werden diese Beeren in einem Haarsiebe, über dem Tiegel, in welchem das Obst gekocht wird, gequetscht und umgerührt. Der Saft fließt sehr leicht durch, und der Brei erhält dadurch eine schöne rothe Farbe und einen angenehmen Geschmack. Ehe er in die Gefäße, in welchen er aufbewahrt werden soll, gefüllt wird, werden manchmal noch gestoßene Gewürznelken hinzugethan. Würden sie mitgekocht, so würde, da das Gewürzhafte derselben flüchtig ist, ihr Geschmack und Geruch größtentheils verloren gehen.

Wir haben im fünfundzwanzigsten Kapitel gesehen, daß Georg eine Anzahl von Hollundersträuchen an den Umfang seiner Aecker gepflanzt hat. Sie trugen bald sehr reichlich. Marie bereitet daraus

eine Latwerge auf ähnliche Weise. Es wird ungefähr der fünfte Theil reifer Zwetschgen mitgekocht. Auch diese Zubereitung, welche anfangs nur für die Kinder im Hause bestimmt war, wurde bald ein Gegenstand des Verkaufes. Nicht minder fanden getrocknete Hollunderbeeren einen guten Absatz, sobald das Heranwachsen der vielen später um Wiesenbrunn gepflanzten Hollundersträuche Beeren in reichlicher Menge brachten.

Als dieser kleine Handel mit Sirup und gekochtem Obst einige Ausdehnung erhalten hatte, ließ Georg für unsere Hauswirthinnen von einem Töpfer eigene Gefäße dafür verfertigen, mit einer etwas engeren Oeffnung, damit sie leichter verstopft werden konnten, ungefähr von der Gestalt der bekannten Senftiegel, aber größer als diese. Sie erhalten eine weiße Glasur, haben ein gutes Aussehen und sind wohlfeil. Fromholz versuchte es, Pfropfen von der Rinde von Tannenholz dafür zu machen. Sie gelangen gut und verschließen die Gefäße, wenn sie mit diesen Pfropfen in geschmolzenes Pech getaucht werden, vollkommen.

In das Gehege, in welches Hollundersträuche gepflanzt wurden, hatte Georg auch wilde Rosen aufgenommen. Es war die Rosenart, welche man die Hundsrose *) nennt, weil sie die besten Früchte bringt. Sie werden in einigen Gegenden Hagebutten, in andern z. B. in Franken, Hiefen genannt. Der Gärtner des Grafen zog in den ihm anvertrauten Gärten eine Art, welche noch größere Früchte bringt, und wahrscheinlich eine durch Kultur veredelte wilde Rose ist. Er gab Fromholz einige junge Sträuche derselben, welche dieser ebenfalls in die Umfassung seiner Felder setzte. Wenn sie reif waren, sammelte sie Marie mit ihren Kindern, so lange diese noch klein waren. Sie wurden zu Hause von einander geschnitten, und die Kerne herausgenommen. Die Kinder und die Mädchen aus dem Dorfe, welche ihr dabei halfen, klagten sehr über die stechende und kratzende Empfindung, welche die kleinen zwischen den Kernen befindlichen steifen Härchen an den Händen, vorzüglich zwischen den Fingern verursachten. Marie ließ sie auf Hochfelds Rath die Hände in Wasser, das so warm war, als sie es ertragen konnten, tauchen, worauf dieses Stechen sogleich aufhörte. Die steifen Härchen, welche es verursachen, werden nämlich durch das heiße Wasser schnell welk und weich, und können nicht mehr stechen. Die von ihren Kernen befreiten Früchte benutzte Marie auf zwei verschie-

*) Rosa canina.

dene Weisen. Die eine hatte sie von Theresen gelernt. Die Hagebutten, so wollen wir sie nennen, werden in ein Geschirr gelegt, bis sie weich und teigicht werden. Dieses wird durch mäßige Wärme, wenn man diese Früchte in einem zugedeckten Gefäße über warmes Wasser stellet, sehr befördert. Sie werden dann durch ein Sieb getrieben, das Durchgetriebene gewogen, unter drei Pfunde dieses Teigs ein Pfund zerstoßenen Zuckers gemengt, und dann mit gehöriger Vorsicht gegen das Anbrennen über dem Feuer bis zur Siedhitze erwärmt und dadurch verdickt. Da dieses Hagebutten- oder Hirsenmark, so nennt man es, zu gebratenem Geflügel oder anderm Braten eine sehr beliebte Zugabe ist, so fehlte es Marien nie an Käufern dafür.

Von den von ihren Kernen befreiten Hagebutten trocknete Marie, als sie deren von ihren Hecken mehr erhielt, einen Theil auf dem Ofen. Auch für diese fand sie bald Käufer, weil, wenn sie mit Wein und Wasser gekocht durch ein Sieb getrieben werden, eine sehr wohlschmeckende süße Brühe geben, die auf ähnliche Weise, wie das mit Zucker bereitete Hagenbuttenmark, genossen wird.

Diese kleinen Nebenbenutzungen der Obstarten sind allmählig für diese fleißigen Hausfrauen eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle geworden. Sie wurde für sie noch nützlicher durch die Sparkasse, in der sie jede kleine Einnahme sogleich anlegen konnten. Denn obwohl diese kleinen Erwerbsquellen einzeln genommen eben nicht von großer Bedeutung sind, so sammelte sich doch nach zwei oder drei Jahren dadurch in der Sparkasse ein Sümmchen, das für sie nichts weniger als unbedeutend war, und vieles zu dem immer zunehmenden Wohlstande dieser fleißigen und sparsamen Familien beitrug.

Wenn diese Nebenbenutzungen des Obstes so vielen Vortheil in die kleinen weiblichen Haushaltungen brachten, so kann der ungemein große Ertrag, womit die Sorgfalt, die man in Wiesenbrunn auf die Pflanzung und Pflege der Obstbäume, die in wenigen Jahren sich bis zu mehreren Tausenden vermehrten, verwendet wurde, nicht mehr unerwartet sein. Vorzüglich sind es die Zwetschgen, die bald nicht mehr von einigen Weibern auf dem Stubenofen, sondern, sowie die Bäume immer zahlreicher und tragbarer wurden, in vielen Dörröfen getrocknet wurden, und wesentlich den Wohlstand der Gemeinde erhöhen halfen. Gegenwärtig werden beinahe alle Jahre einige hundert Zentner derselben verkauft. Auch die getrockneten Aepfel und Birnen geben einen nicht unbedeutenden, obwohl nicht so hohen Ertrag. Diese Obstarten wer-

den mehr zu Most benutzt, der in Wein, größtentheils aber in Essig verwandelt wird.

Ehe man das Obst unter die Presse bringt, muß es gequetscht werden. Ehemals verrichteten die meisten Bauern diese Arbeit, indem sie das Obst in hölzernen Trögen mit Stampfen zerstießen. Dieses war aber eine langsame, ermüdende, und dennoch dem Zwecke nur unvollkommen entsprechende Arbeit. Der Graf hatte dafür eine sehr gute Vorrichtung machen lassen, die bald von den meisten Bauern nachgeahmt wurde. Sie bestehet in ungefähr 18 Zoll dicken gerieften Walzen von hartem Holze, die $^1/_2$ Zoll von einander abstehen und von zwei Männern gegen einander umgedrehet werden. Ueber denselben stehet ein viereckiger hölzerner Trichter. In diesen wird das Obst geschüttet, welches von den sich umdrehenden Walzen ergriffen und zerdrückt wird, und dann in ein unter den Walzen stehendes Gefäß fällt. Die Aepfel bleiben vorher einige Zeit lang auf Haufen liegen, um erst nachzureifen. Wenn der Saft aus diesen zermalmten Aepfeln oder Birnen ausgepreßt ist, wird er in Wein oder in Essig verwandelt. Das erste geschieht, da die Gegend von Wiesenbrunn nicht zu den gelindern gehört, nur in sehr guten Jahren, und nur mit den Sorten von Borstorfern und Reinetten, weil diese den besten Obstwein geben. Wenn der Most ausgepreßt ist, wird ungefähr der fünfte Theil desselben warm gemacht, und mit dem übrigen vermengt in ein Faß gefüllt, in welchen er bald in Gährung übergehet. Sobald diese vorüber ist, was man daran erkennt, daß der Most nicht mehr schäumt, wird er in ein anderes Faß abgezogen und dieses zugespundet. Der Most bleibt nun ruhig im Keller liegen, bis er vollkommen in Wein verwandelt ist. Ganz auf ähnliche Weise wird der Most behandelt, der zu Essig werden soll. Nur wird er, wenn die erste Gährung vorüber ist, nicht in den Keller, sondern an einen warmen Ort gebracht, wo dann die Essiggährung eintritt. Wenn die Birnen oder Aepfel etwas faul zu werden anfangen, so sind sie darum nicht unbrauchbar, denn sie sind dann nicht allein leichter auszupressen, sondern sie geben sogar einen bessern Essig.

Neunzigstes Kapitel.

3) Brechen und Hecheln des Flachses und des Hanfes.

Wie wichtig der Bau des Flachses und des Hanfes und die Bearbeitung von beiden nach und nach für Wiesenbrunn geworden war,

habe ich schon angeführt. Wir wissen auch, wie man in dieser Gemeinde mit dem Baue und mit der Pflege beider Pflanzen zu Werk gehet. Wenn sie vom Felde gebracht und geröstet sind, fängt die häusliche Bearbeitung derselben an. Wir wollen nun sehen, wie diese in Wiesenbrunn betrieben wird.

Ehe der Flachs oder der Hanf gebrochen wird, muß er bekanntlich einem ziemlich hohen Wärmegrade ausgesetzet werden. In Bayern, in der Gegend zwischen der Donau und Böhmen, wo die Kultur und die Bearbeitung des Flachses eine der vorzüglichsten Erwerbsquellen des Landmanns ist, hat man dafür eigne Häuser, welche man Brechhäuser nennt, und welche der Feuersgefahr wegen von den Dörfern etwas entfernt erbauet sind. Sie bestehen aus einer großen Stube mit einem ungeheuren irdenen Ofen, und aus einem an der Vorderseite des Hauses liegenden, von dem weit vorspringenden Dache bedeckten Raum, in welchem der Flachs gebrochen wird, nachdem er in der stark geheizten Stube gehörig getrocknet oder vielmehr gedörret worden ist. Als der Flachsbau in Wiesenbrunn eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, wurde auf den Vorschlag des Schulzen Kramer, der vor einigen Jahren diese Gegenden und diese Brechhäuser kennen gelernt hatte, beschlossen, eines für Wiesenbrunn zu erbauen. Man wollte aber die Unbequemlichkeit, die Holzverschwendung und die Feuersgefahr vermeiden, welche von jenen Brechhäusern ihrer unvollkommenen Einrichtung wegen unzertrennlich sind. Es wurde der Maurermeister Maler zu Rath gezogen, und dieser machte einen Riß zu einem Brechhause, das von jenen Unvollkommenheiten frei sein sollte. Er baute es, und man überzeugte sich bald durch die Erfahrung, daß es alles leiste, was er versprochen hatte.

Maler gab der Dörrstube eine Länge von 24, eine Breite von 16 und eine Höhe von 8 Fuß. An einer der schmalen Seiten erbaute er den von außen zu heizenden Ofen, der 4 Fuß tief im Boden stehet. Von diesem gehet ein Rauchkanal aus, der in dem Boden der Stube und längs einer der langen Seiten sich hinzieht und dann in dem am andern Ende des Brechhauses sich erhebenden Schlott endet. Seine Decke liegt dem Boden der Stube gleich, und theilt, da er mit dünnen Thonplatten gedeckt ist, dieser noch Wärme mit. Damit die Wärme des Ofens sich gleichförmiger verbreite, und das von demselben entferntere Ende der Stube eben so gut als der übrige Raum erwärmt werde, machte Maler folgende Einrichtung. Der Ofen stehet, wie ich

gesagt habe, in einer 4 Fuß tiefen Grube. In dieser ist er mit seinen vier Seiten 8 Zoll von den Wänden dieser Grube entfernt. So weit er über dieselbe hervorragt, ist er mit einer Wand von auf die schmale Seite gestellten Backsteinen umgeben, die ebenfalls 8 Zoll weit vom Ofen abstehet, und nur eine Fortsetzung der Seitenwände der Grube nach oben hin ist. Von dem entgegengesetzten Ende der Stube ist unter dem Boden derselben ein 10 Zoll weiter und 8 Zoll hoher Kanal in die Grube und in den hohlen Raum, der den Ofen umgibt, geführt. Die in diesem engen Raume von dem eisernen Ofen stark erhitzte Luft steigt schnell aufwärts, und kann in demselben nur von dem entfernteren Ende der Stube her durch jenen Kanal wieder ersetzt werden. Auf diese Weise entstehet eine fortwährende Bewegung der erwärmten Luft vom Ofen durch die ganze Länge der Stube bis zur Einmündung des Luftkanals und durch diesen wieder zum Ofen. Zugleich wird dadurch ein großer Theil Luft, die oben immer wärmer ist, als unten, von der Decke der Stube herabgeführt, und die Wärme gleichförmiger in derselben verbreitet, so daß sie an den beiden Enden derselben, an der Decke und am Boden wenig von einander verschieden ist. Rund herum an den Wänden der Stube sind Gestelle, auf welche der zu trocknende Flachs und Hanf gelegt wird.

An der längern Seite des Hauses, in welcher auch die Thüre der Stube ist, ist ein breiter, offner, mit einem Dache bedeckter Raum, in welchem der Flachs oder Hanf gebrochen wird. Die Gestalt der sogenannten Flachsbrechen ist überall bekannt und wer weiß es nicht, daß das Brechen des Flachses mit denselben eine sehr ermüdende Arbeit ist. Nur Männer und starke Weibsleute, aber nicht jüngere Leute und Mädchen sind dafür kräftig genug. Der Müller Pfuhl, der, wie wir wissen, eine Vorrichtung in seiner Mühle gemacht hatte, um Knochen zu Düngerpulver zu zermalmen, dachte über eine Vorrichtung nach, um diese ermüdende Arbeit durch die Kraft des Wassers entbehrlich zu machen, und kam damit bald zu Stande.

Er versah das außer der Mühle liegende Ende einer Radwelle mit einem Stirnrade, das in das Getriebe einer andern Welle eingreifend, diese ziemlich schnell umtreibt. Diese unter einem kleinen Dache liegende Welle ist mit Daumen versehen, welche die etwas schwereren Brechstöcke, als es die der gewöhnlichen Flachsbrechen sind, heben und wieder fallen lassen. Die das Brechen zu besorgen haben, verfahren dabei auf die ganz gewöhnliche Weise, nur haben sie nicht nöthig, die

schweren Brechstöcke zu handhaben. Die Arbeit geschieht schneller und leichter und kann auch von minder kräftigen Leuten verrichtet werden. Bald machten auch andere gegen geringe Vergeltung an den Müller von dieser Brechmühle Gebrauch und waren unerschöpflich im Lobe derselben.

Diese Anstalt Pfuhls war aber unzureichend für die ganze Gemeinde. Man beschloß daher neben dem Brechhause eine ähnliche von einem Ochsen oder Pferde getriebene Brechmühle zu errichten. Maurermeister Maler und Müller Pfuhl, welche sich dafür vereinigt hatten, kamen bald damit zu Stande. Sie bestehet aus einer senkrechten Welle mit einem wagrechten Seitenarm, an welchem das Pferd oder der Ochs eingespannt wird. Oben an dieser Welle ist ein Kammrad, welches mittels eines Getriebes, in das es eingreift, eine wagrechte Daumwelle, welche 12 Brechstäbe in Bewegung setzt, umtreibt. Es ist die Ordnung festgesetzt, nach welcher die Bauern, welche Zugvieh haben, diese Brechmühle in Bewegung setzen. Immer hat der, welchen die Reihe trifft, diese Arbeit für einen halben Tag zu leisten. Den kleinern Feldbesitzern, welche kein Zugvieh oder nur Kühe haben, werden drei oder vier dieser Brechstäbe überlassen. Und so gehet jeden Herbst diese sonst so mühsame Arbeit des Flachsbrechens leicht, viel schneller und ohne Anstand vorüber. Man bezahlt eine kleine unbedeutende Abgabe für den Gebrauch einer Stampfe, wofür die Kosten des Baues und der Erhaltung derselben bestritten werden.

Auf diese Weise wird der Flachs bis zum Hecheln fertig, will man ihm aber die Eigenschaft ertheilen, durch das Hecheln noch feiner zu werden, als er es werden kann, wenn er unmittelbar nach dem Brechen gehechelt wird, so wird dafür noch ein vorbereitendes Verfahren nothwendig.

Jede Flachsfaser, die nach dem Brechen erscheint, ist aus mehreren Fasern zusamengesetzt, die durch einen natürlichen harzartigen Leim mit einander verbunden sind. Man kann sich sehr leicht davon überzeugen, wenn man einzelne dieser Fasern etwas sorgfältig untersucht. Man wird sie immer ziemlich leicht in zwei oder mehrere Fasern zertheilen können. Je vollkommener diese Trennung bewirkt wird, je feineren Flachs erhält man. Es ist, um diesen Zweck zu erreichen, nothwendig, jenen Leim aufzulösen. Dieß geschieht in Wiesenbrunn auf folgende Weise.

Man legt auf den Boden einer Kufe eine Lage bereits gebrochenen Flachses, darauf eine Schichte abgeschälter Baumzweige, welche

vorher, damit sie dem Flachse keine Farbe mittheilen, in heißem Wasser ausgelaugt werden, in sich durchkreuzender Richtung, dann wieder in eine Lage Flachs, und fährt auf diese Weise fort, bis die Kufe voll ist. Die Zweige hindern das Festaufeinanderliegen des Flachses, damit er von dem darauf gegossenen Wasser durchdrungen werden kann. Dieses wird bereitet, indem man für jedes Pfund Flachs zwei Hände voll Kleien mit einer Hand voll Salz mengt, mit siedendem Wasser übergießt, umrührt, sich setzen läßt, das Wasser abgießt, dieses wieder bis zum Sieden erhizt, und dann über den mit doppelter Leinwand bedeckten Flachs gießt, der nun zwei Stunden lang in der Kufe stehen bleibt. Während dem bereitet man doppelt so viel Lauge, als die mit Flachs gefüllte Kufe faßt. Man läßt aus dieser durch eine unmittelbar über dem Boden befindliche Oeffnung das darin enthaltene Wasser ablaufen, und gießt die siedend heiße Lauge darüber. Wenn diese anfängt sich abzukühlen, läßt man sie ebenfalls ablaufen, und gießt die unterdessen erhitzte übrige Lauge darüber. Damit wird zwei Stunden lang fortgefahren. Dann wird der Flachs handvollweise aus der Kufe herausgenommen, im reinen Wasser ausgespült, ausgerungen und getrocknet. Er wird nun wieder unter die Breche gebracht, wodurch sich die nun von ihrem Leim befreiten Fasern viel vollkommener als vorher trennen, und der Flachs durch das Hecheln viel feiner wird, als er ohne diese Behandlung geworden sein würde.

Will man den Flachs noch feiner machen, so setzt man die so eben beschriebene Behandlung desselben auf eine etwas abgeänderte Weise noch länger fort. Man gießt, nachdem man die beschriebene Lauge abgegossen hat, eine neue darüber, die auf folgende Weise bereitet wird. Man löset auf 100 Pfund Flachs 6 Pfund Seife und 4 Pfund Pottasche in heißem Wasser auf. Mit dieser Lauge wird der Flachs wieder wie vorher zwei Stunden lang gebrüht, und dann bleibt er wohlbedeckt 24 Stunden lang ruhig stehen. Dann wird die Lauge abgelassen und die Kufe zuerst mit warmem, dann mit kaltem Wasser gefüllt. Wenn so viel von saurer Milch abgeschöpfte Molke zu Gebot stehet, so wird der Flachs etwa noch zwölf Stunden lang in diese gelegt, wodurch er noch mehr gewinnt. Er wird dann ausgewaschen, getrocknet und unter die Breche gebracht, wie vorher gesagt worden ist. Noch muß bemerkt werden, daß die Lauge nicht eher abgelassen werden soll, bis die wieder erwärmte aufgegossen werden kann, weil man es für den Flachs für schädlich hält, ihn ohne Lauge blos im heißen Dampfe in der Kufe

liegen zu lassen. Dieses Verfahren wird in Wiesenbrunn für die Bereitung feineren Flachses fleißig beobachtet.

Der auf diese Weise behandelte Flachs muß nun gehechelt werden. Die gewöhnlichen Hecheln sind meistens klein, die Hechelspitzen in ihrer ganzen Länge rund, ziemlich von einander abstehend und in zu geringer Anzahl. Wir wissen, daß die Gräfin Marien und Lenoren an ihrem Hochzeitstage niederländische Hecheln zum Geschenke gemacht hat. Diese Hecheln sind viel größer, die Stacheln derselben näher beisammen, in viel größerer Zahl, indem sie eine größere Fläche einnehmen, und nur an den Spitzen rund, unten aber vierkantig. Die Arbeit schreitet mit diesen Hecheln mehr als doppelt so schnell vorwärts, und der Flachs kann darauf feiner und vollkommener gehechelt werden, wozu die Kanten der unten viereckigen Hechelspitzen sehr vieles beitragen, weil sie die etwa noch am Flachse klebende Rinde, und die feinen häutigen Umgebungen der einzelnen Faserbündeln, wodurch mehrere Flachsfasern in eine verbunden werden, wegnehmen oder abstreifen. Ich habe erzählt, welche wichtige Dienste diese Hecheln den beiden Weibern, welche sie zum Geschenk erhielten, leisteten, und wie sie vorzüglich Marien eine kleine Erwerbsquelle öffneten. Bald wünschten mehrere Weiber in Wiesenbrunn solche Hecheln zu haben, aber es dauerte lange, bis ein Arbeiter gefunden wurde, der im Stande war, sie nachzuahmen. Endlich versuchte es ein geschickter Geschmeidemacher in der Stadt, der Marien bat, ihm ihre Hechel für eine kurze Zeit zu überlassen, und es gelang ihm bald, sie vollkommen nachzuahmen, nachdem er einen Nadler gefunden hatte, der ihm die Spitzen machte. Er machte zwei Arten derselben, eine mit feinen, die andere mit weniger feinen Stacheln. Obwohl sie ungefähr achtmal so theuer waren, als die gewöhnlichen Hecheln, so war doch bald jede fleißige Hauswirthin in Wiesenbrunn damit versehen, und bald wurde der schön und rein gehaltene Flachs dieses Dorfes so eifrig gesucht, daß der, welcher auf den Feldern dieser Gemeinde wuchs, für den eignen Gebrauch und für die viele Nachfrage nicht mehr hinreichte, und die Bäuerinnen dieses Dorfes es nöthig fanden, ungehechelten Flachs von benachbarten Bauern zu kaufen. Wir werden sehen, welche Mittel die Gemeindevorstände anwendeten, den Flachs und das Garn dieses Dorfes in einen ausgedehnten guten Ruf zu bringen und in demselben zu erhalten.

Einundneunzigstes Kapitel.

Spinnen und Verfertigung von Leinwand und Zwirn und Sorgfalt der Gemeinde für gute Waare.

Wir haben im dreiunddreißigsten Kapitel gesehen, welche Sorgfalt die Gräfin von Ranfels anwendete, die Spinnerei in Wiesenbrunn zu vervollkommnen, und wie sie die zwei Bäuerinnen Marie und Lenore bewog, Lehrerinnen in der Kunst des Spinnens zu werden. Wirklich wurde diese Kunst bald von so vielen und so vollkommen gelernt, daß in keinem Dorfe weit umher so vieles und so schönes Garn gesponnen werden konnte, als in Wiesenbrunn. Doch fand der Webermeister bald einen Fehler zu rügen, der nun oft begangen wurde. Manche Spinnerin nemlich, die sich auf ihre Kunst, einen recht feinen Faden zu spinnen, etwas zu gut that, spann den Faden feiner, als es dem Flachse, den sie auf dem Rocken hatte, angemessen war, und das Garn verlor dadurch an Haltbarkeit. Der Weber bemerkte dieses gar bald, denn der Faden riß ihm gar zu leicht, vorzüglich, wenn er dieses Garn zum Zettel oder zur Kette genommen hatte. Er belehrte nun diese zu fleißigen Spinnerinnen, daß der Faden, wenn er hinlänglich haltbar sein solle, aus einer gewissen Anzahl von Flachsfasern zusammengedrehet sein müsse, und daß er aufhöre, haltbar zu sein, wenn dieser Fasern zu wenig seien. Dieses müßte nothwendig geschehen, wenn man aus einem Flachse feineres Garn spinnen wolle, als die Feinheit desselben ertragen könne. In dem Verhältniß, als man feineres Garn haben wolle, müßte auch der Flachs feiner sein, sonst werde man zwar feines aber schwaches und unhaltbares Garn spinnen. Das war diesen Spinnerinnen wohl begreiflich, und da der Weber kein schwaches Garn dieser Art mehr annahm, und zu gleicher Zeit die Kunst, den Faden zu verfeinern und zu hecheln, immer mehr und vollkommner ausgeübt wurde, wodurch es diesen fleißigen Feinspinnerinnen nie an hinlänglich feinem Flachse fehlte, um ihrem fein gesponnenen Garne auch die nöthige Haltbarkeit bewahren zu können, so hatte der Weber bald keine Ursache mehr, über zu schwachen Faden zu klagen.

Manchmal hatte der Weber noch eine andere Ursache, mit dem Faden unzufrieden zu sein. Er fand ihn nemlich zu stark gedrehet. Dieses war seit einiger Zeit besonders oft der Fall, seit die niederländischen Spinnräder, welche Mariens und Lenorens Rädern nachgemacht worden waren, mehr in Gebrauch kamen. Diese Räder drehen nemlich,

weil sie bedeutend größer sind als die gewöhnlichen, den Faden schneller. Wird er nun nicht schneller aus dem Rocken gezogen, so wird er zu viel gedrehet. Um jenes thun zu können, wird aber ein sehr rein gehechelter Flachs erfordert. Der Gebrauch der niederländischen Hechel war aber noch nicht so gemein geworden, wie der des Rades, und da mit den gewöhnlichen Hecheln der Flachs nicht so schön und rein gehechelt werden konnte, als es für dieses Rad nothwendig ist, so konnte der Faden nicht immer um eben so viel schneller gebildet werden, als schneller gedrehet wurde. Sobald aber auf allen diesen Rädern auch rein gehechelter Flachs gesponnen werden konnte, sobald verschwand auch jene Unvollkommenheit des Garns, und die Spinnerinnen waren im Stande, nicht nur feineres, sondern auch um ein Drittheil mehr Garn in der nemlichen Zeit zu spinnen.

Eine noch größere Beschleunigung und auch Verbesserung des Spinnens wurde durch die Einführung des doppelt Spinnens oder des Spinnens von zwei Faden zugleich auf einem mit zwei Spulen versehenem Rade bewirkt. Marie hatte sich, wie wir schon erzählet haben, von dem Drechsler in der Stadt ein Rad mit zwei Spulen, aber ganz nach dem Baue des Rades, das sie von der Gräfin erhalten hatte, machen lassen. Sie theilte die Fertigkeit, zwei Faden zugleich zu spinnen, bald auch ihren Schülerinnen mit. Die zweispuligen Räder vermehrten sich, und bald kam das Doppeltspinnen in Wiesenbrunn in ziemlich allgemeinen Gebrauch. Die Spinnerinnen waren dadurch im Stande, in der nemlichen Zeit, in welcher sie auf dem einfachen Rade drei Stränge spannen, nun vier oder fünfe zu spinnen, und dieses war für sie wohl Antrieb genug, ihre Räder zweispulig einrichten zu lassen, und darauf spinnen zu lernen. Es ging viel leichter als man glauben sollte. Marie hatte es gelernt, ohne vorher ein zweispüliges Rad gesehen zu haben. Ihr Vater, der Schullehrer Weismann, hatte einst eine Reise nach Oberösterreich gemacht, wo vorzüglich in den am linken Ufer der Donau liegenden Berggegenden das Doppelspinnen allgemein im Gebrauche ist, und die großen Vortheile dieser Spinnerei wurden von ihm leicht eingesehen. Er nahm ein Rad mit zwei Spulen mit nach Haus, und machte seiner Marie ein Geschenk damit. Diese wußte freilich anfangs nicht, wie sie damit zurecht kommen sollte. Aber auf das Zureden ihres Vaters, und indem sie dessen Bemerkungen und Erinnerungen, die er ihr während ihres fortgesetzten Versuches machte, denn er hatte sich in Oesterreich wohl etwas sorgfältiger um diese Art zu

spinnen umgesehen, kamen sie schneller und leichter, als es ihr anfangs möglich geschienen hatte, damit zurecht. Es würde meine Leserinnen, wenn ich welche haben sollte, wenig helfen, wenn ich ihnen beschreiben wollte oder könnte, auf welche Weise sie zum Ziele gelangte, genug, sie lernte es bald, und als sie später auf der Gräfin Veranlassung eine Zahl von Schülerinnen um sich versammelt hatte, lernten diese es unter ihrer Anleitung viel schneller, als früher es ihre Lehrerin gelernt hatte.

Der Webermeister war mit diesem auf zwei Spulen gesponnenem Garne sehr zufrieden. Er versicherte, daß die aus demselben gewebte Leinwand dichter werde. Er erzählte, daß er, als er in der Fremde war, in jenen Gegenden, wo die Verfertigung und der Verkauf der Leinwand, um ihren Ruf zu erhalten, unter öffentlicher Aufsicht stehen, und wo die Leinwand, ehe sie in den Handel kommt, untersucht und der Preis derselben bestimmt wird, oft bemerkt habe, daß aus auf zweispuligen Rädern gesponnenem Garne verfertigte Leinwand bei übrigens gleicher Feinheit immer zu höheren Preisen, als andere geschätzt wurde.

Da die Spinnerei, vorzüglich die Feinspinnerei, in Wiesenbrunn sich immer mehr verbreitete, so machte auch die Verfertigung von Leinwand mit derselben gleiche Fortschritte. Es fand sich bald keine Haushaltung mehr im Dorfe, welche nicht mehr als ein Stück Leinwand des Jahres zum Verkaufe brachte. Von mancher Familie wurden deren mehrere jedes Jahr verkauft, indem sie Garn um Lohn spinnen ließen. Wie nützlich dieser, wenn auch oft kleine Erwerb für die Einzelnen wurde, konnte am meisten aus den in die Sparkasse gemachten Einlagen wahrgenommen werden, denn es war kaum eine der ärmsten Familien, wovon nicht beinahe jedes Mitglied ein paar Gulden darin angelegt hatte, und im Ganzen betrugen die von den Spinnerinnen in diese Kasse gelegten Ersparnisse immer einige hundert Gulden im Jahre. Diese Betriebsamkeit erhielt noch einige Aufmunterung durch die Verfertigung von Zwirn. Der Webermeister, dessen Gewerbe sich immer mehr erweiterte, dehnte es bald auch auf diesen Gegenstand aus. Er versah sich mit einer einfachen Zwirnmaschine, welche eine Anzahl von 40 Faden zugleich drehte. Da er dadurch viel gleichförmiger gedrehten Zwirn verfertigen konnte, als man auf dem Spinnrade zu machen im Stande ist, so erhielt er bald einen ansehnlichen Absatz, und indem er auf diese Weise vieles Garn in Zwirn verwandelte, gab er den fleißi-

gen Spinnerinnen manchen Gulden zu verdienen, wovon beinahe immer ein Theil in die Sparkasse wanderte. Seine Webstühle hatten sich nach und nach bis zur Zahl von sechsen vermehrt, und er konnte auf denselben kaum die Arbeit fertig bringen, welche bei ihm bestellet wurde. Außerdem wurde in Wiesenbrunn noch eine bedeutende Menge von rein gehecheltem Flachs verkauft, und der Erlös aus allen diesen Gegenständen war allmählig bis zum Betrage von einigen tausend Gulden im Jahre gestiegen.

Obwohl Redlichkeit in allen Dingen in dieser von dem Pfarrer seit vielen Jahren unterrichteten und gebildeten Gemeinde vorherrschend war, so fehlte es doch nicht an wenigen Einzelnen, über deren Redlichkeit der Wunsch, einigen Vortheil zu erringen, manchmal einen Sieg errang. Dieses war denn auch im Handel mit Flachs manchmal der Fall. Dieser wurde, als rein gehechelt in 10 Pfund schweren Bündeln verkauft. Es geschah einigemale, daß eigennützige Verkäufer in die Mitte dieser Bündel schlecht gehechelte oder kürzern Flachs enthaltende Büschel oder Reisten, wie man sie in diesen Gegenden nennt, legten, welche die Käufer erst entdeckten, als es zu spät war. Dieses geschah zwar selten, und war eben nicht besonders auffallend, da ähnliche Unredlichkeiten im Handel oft genug vorkommen. Doch wünschte der Pfarrer und alle für den Ruf der Gemeinde eifrig besorgten Mitglieder derselben, daß man Niemand in Wiesenbrunn einen Vorwurf dieser Art sollte machen können, und daß das Vertrauen auf die Redlichkeit der Gemeinde unbeschränkt sein, und fest begründet werden sollte. Er erinnerte seine Pfarrkinder an das, was ihnen der Webermeister schon von den polizeilichen Anstalten in Ländern erzählt hatte, in welchen die Verarbeitung des Flachses eine wichtige Erwerbsquelle bildet, um das Vertrauen auf die Güte der Waaren und den Absatz derselben zu befördern und sicher zu stellen. Dieses sind zwar Anstalten, sagte er, welche für ganze Provinzen getroffen worden sind, und deren Nutzen, eben darum um so größer und ausgedehnter ist. Aber warum, sagte er, sollte in einem Lande, in welchem eine solche Anstalt noch nicht bestehet, nicht etwas Aehnliches für eine einzelne Gegend oder auch nur für eine einzelne Gemeinde mit Nutzen geschehen können? Er machte nun den ältern Gemeindegliedern und dem Schulzen, nachdem er vorher mit dem Grafen sich hierüber benommen hatte, seine Vorschläge, welche sich nicht blos auf den Handel mit Flachs beschränkten, sondern sich auch auf den mit Garn und Leinwand ausdehnten. Sie fanden

bei Allen Beifall; sie wurden der Gemeinde vorgetragen, mit allgemeiner Zustimmung angenommen und bald in Ausübung gebracht. Die Maßregeln, welche nun für die Beförderung und Sicherung dieses Handels angenommen wurden, sind folgende.

Es wurde ein Gemeindeausschuß, der aus drei Mitgliedern dieser Gemeinde, und unter diesen der Webermeister, gewählt, der die zum Verkauf bestimmten Waaren derjenigen, welche sie dieser Untersuchung unterwerfen wollen, prüfte, und wenn sie tadelfrei gefunden werden, mit einem von der Gemeinde gewählten Siegel bezeichnete. Die Gemeinde hat zwar kein Recht von ihren Mitgliedern als Pflicht zu verlangen, daß diese ihre zum Verkauf bestimmten Waaren, der Prüfung dieses Ausschusses vorlegen sollen, aber es konnte der Gemeinde zu keinem Nachtheil mehr gereichen, oder ihrem guten Rufe schädlich werden, wenn irgend jemand von einem Mitgliede derselben mit einer schlechten Waare hintergangen wurde, nachdem sie öffentlich bekannt gemacht hatte, daß sie nur für die mit ihrem Siegel bezeichneten Waaren bürgen würde. Nach diesem war wohl vorauszusehen, daß bald alle redlichen Bewohner von Wiesenbrunn durch ihren eigenen Vortheil sich bewogen finden würden, ihre Waaren diesem Richteramte zu unterwerfen, und die Güte derselben durch das Gemeindesiegel bestätigen zu lassen, und sie mußten wohl alle die Vortheile einsehen, welche daraus für sie hervorgehen würden. Wenn sich eine Anzahl von Gemeindegliedern für diese Untersuchung gemeldet hat, so kömmt der Ausschuß in dem Gemeindehause zusammen, wohin die zu untersuchenden Waaren gebracht werden. Sie werden dort sorgfältig untersucht, und wenn sie von dem Ausschusse als vollkommen tadelfrei gefunden werden, mit dem Siegel der Gemeinde bezeichnet. Der Webermeister erhält jährlich für seine Dienstleistung eine angemessene Vergütung aus der Gemeinde-Kasse.

Leinwand wird nur dann zum überall gangbaren Kaufmannsgute, wenn sie vollkommen schön gebleicht und, wie man es zu nennen pflegt, gut appretirt d. i. geglättet, gepreßt und zusammengelegt ist. Dieses ist nun nicht die Sache des Landmanns. Er kann wohl seine Hausleinwand befriedigend bleichen, aber selten so vollkommen, als es für den Handel verlangt wird. In Wiesenbrunn verstehen sie zwar das gewöhnliche Bleichen sehr gut, und ihre Leinwand gewann sehr an Weiße, sobald sie angefangen hatten, gegen das Ende des Bleichens noch die sauren Molken anzuwenden, welche sie von der sauren Milch,

die sie an ihre Schweine verfüttern, erhalten. Dennoch finden die meisten es vortheilhaft, ihre für den Handel bestimmte Leinwand der in der nahen Stadt bestehenden Bleichanstalt wenigstens für die Vollendung der Bleiche und zur Appretur zu übergeben. Andere verkaufen ihre ungebleichte Leinwand an diese Anstalt, welche sie dann für eigene Rechnung in vollkommenes Kaufmannsgut verwandelt.

Unter der Leinwand von Wiesenbrunn ist auch eine ansehnliche Menge von Hanfleinwand, die ihrer größern Güte und Dauerhaftigkeit wegen der Flachsleinwand von gleicher Feinheit vorgezogen wird. Das dazu erforderliche Garn wird immer von dem fein gehechelten Hanfe, den man vom früher reifen und eine feinere Faser gebenden Femel erhält, gewonnen. Der übrige Hanf wird gewöhnlich als grobes Garn oder auch ungesponnen an den Seiler verkauft.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Ein Rückblick auf den Obstbau in Wiesenbrunn. Die Bauern daselbst legen lebendige Zäune an.

Ich will nun noch einiges über die Obstbaumpflanzung in Wiesenbrunn sagen. Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln gesehen, wie Fromholz seine Felder, wo es thunlich war, mit Obstbäumen umgeben, und dadurch mit gutem Beispiel voranging; wie ein Schulgarten und eine Obstbaumschule entstand; die Freude der Schuljugend darüber und ihren Eifer, die Erziehung und Pflege der Obstbäume zu lernen. Wir haben gesehen, wie der Obstbau hier sich allmählig verbreitete, und wie der Gärtner des Grafen in den Gärten des Schlosses vielen Mitgliedern der Gemeinde die verschiedenen Obstarten zeigte, sie auf die für sie vorzüglichsten aufmerksam machte, und dadurch wesentlich zu den Fortschritten der Obstbaumzucht in den Umgebungen beitrug. Ich könnte nun wohl auch noch zeigen, wie er der Schuljugend Unterricht in der Obstbaumzucht gab, wie er sie in der Saat der Obstkerne, der Behandlung und Veredlung der jungen Kernstämme, unterrichtet, und wie er den Bauern die endliche Verpflanzung derselben in die Gärten und auf das Feld lehrte. Allein ich müßte nur schon längst Bekanntes und in manchem für den Landmann geschriebenem Buche längst Vorgetragenes wiederholen. Es sei genug, auf die Fortschritte, die der Obstbau in Wiesenbrunn machte, und die ich schon früher berührt habe, aufmerk-

sam zu machen, wie die Feldmarkung des Dorfes allmählig mit Tausenden von Obstbäumen geschmückt wurde, und wie diese endlich eine der vorzüglichsten Quellen des großen Wohlstandes dieser glücklichen Gemeinde wurden. Nur noch von der Anlage der lebendigen oder grünen Zäune um die Felder von Wiesenbrunn und den Vorzügen und dem Nutzen dieser Zäune überhaupt will ich noch das Nöthige anführen.

Um Wiesenbrunn und in der ganzen Gegend weit umher waren allenthalben hölzerne Zäune im Gebrauch. Fromholz hatte in den Niederlanden und auf der Rückreise aus denselben, wo er sich mehr nach Muße und Wohlgefallen nach allem, was ihm lehrreich und nützlich schien, umsehen konnte, allenthalben lebendige Zäune und Hecken wahrgenommen. Welchen Vorzug sie vor den in seiner Gegend gewöhnlichen hölzernen Zäunen haben mußten, sah er bald ein. Welche Menge von Holz und zwar beinahe durchaus von jungem Holze, das, würde es nicht zu diesem Zwecke so früh niedergehauen, zu großen Bäumen heranwachsen oder wenigstens viel nützlicher, z. B. zu Hopfenstangen verwendet werden würde, wird für diese Zäune verschwendet! Und wie unfreundlich sehen diese dürren und trocknen Zäune aus. Wie schön sind dagegen die lebenden Zäune, und wie sehr schmücken sie eine Gegend. In den Niederlanden liefern sie auch einen großen Theil des Brennholzes. Freilich liefern sie nur Strauchholz in den Ofen und auf den Herd, das in holzreichen Gegenden wenig geachtet wird, weil man in diesen nur Scheitholz zu brennen gewohnt ist, auch alle Feuerungs-Anstalten nur für diese eingerichtet sind. Aber in Wiesenbrunn hatten auch diese bereits angefangen Fortschritte zu machen, und Fromholz und Tull brannten in ihren vom Maurermeister Maler eingerichteten Küchen und Oefen schon kleines Holz von ihren Hecken, und aus Baumästen, die sie aus dem Walde, wenn das Brenn- oder Bauholz gefällt wurde, als Abfallholz erhielten, und das man früher gar nicht geachtet hatte, und alle hatten wohl längst bemerkt, daß es eben so gute Dienste leistet, als jedes andere Holz, und wie viel dabei erspart wird. So wie diese Erfahrung den verbesserten Feuerungsanstalten nach und nach den Weg bahnte, gewann man auch allmählig mehr Vorliebe für die lebendigen Zäune. Hiezu kam der, wenn auch gering scheinende, doch nicht zu verachtende Nutzen, den sie durch ihre Früchte geben können. Fromholz lösete bereits alle Jahre einige Gulden aus Hagebutten und Hollunderbeeren. Die Früchte des Sauerdorns ver-

wendete seine Marie statt der Citronen in der Küche, denn der Saft derselben kann für viele Fälle so ziemlich die Stelle des Citronensaftes vertreten, auch verkaufte er jährlich davon etwas in die Apotheken der Stadt. Mit den Früchten des Weißdorns, die er durch seine Kinder sammeln ließ, konnte er, wenn sie getrocknet waren, das Geflügel füttern. Verwalter Müller hatte ihm gesagt, daß man auch Branntwein daraus brennen könne, allein davon konnte er keinen Gebrauch machen, denn dieses Geschäft war ihm zu umständlich, und er gedachte es auch nie zu treiben. Fromholz hatte seine Nachbarn auch oft auf einen noch andern wesentlichen Nutzen dieser Hecken aufmerksam gemacht. Sie geben, sagte er, einer Menge von Vögeln gegen die Witterung Schutz und Aufenthalt für ihre Brut, und sie vertilgen Hunderttausende von schädlichen Insekten, die ihnen zur Nahrung dienen. Hier bei uns, wo es nicht an Wald und an Gesträuchen aller Art fehlt, ist dieser Mangel an Hecken weniger schädlich, aber ungemein schädlich ist er in baumlosen Getreideebenen, in welchen diese Insekten durch ihre natürlichen Feinde weniger beschränkt und vermindert werden, und wo sie dann den Feldfrüchten durch ihre übergroße Menge wesentlichen Nachtheil bringen können.

In dem Schulgarten war eine reiche Saat von jungen Pflanzen, von Weißdorn, Sauerdorn und wilden Rosen herangewachsen. Auch mehrere Bauern hatten sie schon in ihren Gärten gesäet, auch wuchsen diese Pflanzen auf der Markung von Wiesenbrunn, wie beinahe überall, eben nicht sparsam wild, und wir wissen ja, daß Fromholz die Pflanzen für die Hecken, womit seine Felder umgeben waren, daher genommen hatte. Verwalter Müller, Fromholz und Tull munterten auf alle Weise zur Anlage lebender Zäune auf, und das schöne freundliche Aussehen ihrer Hecken, vorzüglich jener, die Müller auf den Aeckern des Grafen angelegt hatte, trugen das ihre bei, und der alte Schulz fing zuerst an, um die wenigen Morgen Grundes, die er sich vorbehalten hatte, eine Hecke zu pflanzen. Seine beiden Söhne, der junge Weismann, denn sein Vater war bereits todt, der Bauer Wahlmann und einige andere Bauern im Dorfe folgten nach, und während weniger Jahre verschwanden allmählig die hölzernen Zäune und die grünenden Hecken traten an deren Stelle.

Die meisten Hecken wurden von Weißdorn, mit ungefähr dem vierten Theile Sauerdorn dazwischen, gepflanzt, weil diese Hecken so dicht gezogen werden können, daß kaum ein Hase hindurch schlüpfen

kann. Sie wurden deßhalb für die Hausgärten besonders brauchbar gefunden. Auch für die Umgebungen der Felder fand man sie sehr nützlich. Man grub in der Linie, nach welcher eine Hecke angelegt werden sollte, einen etwa einen Fuß tiefen Graben, und pflanzte in demselben die Stämmchen, die in dem Schulgarten gewachsen waren. Man grub auch an den Ackergrenzen oder im Walde junge Stämmchen oder Wurzeltriebe aus, denn sie sind zum Verpflanzen noch brauchbar, wenn sie auch schon die Dicke eines Fingers erreicht haben, wenn nur ihre Wurzeln gut sind. Sie wurden in die dafür gemachten Graben etwa einen halben Fuß von einander gepflanzt. Man füllte diese mit guter Erde zu, unter welche jene, die ihre Hecke schneller wollten heranwachsen sehen, etwas alten Dünger mengten, oder ausgestochenen Rasen auf den Boden des Grabens legten, und sie begossen, wenn Wasser nicht zu weit entfernt war, die Wurzeln sorgfältig, oder schlämmten sie ein. Die alten Stangenzäune, an dessen Stelle die Hecke gepflanzt wurde, schnitt man meistens in vier Fuß lange Stücke, und setzte sie in einer Entfernung von drei Fuß voneinander in den Graben, und verband sie oben mit einer Stange. Dann wurden dünne und schwache Stecken nur einen Fuß von einander dazwischen gesteckt, und mit Weiden an die oben befestigte Stange festgebunden. Auf diese Weise erhielt man eine Befriedung des Ackers oder Gartens, die bis zum Heranwachsen der Hecke ihrem Zwecke so ziemlich entsprach. Die Setzlinge ließ man im ersten Jahre ruhig und unberührt wachsen: im folgenden Frühlinge wurden sie alle etwa sechs Zoll hoch über dem Boden abgeschnitten, so daß nur wenige Augen von jedem Triebe übrig bleiben. Dadurch wurden sie gezwungen, stärkere Wurzeln und viele Seitentriebe zu machen. Diese wurden, sobald sie dazu lang genug geworden waren, an die Pfähle auseinander gebunden. Im folgenden Jahre wurden die neuern Triebe wieder etwas verkürzt und später festgebunden, auch jene bis auf wenige Augen weggeschnitten, welche entweder vor- oder rückwärts über die Seitenfläche der Hecke hinausgetrieben hatten, so daß diese etwa einen Fuß dick blieb. Dadurch bildeten diese immer von neuem austreibenden Stämmchen ein Gewebe, das mit jedem Jahre an Dichte und Höhe zunahm. Als die Hecke im vierten Jahre die Höhe von ungefähr drei Fuß erreicht hatte, wurde der hölzerne und jetzt schon ohnehin größtentheils verfaulte Zaun weggenommen. Man fuhr aber noch zwei oder drei Jahre fort, die Hecke zu beschneiden, wobei sie immer die Dicke von höchstens zwei Fuß behielt, und wenn sich irgendwo

die Spur von einer Lücke zeigte, so füllte man sie dadurch aus, daß man die nächsten jungen Triebe dahin umbog, mit den Zweigen verflocht und daran festband. Auf diese Weise wurde in wenigen Jahren die Hecke dick und fest, wie eine Mauer, und schützte das Feld eben so gut, wie diese sie geschützt haben würde. In der Folge wurde sie, wenn sie zu große Triebe machte, ebenfalls beschnitten. Hecken, in welche wilde Rosen und Hollunder gepflanzt worden waren, konnten nun freilich nicht so kurz beschnitten werden. Sie wurden aber auch nicht so dicht, man pflanzte sie aber nur an Stellen, wo diese Dichte weniger nothwendig war.

Die Schönheit und der Nutzen dieser Hecken wurde immer mehr anerkannt. In jedem Jahre wurden neue angelegt, und in wenigen Jahren waren alle hölzernen Zäune nicht nur auf den Fluren von Wiesenbrunn verschwunden, sondern sie wurden auch in der ganzen Gegend auf mehrere Meilen im Umkreise immer seltner; grüne Hecken traten an ihre Stelle, und die Umgebungen wurden dadurch immer freundlicher. Die Wirkung dieser Hecken wurde im Gemeindewalde von Wiesenbrunn nach einigen Jahren immer merklicher, denn der gute Zustand desselben verbesserte sich immer mehr, weil der große Verbrauch oder vielmehr Verschwendung von jungem Holze, welchen die hölzernen Zäune bis dahin verursacht hatten, allmälig aufhörte.

Wir wollen jetzt noch auf einen Augenblick in den Schulgarten zurückkehren. Wir haben ihn bisher nur als Baumschule kennen gelernt. Aber er war nicht ausschließlich dafür bestimmt. Es wurden in demselben auch alle Arten der gewöhnlichen Gemüse gezogen, und in der Pflege derselben meistens vom Gärtner Unterricht ertheilet. An diesem Unterricht nahmen auch die Mädchen Theil, denn der Gemüsebau gehört auf dem Lande mehr in den Wirkungskreis der Weiber. Wir haben oben gesehen, daß die Mädchen auch Unterricht im Kochen erhielten, und daß in Wiesenbrunn eine besser besorgte Küche immer mehr ihr Recht behauptete. Hiezu trug der Gemüsebau wesentlich bei. Nach einigen Jahren legte jede junge Bäuerin einen großen Werth darauf, gut gekochte Gemüse, die sie selbst gezogen hatte, auf den Tisch zu bringen, und zwar bessere Gemüse, und in größerer Mannigfaltigkeit, als man sie gewöhnlich auf dem Lande zu finden pflegt. Und dieses war großentheils die Wirkung des Schulgartens.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Wirthschaft der kleinern Grundbesitzer in Wiesenbrunn.

Wir haben die Haus- und Feldwirthschaft, wodurch die Gemeinde Wiesenbrunn zum Wohlstande gelangt ist, ziemlich vollständig kennen gelernt. Es bleibt uns nur noch übrig, auch noch die kleinern Wirthschaften der Taglöhner, welche ihre kleinen Grundstücke größtentheils mit der Hand und mit dem Spaten bearbeiten und sich damit sehr gut ernähren, vollkommen kennen zu lernen. Sie können um so lehrreicher werden, da die Nachahmung derselben wahrscheinlich ein höchst wirksames Mittel sein würde, der Armuth auf dem Lande zu begegnen, und eine große Menge von Familien, welche jetzt zum Theile in drückendem Mangel leben, zu ernähren, und dadurch dem Vaterlande eine Vermehrung an glücklichen, zufriedenen, gesunden und kräftigen Menschen zu geben.

Wir wollen vor andern die Wirthschaft des Taglöhners Gruber genauer kennen lernen, welcher in Wiesenbrunn zuerst das Geheimniß gefunden hatte, durch Benützung der menschlichen Auswürfe ohne Stallmist, und ohne außer seinem Hause Dünger suchen zu müssen, sich dessen für sein kleines Feld in vollkommen genügender Menge zu verschaffen. Ich darf hier wohl sagen, er habe das Geheimniß gefunden, denn beinahe überall wird der Dünger, den die im Hause lebenden Menschen zu der übrigen Düngermenge beitragen, gar nicht in Anschlag gebracht und als unbedeutend angesehen, noch viel weniger an die Möglichkeit geglaubt, damit allein und ohne Stallmist eine kleine Feldwirthschaft zu befriedigendem Ertrage bringen zu können. Als Taglöhner Gruber anfing, seine zwei Morgen ganz allein mit der Hand zu bearbeiten, und allein mit dem Dünger, den seine Familie selbst gab, und mit einigen wenigen Abfällen in der Wirthschaft in fruchtbaren Stand zu bringen und zu erhalten, besahen viele Bauern sein Bestreben anfangs mit mitleidigem Lächeln, und er mußte manche spottende Bemerkung darüber vernehmen. Er ertrug sie mit Geduld, weil er dachte, wer zuletzt lacht, der behält Recht, und weil er glaubte, der glückliche Fortgang seiner Wirthschaft würde die beste Erwiederung des Spottes sein, den er nicht selten anhören mußte. Und er hatte Recht. Ehe zwei Jahre vergingen, erlaubte das schöne blühende Ansehen seiner Aeckerchen keinen Zweifel mehr an der Möglichkeit, eine so kleine Feldwirthschaft wie die seinige

auf diesem Wege zu einem verhältnißmäßig hohen Ertrage zu bringen. Er fand immer mehr Nachahmer, bis endlich gerade die kleinen Grundstücke der Taglöhner, die seinem Beispiele folgten — und es folgten ihm beinahe alle — die schönsten und fruchtbarsten der Gemeinde waren, und einen Ertrag gaben, der allgemeine Bewunderung erregte, und den die meisten Mitglieder der Gemeinde bis dahin für unmöglich würden gehalten haben, wenn man ihn vorher für wahrscheinlich erklärt hätte. Der jährlich zunehmende Ertrag des kleinen, aber gut bearbeiteten und gedüngten Feldes setzte Grubern bald in den Stand, noch ein paar Ziegen mehr zu halten, und endlich fand er es sogar möglich, statt derselben eine Kuh zu ernähren, ungeachtet er so viel Getreide und andere Lebensmittel erntete, daß er für sich, seine Frau und seine drei Kinder nichts zu kaufen nöthig hatte. Freilich erhielt er gewöhnlich, wenn er oder seine Frau im Taglohn arbeiteten, die Kost bei den Bauern, für welche er arbeitete, aber auch ohne diese würde der Ertrag seines Feldes für ihn und seine Familie hingereicht haben.

Ich will nun Grubers Wirthschaft in dem Zustande beschreiben, in welchem sie sich befand, als sie nach manchen Veränderungen und Verbesserungen zu jenem Grad von Vollkommenheit gelangt war, in welchem ich sie zur Zeit meines Aufenthalts in Wiesenbrunn gefunden habe, und in welchem sie als Muster für alle Wirthschaften von so bescheidenem Umfange wie diese, dienen konnte.

Als die Gemeinde Wiesenbrunn einzelne Theile ihrer Gemeinweide an Taglöhner verkaufte, hatte sie zwei Morgen für jeden derselben bestimmt. Da das Stück, welches Gruber kaufte, an der Grenze der Gemeinweide lag, so war es zufälliger Weise etwas größer ausgefallen. Es war ein Viereck von 492 Fuß Länge und 211 Fuß Breite, enthielt folglich 97,482 Quadratfuß, d. i. nicht ganz 2½ Morgen. Diese theilte er auf folgende Weise ein. Er trennte an der schmalen 211 Fuß langen Seite dieser Fläche einen 52 Fuß breiten Streifen davon ab, den er für Haus und Garten bestimmte. Das größere nur noch 410 Fuß lange und 211 Fuß breite Stück theilte er durch einen in der Mitte durch die Länge desselben geführten 7 Fuß breiten Gang in zwei gleiche Theile. Als er nun sein ganzes Grundstück mit einer Hecke die zwei Fuß in der Breite einnimmt, umgeben hatte, blieb für jeden jener Theile eine Breite von 100 Fuß übrig. Er theilte die Länge derselben in 4 gleiche Theile. Dadurch erhielt jeder dieser Theile 100 Fuß in Gevierten, folglich an Flächeninhalt genau einen Viertelsmorgen.

In der Mitte des 211 Fuß langen und 52 Fuß breiten Streifens baute er sein 55 Fuß langes und 26 Fuß tiefes Häuschen. Der hinter demselben bleibende noch 26 Fuß breite Raum enthält auf der einen Seite die kleine Scheuer mit dem hineingebauten Stalle für eine Kuh und auf der anderen Seite die Mistgrube mit der daneben befindlichen eingegrabenen Kufe für die Jauche, in welche sich auch der Abfluß aus dem Abtritte ergießt. Der auf dieser Seite noch übrige Raum ist für die Bereitung des Mengedüngers bestimmt. Auf jeder Seite des Hauses blieb ein 78 Fuß langes und 52 Fuß breites Stück übrig, wovon das eine zum Hausgärtchen dient und das andere für Lucerneklee bestimmt ist. Wenn die Lucerne anfängt auszugehen, so wird das Aeckerchen, worauf sie stehet, in das Hausgärtchen verwandelt und dafür dieses mit Lucerne besäet. An den Grenzen seines Feldes pflanzte er ungefähr vierzig Obstbäume. Sie waren damals, als ich in Wiesenbrunn war, schon zu schönen, fruchtbaren Bäumen herangewachsen.

Die acht Abtheilungen seines Feldes bestellt er mit folgenden Früchten, deren Angabe zugleich bezeichnet, in welcher Reihenfolge sie nacheinander gesäet oder gepflanzt werden. 1. Kartoffeln und nach diesen gewöhnlich Spergel zum grünen Dünger oder auch Roggen entweder ebenfalls als grüner Dünger oder zum ersten Grünfutter im nächsten Frühlinge. 2. Gerste, mit darunter gesäetem Klee. 3. Klee. 4. Weizen und nach diesem, wenn möglich noch Spergel. 5. Möhren oder gelbe Rüben. 6. Winter-Roggen und in der Stoppel Rüben. 7. Kohl verschiedener Art. Ein Theil dieses Aeckerchens wird auch mit Bohnen oder Erbsen besteckt. 8. Sommerroggen und nach diesem Spergel zum grünen Dünger oder bei günstiger Witterung zum Herbstfutter. Die Hälfte des Aeckerchens, welches mit Gerste, oder auch jenes, welches mit Möhren besäet werden soll, wird auch manchmal mit Flachs und zwar, wenn es nicht an Dünger fehlt, mit geländertem Flachs bestellet. Wird dieser neben die Gerste gesäet, so wird, wie unter diese, auch Klee hineingesäet.

Wir wollen nun sehen, welchen Ertrag Gruber im Durchschnitte von diesem Aeckerchen erhält.

Von 1/4 Morgen Weizen erhält man gewöhnlich 1 1/2 wohl auch 1 3/4 Schäffel. Von 1/2 Morgen Sommer- und Winterroggen zusammen 2 1/2 bis 3 1/2 Schäffel, von Gerste, wenn das Aeckerchen ganz damit bestellt wird, 1 3/4 bis 2 Schäffel, wird aber die Hälfte desselben mit

Flachs besäet, so erhält er nicht selten bei 86 Pfund rein gehechelten Flachs; an Wurzelgewächsen erhält er 15 bis 20 Schäffel Kartoffel; an Möhren, wenn die Hälfte des Aeckerchens nicht Flachs tragen muß, 60 bis 70 Zentner; an weißen Rüben ungefähr 30 Zentner; außerdem noch ungefähr 3000 Köpfe oder Stücke Kohl verschiedener Art. An grünem Futter erntet er von dem kleinen, ungefähr 40 Ruthen haltendem Lucerneäckerchen etwa 30 Zentner, vom rothen Klee 100 Zentner und von Spergel und grünem Roggen, wenn dieser als Frühlingsfutter gesäet wird, wenigstens 30 Zentner. Dieses ist der gewöhnliche Ertrag seiner zwei Morgen. In günstigen Jahren ist er noch größer, denn durch sorgfältiges Bearbeiten und reichliches Düngen ist sein Acker nach und nach in gutes Gartenfeld übergegangen.

Ein später verbessertes Verfahren Grubers in Bereitung seines Düngers hatte noch wesentlich zu dieser hohen Fruchtbarkeit seines kleinen Grundstückes beigetragen. Wir haben gesehen, wie der sumpfige Theil der Markung von Wiesenbrunn ausgetrocknet wurde, und daß man dabei eine Menge von Torf fand, der aber nicht sehr brauchbar zum Brennmaterial war. Gruber wendete ihn nach dem Rath des Verwalter Müller zur Vermehrung und Verbesserung seines Düngers an. Er brachte ihn nach Hause unter Dach, ließ ihn trocken werden, zerkrümmelte ihn, vermengte ihn dann mit seinen und seiner Familie Excrementen, und begoß ihn, indem er ihn zugleich mehrmals, um ihn gehörig zu mengen, umgrub, mit Urin und dem Spülwasser, das sich in seinem Hause ergab, und erhielt auf diese Weise einen Dünger, der jeden anderen an Wirkung übertraf. Seine Nachbarn, auch die meisten Bauern folgten bald seinem Beispiele, vorzüglich in Bereitung des Mengedüngers, dessen Wirkung die Fruchtbarkeit der Felder von Wiesenbrunn bald sichtbar erhöhte. Unter diesen benutzten Fromholz und Tull, wie wohl zu erwarten war, dieses Beispiel auf die vollkommenste Weise. Sie brachten den zerkrümmelten Torf in den hinter dem Viehstande befindlichen Graben, wo er bald von dem Urin des Viehes durchdrungen wurde, und einen an Wirksamkeit alle Erwartung übertreffenden Dünger gab. Sie bemerkten auch bald, daß dadurch aller üble Geruch aus dem Stalle verschwand, und sie nahmen mit Freuden in ihren Wohnungen wahr, daß, sobald sie gekrümmelten Torf in die Abtritte werfen, der Gestank, den diese bei schlimmer Witterung manchmal verbreiteten, nicht mehr bemerkt wurde. Und welche Verbesserung erhielt auch hier der Dünger! Gruber ließ in der Folge seinen mit Menschendünger ver-

mengten Torf trocken werden, warf, wenn er Kartoffeln oder Mais pflanzte, auf jede Kartoffel oder die Maiskörner eine oder ein paar Hände voll dieses Düngers, und erhielt dadurch eine Ernte, welche die Bewunderung aller seiner Nachbarn erregte.

Dennoch mag Manchem jener seltene Ertrag von Grubers kleinem Gütchen unwahrscheinlich vorkommen. Allein ein mit der Hand gegrabener und reich gedüngter Boden kann allerdings einen so reichen Ertrag geben, nur mag es zum Theil unbegreiflich scheinen, wie Gruber und sein Weib, die ihren Lebensunterhalt sich doch großentheils durch Taglohn verdienen mußten, hinlängliche Zeit zur Bearbeitung ihres Feldes finden konnten. Es wurde nur durch ihren Fleiß und durch ihre Thätigkeit möglich: doch mietheten sie in den ersten Jahren manchmal in dringenden Fällen einen Hilfsarbeiter. Auch die Bauern, bei welchen sie gewöhnlich arbeiteten, schickten ihnen, wenn die Feldarbeiten nicht dringend waren, einen Knecht oder eine Magd zur Aushilfe, denn dieses fleißige Ehepaar war von Allen in der Gemeinde geliebt und geachtet. Als die Kinder heranwuchsen, konnten auch diese der Wirthschaft manche nützliche Dienste leisten. Als Gruber im Stande war, eine Kuh zu halten, vermehrte sich dadurch der Dünger ansehnlich, und Grubers Weib versäumte, wie ich schon früher angeführt habe, keine Gelegenheit, alles dazu brauchbare im Dorfe und auf den Straßen und Wegen zu sammeln. Ich darf hier nicht ein Mittel mit Stillschweigen umgehen, das Gruber später noch anzuwenden Gelegenheit fand, seinen Dünger zu verbessern und zu vermehren. Er hatte von Verwalter Müller mehrmals vernommen, welch ein vortrefflicher Dünger der Urin, und zwar vorzüglich der menschliche sei, und daß man ihn zu wenig und oft ganz unbenutzt fortrinnen lasse. Er hatte längst im Wirthshause des Dorfes wahrgenommen, daß der Urin der vielen dort einkehrenden Biertrinker aus der Rinne, die hinter dem Hause dafür angebracht war, unbenützt in die am Hause vorüberziehende Straße fortfließe, ohne in die etwas entfernte Miststätte geleitet zu werden. Er hatte dem Wirth den Rath ertheilt, ihn dahin zu leiten. Dieser sagte aber, er habe durch die vielen bei ihm mit Fuhrwerk einkehrenden Gäste mehr Dünger, als er für den mäßigen Umfang seines Feldes bedürfe, und finde nicht nöthig, diese Leitung zu machen. Gruber bat ihn endlich, ihm zu erlauben, eine kleine Kufe an der dafür geeigneten Stelle im Hofe einzugraben, um die darin sich sammelnde Flüssigkeit für sich benützen zu können. Der Wirth gestattete dieß um so lieber, da Gru=

der von ihm und der ganzen Gemeinde wegen seinem Fleiße und seiner Thätigkeit sehr geschätzt war. Dieser erhielt aus dem Brauhause im Schlosse eine kleine dort nicht mehr brauchbare Kufe, die er im Hofe des Wirthes bis an den Rand eingrub, wobei ihm auch der Wirth mit seinen Leuten behilflich war. Er schöpfte alle Woche oder auch noch öfter den Inhalt derselben in ein Schäffel, in welchem er ihn auf einem Karren in seine Miststätte brachte, und er nahm bald die günstige Wirkung desselben auf seinen kleinen Aeckerchen wahr. Durch ähnlichen Fleiß und Thätigkeit kamen auch die Wirthschaften der meisten übrigen Taglöhner in Aufnahme, und die Einigkeit der Mitglieder dieser glücklichen Gemeinde ließ es ihnen nicht an Hilfe und Unterstützung fehlen, und auf diese Weise wurde ein Ergebniß erreicht, dessen Erreichung ohne das Zusammenwirken dieser günstigen Umstände wohl kaum möglich geworden sein würde, aber in jeder Gemeinde möglich ist, welche die Gemeinde Wiesenbrunn zum Muster nehmen und dieses Muster nachahmen will. Doch wir wollen nun noch einige aufmerksamere Blicke auf Grubers Wirthschaft werfen. Sie werden uns das eben Gesagte noch deutlicher und begreiflicher machen.

Wir wollen zuerst sehen, wie viel Futter er für seine Kuh bedarf, und ob die Futterernte seines Feldes dafür hinreicht. Man kann für eine Kuh mittlern Schlages ungefähr 80 Pfund Grünfutter täglich, für 200 Tage und für die übrige Zeit 20 Pfund Heu oder 40 Pfund Wurzeln verschiedener Art, im Ganzen 17 bis 18 Zentner Heu und 34 bis 36 Zentner Wurzelgewächse rechnen. Wir haben gesehen, daß er von seinem Felde ungefähr 160 Zentner grünen Klee und 30 Zentner grünen Roggen ohne den Spergel ernten kann. An Wurzeln kann er 30 oder 40 Zentner Kartoffeln, an Möhren, wenn die Hälfte dieses Aeckerchens nicht Flachs tragen muß, 80 bis 90 Zentner, und 30 Zentner weiße Rüben, folglich über 100 Zentner Wurzeln erhalten. Es bleiben dennoch noch genug Kartoffeln für die Familie und ein bedeutender Ueberschuß an andern Wurzelgewächsen zum Verkaufen übrig. Hiezu kommen die Abfälle des Kohls, das Kraut der Möhren und Rüben, das Gerstenstroh, das durch den darunter befindlichen Klee noch ziemlich gutes Futter ist, Unkraut, das durch Jäten auf eigenem Felde erhalten wird, oder das diese fleißigen Leute oft von fremden Feldern, die ihre Kinder im Taglohn jäteten, nach Hause brachten, und das sie, seit ihre Kinder erwachsen sind, manchmal noch selbst sammeln, trägt ebenfalls etwas zum Futter bei. Unter diesen Umständen wird man

es sehr möglich finden, daß Gruber nicht nur seine Kuh, sondern auch eine Ziege oder ein paar junge Schweine reichlich nähren kann.

Ich habe hier den Futterertrag im Durchschnitte angegeben. Man wird aber leicht einsehen, daß es während den Sommertagen noch manche Abfälle, die zu Futter brauchbar sind, und überhaupt manches andere Futter, wie wir früher schon angeführt haben, gibt, wodurch es möglich wird, an dem täglichen Bedarf an grünem Futter etwas zu ersparen. Auch kann die Kuh im Herbste manchen Tag auf dem noch spät mit Spergel besäeten Felde weiden. Dadurch wird es möglich, die Kleeäckerchen mehr zu schonen, und theils von rothem Klee, theils von Lucerne manchen Zentner Kleeheu mehr zu machen, der im Winter zu Statten kömmt.

In seinem Hausgärtchen pflanzt Gruber Salat, Zwiebel, Gemüse und mancherlei andere Dinge, welche zur Nahrung dienen, wodurch seine Mahlzeiten besser bestellet sind, als die Mahlzeit eines Taglöhners auf dem Lande gewöhnlich bestellet sein kann. Die Getreidernte verschafft das nöthige Brod. Die kleine Gersten- und Waizenernte wird gewöhnlich verkauft, der selbst gewonnene Flachs wird von Grubers Weib und Tochter — die ältere Tochter ist verheirathet — im Winter gesponnen und dann in Leinwand verwandelt. Was sie nicht selbst spinnen können, wird verkauft. Ein junges geschlachtetes Schwein, dessen Fleisch größtentheils geräuchert wird, verbessert die Mahlzeiten an Sonn- und Feiertagen. Und so lebt diese fleißige Familie reichlicher, als die meisten Familien dieser Art. Der erworbene Taglohn reicht vollkommen für alle übrigen Bedürfnisse hin, und Feld und Garten gewähren noch manchen Ueberschuß, der verkauft werden kann, und einige Gulden ins Haus bringt. Meistens wird im Jahre ein Stückchen Leinwand, manchmal auch zwei oder etwas Garn oder Flachs verkauft. Und so lebt Gruber in seinem kleinen reinlichen und gut erhaltenen Häuschen zufrieden und glücklich. Er und Frau und Kinder sind immer reinlich und gut gekleidet, sie leben in einem ihrem Stande angemessenen, aber dennoch unter Leuten ihres Standes seltenen Wohlstande, der für manchen Bauern mit zehnmal so großem Grundeigenthum beneidenswerth sein dürfte, und legt alle Jahre noch einige Gulden zurück, und diese glückliche Lage hat er ganz allein dem Fleiße und der Verständigkeit zu verdanken, mit dem er sein kleines Grundstück bearbeitet, und der Geschicklichkeit, mit der er es auf einen so reichen Ertrag zu bringen wußte.

Aber Gruber hatte diese glückliche Lage nicht sich allein erworben. Sein belehrendes Beispiel erwarb sie auch noch in mancher andern Familie in und um Wiesenbrunn, denn seitdem dieses Verfahren Grubers auf so beschränktem Grundeigenthume mit Erfolg wirthschaften gelehrt hat, bringt nirgend anderswo als hier eine so kleine Bodenfläche so viele Nahrung für Menschen und Vieh hervor, und nirgend anderswo lebt der kleine Grundbesitzer und Taglöhner so gut und behaglich, wie in Wiesenbrunn und auf den übrigen Gütern des Grafen von Ranfels.

Werfen wir nochmals einen Blick auf Grubers kleine Feldwirthschaft zurück. Wir haben in Fromholzens Wirthschaft gesehen, daß ein Acker in vollkommen fruchtbarem Stande erhalten werden kann, wenn man ihn im Durchschnitte mit sieben Fuhren Mist, die Fuhre zu zwanzig Zentner gerechnet, düngt. Gruber nährt aber von seinen zwei Morgen eine Kuh, welche wenigstens zehn Fuhren Mist gibt und ein oder ein paar Schweine und eine Ziege. Hiezu kommt der Abtrittsdünger einer Familie, welche aus vier Menschen bestehet. Es ist schon angeführt worden, daß der Dünger, welchen ein erwachsener Mensch gibt, gehörig gesammelt und angewendet, allein hinreichend ist, um einen Morgen Feld in fruchtbarem Stande zu erhalten. Man wird also leicht einsehen, daß Gruber eine Menge von vortrefflichem Dünger hat, die vollkommen hinreichend ist, sein Feld und sein Gärtchen sehr reichlich zu düngen, und um einen ungemein hohen Ertrag davon zu erlangen. Diese Düngermenge wird noch durch die oben angeführte Bereitung des Düngers mittels Torf und den Urin aus dem Wirthshause und dadurch vermehrt, daß Grubers Weib und Kinder sorgfältig den Mist, den das Vieh in der Dorfstraße und auf Wegen fallen läßt, und im Herbste das Laub, das von den eigenen Bäumen und vieles, das von den Bäumen an der Straße fällt und alles, was sie sonst zum Dünger brauchbar finden, sammeln und nach Hause bringen. Gruber düngt alle Jahre sein Feld vollkommen zu den Kartoffeln, den Möhren, dem Kohl, dem Waizen und dem Roggen. Das Getreide wird im Frühjahre gewöhnlich noch mit Mengedünger bestreuet. Dadurch würde sein Getreide sich oft legen, wenn er es so reichlich düngen würde, als er könnte. Er verwendet daher den größten Theil seines Düngers für jene Früchte, welchen man nicht leicht zu viel desselben geben kann, nämlich für die Kartoffeln, die Möhren, den Flachs und für sein Gärtchen. Der Klee und der Kohl werden auch noch mit

Mistwasser begossen, der erstere auch mit Gips bestreuet, wodurch auch diese einen ungemein hohen Ertrag geben. Gruber hat sich zum Ausführen des Mistwassers ein eigenes Faß machen lassen, das er auf den mit seiner Kuh bespannten Karren legt. Der Ertrag seines Feldes ist um so größer, weil es, wie ich bereits gesagt habe, größtentheils mit der Hand, wie ein Garten, umgegraben wird, denn nur ein kleiner Theil desselben wird durch die Kraft seiner Kuh geackert, weil diese größtentheils nur zur Ausführung des Mistes und des Mistwassers und zum Hereinbringen der Ernte an den Karren gespannt wird. Mit Ausnahme des Klee- und Lucerneäckerchens wird beinahe das ganze Feld alle Jahre auf diese Weise bearbeitet, nur zur Saat der Stoppelrüben, und des Spergels und Roggens zum Grünfutter wird das Feld blos behackt. Seit das Feld vollkommen zu dem gegenwärtigen hohen Ertrag gekommen ist, ist dieses Ehepaar im Stande, es allein zu bearbeiten, denn nur vorher bedurfte es manchmal der fremden Hilfe, die ich eben angeführt habe, und dann noch viel weniger, nachdem der Sohn das Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte. Seitdem ist diese Arbeit für die Mutter größtentheils entbehrlich geworden. Sie beschäftigt sich nur mehr mit den leichteren Feldarbeiten, wobei sie von ihrer jüngern Tochter unterstützt wird. Diese beiden Kinder verdienen auch noch Geld durch Taglohnsarbeiten.

Auf ähnliche Weise ist die Wirthschaft beinahe aller Taglöhnerfamilien in Wiesenbrunn eingerichtet. Jene, welche so viel Feld besitzen, daß sie zwei Kühe halten können, wenden diese, wie wir wissen, zum Beackern derselben an. Doch wird darum das Bearbeiten derselben mit der Hand nicht ganz unterlassen, denn man hat durch Beobachtung von Grubers und seiner Nachbarn Feldwirthschaft und durch eigne Erfahrung gar wohl den ungemeinen Nutzen dieser Arbeit kennen gelernt. Es ist kaum eine dieser kleinen Wirthschaften, in welchen nicht wenigstens ein halber Morgen jedes Jahr mit der Hand umgegraben wird.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Von der Wichtigkeit der Verbreitung dieser kleinen Wirthschaften.

Einst an einem schönen Herbsttage machten der Graf, der Pfarrer und Verwalter Müller einen Spaziergang und sie kamen an der Reihe von Häuschen vorüber, welche nach dem ersten Verkaufe von

Gemeindegrundstücken von den neuaufgenommenen Taglöhnern waren erbauet worden. Allen denselben hatte die Anlage Grubers zum Muster gedient. Sie liegen alle zwischen zwei Gärtchen, und hinter diesen das kleine mit einigen Obstbäumen bepflanzte sorgfältig bearbeitete Feld. Die Getreideernte war vorüber, aber noch standen die Kartoffeln, die Rüben, der Kohl und einige andere Gewächse. Alle diese Gewächse waren von einer Fülle und Schönheit, wie man sie kaum jemals in den besten größern Feldwirthschaften und auf dem fruchtbarsten Boden zu sehen bekömmt. Mit welchem Wohlgefallen betrachteten der Graf und seine Begleiter die Früchte der Arbeiten dieser fleißigen Familien. Der Wohlstand, die Zufriedenheit und die Glückseligkeit dieser guten Leute war ja größtentheils ihr Werk. Wie leicht ist es, sagte der Graf, die Armuth, die Sorgen und den Kummer zu verbannen, unter welchen allenthalben so viele Familien seufzen! Man wird wenigstens in unserm deutschen Vaterlande nur wenige Gegenden finden, in welchen die Hilfsmittel dazu nicht nahe liegen, wenn man sie nur zu benutzen verstehet, und sie benutzen will. Was war diese Fläche, auf welcher sich jetzt diese fleißigen Leute nähren, noch vor wenigen Jahren? eine mittelmäßige Viehweide. Und jetzt ist diese Weide zu einem Garten, und zur reichlichen Nahrungsquelle mehrerer Familien geworden. Selten findet man eine Gemeinde, die nicht wenigstens einige Morgen eines ähnlichen schlecht benutzten Grundes besitzt, und selten eine derselben, die in ihrer Mitte nicht einige arme Taglöhnerfamilien zählt, die von einem Tage zum andern in Kummer und Armuth leben, und ihr selbst nicht selten zur drückenden Last werden. Würde sie jeder dieser Familien auch nur einen Morgen dieser ihrer entbehrlichen und größtentheils nutzlosen Grundstücke geben; würden diese gut und fleißig, sowie hier bearbeitet, so würde der drückenden Noth dieser Familien gesteuert, und die Gemeinde selbst würde großen Nutzen davon haben. Würde dieses Verfahren in einem Lande allgemein angewendet werden, es würde bald Armuth und Bettelei wenigstens auf dem Lande verschwinden, und es würde bald auch auf die Märkte und Städte vortheilhaft zurückwirken. Wer dieses bezweifeln möchte, der komme nach Wiesenbrunn und in die umliegende Gegend, er sehe diese üppigen und fruchtbaren Felder, die noch vor wenigen Jahren öde und unfruchtbar da lagen, er sehe diese kleinen Häuschen und darin die gutgenährten, gutgekleideten und fleißigen Leute, und er wird sich bald gezwungen sehen, seinen Zweifeln zu entsagen.

Unstreitig, sagte der Pfarrer, liegt in diesem Verfahren eines der sichersten und besten Mittel, die Armuth auf dem Lande zu vermindern oder sie ganz zu verbannen. Allein so leicht die Anwendung desselben scheint, so stehen ihr doch noch große Hindernisse entgegen. Es dürften nur wenige Gemeinden zu finden sein, in welchen man an die Möglichkeit glauben würde, von so wenig Boden einen für eine Familie hinlänglichen Unterhalt erzeugen zu können. Freilich kann ein Beispiel, wie dieses hier, am sichersten eine andere Meinung hervorbringen. Selten aber wirkt es in größerer Entfernung. Der Bauer ist zu sehr an seine Wirthschaft gebunden, als daß er sich um das umsehen könnte, was in einiger Entfernung von ihm vorgehet, er lieset wenig oder gar nicht, und überdieses gibt es viel zu wenig Schriften, die für ihn bestimmt und für ihn brauchbar sind, und durch welche ähnliche Erfahrungen und Erfolge zu seiner Kenntniß gelangen könnten. Vieles könnte geschehen, wenn von oben herab besser für die Erweiterung und Verbesserung der Landwirthschaft gewirkt würde, aber leider geschieht hiefür viel zu wenig, oder wenigstens nicht auf die rechte Weise. Und doch liegt hierin die größte und wichtigste Hilfsquelle für alle Länder. Man muß sich billig darüber verwundern, daß sie so wenig beachtet wird. Das kann wohl nur daher kommen, daß die meisten größern Herren und die meisten Staatsbeamten viel zu wenig Kenntniß von der Landwirthschaft, von dem Zustande derselben, und von jenem des Bauers und von den Mitteln, sie zu heben und zu vervollkommnen und dem Landmanne aufzuhelfen, besitzen. Man sollte die Landwirthschaft zu einem Gegenstand des öffentlichen Unterrichts als Mittel zur Bildung der Staatsbeamten machen, und ich glaube, er ist für manche derselben in dem Wirkungskreise, für welchen sie bestimmt sind, so wichtig, wie die Rechtsgelehrsamkeit. Ohnehin sind es am meisten die Juristen, welche am wenigsten Sinn für Gegenstände, die außer ihrem Fache liegen, und vorzüglich für Gegenstände des Gewerbfleißes und der Landwirthschaft haben. Viel könnte durch die wohlhabenden Gutsbesitzer geschehen. Allein zum Unglück sind unter diesen die Grafen von Ranfels ziemlich selten. Zu viele sind noch unter denselben, die auf ihren Gütern nur Langeweile haben, nur ihrem Vergnügen und dem Genusse leben, daher den größern Theil des Jahres oder auch das ganze Jahr in der Stadt zubringen, sich wenig um das Wohl der Angehörigen ihrer Güter bekümmern, die sie gewöhnlich nur aus dem Gesichtspunkte der Quelle ihres Einkommens betrachten, ohne jemals

daran zu denken, wie jene das erwerben, oder erwerben können, was sie ihnen leisten oder bezahlen müssen.

Graf: Leider gibt es viele unter meinen Standesgenossen, welche dieser Vorwurf trifft. Jene, welche durch Staatsdienste oder andere Beschäftigungen von der eigenen Verwaltung ihrer Güter abgehalten werden, sind wegen geringerer Theilnahme an der Verwaltung derselben hinlänglich gerechtfertiget: doch könnten die meisten auch dieser mehr für die Bewohner ihrer Güter thun, als sie wirklich thun. Aber ich kann nie ohne den größten Unwillen jene sehen, die durch nichts gehindert sind, sich unmittelbar mit der Verwaltung und Verbesserung ihrer Güter zu befassen, deßungeachtet diese ganz allein als die Quelle der Mittel für ihre Genüsse behandeln, sich nicht einmal um Landwirthschaft, die doch für sie so wichtig ist, kümmern, etwa auf die Jagd gehen, und ihr Leben im Nichtsthun hinbringen. Und wie viel Gutes und Nützliches könnten sie um sich her verbreiten, und dieses sogar ohne ein Opfer dafür zu bringen, meistens sogar zu ihrem eigenen unmittelbaren Vortheile. Es würde überdieses für sie nicht selten die angenehmste und nützlichste Beschäftigung sein, statt daß sie bei ihrer Lebensweise größtentheils der Langeweile zum Opfer werden. Ich für meinen Theil kann mir als Gutsbesitzer keine die Zeit angenehmer ausfüllende, lohnendere und edlere Beschäftigung denken, als meine Grundstücke gut zu bewirthschaften, dadurch ihren Werth und Ertrag zu erhöhen, vor allem die mir Angehörigen dadurch zu ermuntern, durch mein Beispiel zu belehren, und ihnen dazu die nöthigen Erleichterungen zu verschaffen, dadurch ihren Wohlstand zu erhöhen, und sie zu bessern und glücklichern Menschen zu machen. Das eigene Gefühl sollte jeden unverdorbenen Menschen, dem die Vorsicht dazu die Mittel in die Hände gelegt hat, dazu anspornen, wenigstens sollte das Pflichtgefühl ihn überzeugen, daß er verbunden sei, zum Wohl derjenigen beizutragen, auf deren Besitzthum die Last liegt, ihm die Mittel zu seinem Unterhalt zu geben, und wenn ihm dieses Gefühl mangelt, so sollte die Furcht vor dem beschämenden Vorwurf, daß er als ein bloßer Verzehrer, als fruges consumere natus, als ein unnützes Glied der Gesellschaft in derselben lebe, ihn zu einem nützlichern Dasein auffordern.

Pfarrer: Die Menschen sind sich nicht alle einander gleich. Der Eine führt ein nützliches, der Andere ein minder nützliches Leben. Ihr Beispiel, Herr Graf, hat übrigens schon manchen Nachahmer erweckt. Auch unsere Gemeinde und überhaupt die Gemeinden Ihrer Gü-

ter haben schon manche Nachahmer gefunden. Die dadurch auch anderswo erweckte bessere und sorgfältigere Bearbeitung der Felder hat mehr Menschenhände nothwendig gemacht. Die gewöhnlichen Taglöhner reichten nicht mehr hin. Man war genöthigt, die Zahl derselben zu vermehren; man hat deren neue aufgenommen, und diesen, und auch den ältern, wenn sie gar keine Grundstücke hatten, Gemeindegründe gegeben, so wie man es hier machte, und sie haben schon lange angefangen, die Wirthschaft unserer Taglöhner nachzuahmen. Ein mit gutem Erfolg begleitetes Beispiel bleibt immer das beste Aufmunterungsmittel. Ich habe einen Aufsatz geschrieben, in welchem ich die Wirthschaft unserer Taglöhner mit einer beiläufigen Berechnung des Ertrags derselben darstelle. Ich will ihn in das Intelligenzblatt, das noch am meisten in die Hände unserer Landleute kommt, einrücken lassen. Bloße Belehrungen, wenn sie auch der Landmann zu lesen bekommt, nützen gewöhnlich nicht viel. Wenn man aber zugleich sagen kann, hier oder dort hat man dieses oder jenes mit großem Nutzen gemacht, wenn man die Leute, die es gemacht haben, mit Namen nennen kann, wenn man den guten Erfolg genau und mit Wahrheit mittheilt, und auch den schlimmen nicht verschweigt, so reizt es gewiß mehr zur Nachahmung, und hält die Zweifel fern, die sonst auch oft gegen die besten Vorschläge entstehen, und ihre Befolgung hindern.

Müller: Ganz gewiß ist dieses der sicherste Weg, auf welchem man die Einführung nützlicher Verbesserungen bewirken kann. Schon vor einigen Jahren hat, wie der Herr Graf wissen, die Gemeinde Hohenbuchen einen Schulfond nach dem Beispiel von Wiesenbrunn zu sammeln angefangen. Sie hat uns hiebei noch in manchem andern nachgeahmt. Auch sie hat Gemeindegründe an Taglöhnerfamilien verkauft, und den Erlös davon dem Schulfonde gegeben. Die dortigen Taglöhner fingen bald an, die unsrigen nachzuahmen, und vorzüglich einer derselben, Namens Gut, zeichnet sich hierin durch ungemeine Thätigkeit und verständigen Fleiß aus. Er war vor drei Jahren hier, um unsern Gruber und seine Wirthschaft kennen zu lernen, und er ahmt ihm nun vollkommen nach, und ich bin gesonnen, sie eben so, wie der Herr Pfarrer die unsers Gruber, zu beschreiben und drucken zu lassen.

Graf: Ich glaube, es würde noch nützlicher sein, wenn Sie beide Ihre Arbeit vereinigen, und die Beschreibung der Wirthschaft unserer Taglöhner, vorzüglich der unsers Gruber und des Taglöhners Gut in einer und der nämlichen Schrift bekannt machen würden. Ich will

sie auf meine Kosten drucken lassen und unentgeltlich unter dem Landvolke vertheilen.

Das geschah denn auch. Gerne hätte der Verwalter Müller eine etwas umständlichere Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben dieser fleißigen Familien in diese Beschreibung aufgenommen, um dadurch die Möglichkeit für eine Taglöhnerfamilie, sich auf diese Weise gut zu ernähren, und zu einem ihr angemessenen Wohlstande zu gelangen, noch anschaulicher zu machen. Allein die Leute dieser Art sind nicht gewohnt, ihre Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben. Doch konnte Müller so ziemlich richtig angeben, wie viele Tage sie für die Bearbeitung ihrer kleinen Grundstücke, und für die Besorgung ihrer Feldwirthschaft verwenden mußten; wie viele Tage sie für andere im Taglohn arbeiteten, was sie ernteten, und was sie für das, was sie nicht selbst verzehrten, an Geld einnahmen, und es ergab sich aus dem Allen, daß, wenn sie das Jahr hindurch sich gut gekleidet und genährt, und ihr Haus und ihre Wirthschaft in gehörigem Stand erhalten hatten, sie immer noch etwas zurücklegen oder einige Gulden in der Sparkasse aufbewahren konnten.

Diese Schrift wurde gedruckt und vertheilt. Leider brachte sie nicht ganz die erwartete Wirkung hervor. Die Ursachen dieser fehlgeschlagenen Hoffnung mögen wohl großentheils in dem zu suchen sein, was der Pfarrer im Anfange dieses Kapitels gesagt hat. Und doch glaube ich, bleibt der Weg, der hier von dem Grafen betreten wurde, immer einer der empfehlenswerthesten. Hiefür aber muß der Landmann durch guten Schulunterricht empfänglicher gemacht werden, als er im Ganzen genommen gegenwärtig noch ist.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die Wirkungen, welche das Beispiel von Fromholz und die Befolgung seiner Vorschläge im nahen Gebirge hervorbrachte.

Wir wissen aus dem siebenunddreißigsten Kapitel, daß Fromholz einen Besuch von einem im nahen Gebirge wohnenden Vetter seiner Frau erhielt, den er auf seiner Rückkehr nach Hause begleitete, und daß er ihm dort manchen Rath ertheilte, der auch getreulich befolgt wurde. Ich habe, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, keine Erwähnung mehr davon gemacht. Ich will nun nachholen, was in Be-

ziehung auf Vetter Weismann und seine Wirthschaft noch zu erzählen ist.

Weismann besuchte alle Jahre seinen Vetter Fromholz, und gewöhnlich begleitete ihn dieser ins Gebirge zurück, wo er ein paar Tage in dessen Familie zubrachte. Er bemerkte jederzeit mit vielem Vergnügen, daß sein Rath mit ausgezeichnet guter Wirkung befolgt worden war. Weismann verschaffte sich aus faulem Holze, das er in ansehnlicher Menge in den Gebirgswaldungen sammeln konnte, das er in seinem Hofe mit Erde auf einen Haufen warf und mit Mistwasser begoß, und dadurch, daß er seinen Stalldünger nach seines Vetters Weise behandelte, fortwährend eine Menge von vortrefflichem Dünger. Seine Aecker und Wiesen hatten dadurch um mehr als die Hälfte an Ertrag zugenommen, und es war ihm dadurch möglich geworden, auch seinen Viehstand ansehnlich zu vermehren. Ungeachtet er eine um die Hälfte größere Zahl von Kühen hielt, als vorher, so war er doch im Stande, sie besser zu füttern, und er erhielt dadurch von jeder einzelnen Kuh, wenn sie nicht auf der Alpe war, sondern im Stalle gefüttert wurde, einen höhern Ertrag von Milch, Butter und Käse. Er baute nun nicht mehr die Kartoffeln nur als Menschennahrung, sondern in viel größerer Menge auch als Viehfutter, und nebst diesen noch viele weiße und gelbe Rüben, und er würde vorzüglich die letztern, weil sie ihm Fromholz als treffliches Futter und vorzüglich als Milchfutter empfohlen hatte, vor den andern gebauet haben, wenn ihnen die rauhe Gebirgsluft günstiger gewesen wäre. Weismann benutzte sie nebst den Kartoffeln doch noch manchmal als Winterfutter, und er fand bald, daß er dadurch Butter erhielt, welche der Butter von der besten Frühlings- und Sommerweide wenig nachstand. Auch seine Alpenweiden hatte er, indem er die Winke seines Vetters benutzte, wesentlich verbessert. Georg hatte ihm nämlich gesagt, daß er, obwohl er hierin keine Erfahrung habe, gewiß glaube, daß die Alpenweiden eben sowohl einer künstlichen Verbesserung fähig seien, als jede Wiese, und er hatte ihn hiebei auf eine auch tiefer unten wachsende Alpenpflanze, die man in diesen Gegenden das Frauenmäntelchen nennt, aufmerksam gemacht. Weismann hatte davon sogleich einige Pflanzen ausgegraben und in seinen Hausgarten versetzet. Er erhielt davon ein paar Hände voll Samen, den er im nächsten Frühling säete, wovon er im Herbste hinlänglich viel Samen erhielt, um ein größeres Stück Wiese damit anzusäen. Das nämliche hatte er schon mit dem Alpenklee, den wir schon durch

den Verwalter Müller kennen gelernt haben, gethan. Fromholz hatte ihm auch noch Samen von einigen Gräsern, die er vom Verwalter erhalten hatte, und welche im einundsiebzigsten Kapitel beschrieben worden sind, gebracht. Er wählte nun ein Stück seiner Bergweide, das eine dafür hinlänglich ebene Lage hat, um nicht befürchten zu dürfen, daß die von Rasen entblößte und aufgelockerte Erde vom Regen abgeschwemmt würde, und ackerte es am Ende des Sommers, der dem Frühlinge, an dem er es besäen wollte, vorherging. Dieses Stück Weide war mit vielen Kletten, mit Ampfer und anderen unbrauchbaren Pflanzen, die man auf Alpenweiden oft häufig genug findet, bewachsen. Diese wurden dadurch vertilgt. Als der Frühling herangekommen war, eggte er es mit einer eisernen Egge, besäete es dann mit den Samen, die er gesammelt hatte, und umgab es mit einem Zaune, um es vor dem Weidevieh zu bewahren. Die Saat wuchs bald und schön heran, so daß sie noch in diesem Sommer den Boden mit dichtem Graswuchs bedeckte. Gegen das Ende des Sommers nahm Weismann den Zaun hinweg, um seinen Kühen diesen neuen Weideplatz zu überlassen, der jetzt alle Alpenweiden der Gegend an Güte übertraf. Durch den Erfolg aufgemuntert dehnte Weismann diesen Versuch bald auf seine übrigen Weiden aus, aber nur auf jene Theile derselben, auf welchen er das Abschwemmen des von Rasen entblößten Bodens nicht zu befürchten hatte. Die unerwartete und sehr auffallende Verbesserung seiner Alpe bewog bald einige Nachbarn zur Nachahmung, sie dehnte sich allmählig weiter aus und wurde bald in der Verbesserung von Butter und Käse, die aus dieser Gegend bald in größerer Menge als früher zu Markt kamen, bemerklich.

Weismann hatte nach Georgs Beispiel auch geländerten Flachs gebauet, anfangs nur seiner Frau zu Gefallen. Aber der viele und schöne Flachs, den er davon erhielt, bewog ihn bald dieser Behandlung des Leins eine größere Ausdehnung auf seinen Feldern zu geben, welche durch die Vermehrung und Verbesserung seines Düngers sehr erleichtert wurde. Georg versah ihn hiezu mit drei Jahre altem Samen, den er von der in Wiesenbrunn bestehenden Anstalt erhielt, und welchen dann Weismann von seiner eigenen Ernte wieder ersetzte. Man zog in der Folge Weismanns Samen, nachdem er drei oder vier Jahre alt geworden war, dem in Wiesenbrunn gewonnenen vor, weil er aus einer rauheren Berggegend kam. Weismann fand sich dadurch bald in den Stand gesetzet, alle Jahre einige Zentner Flachs zu verkaufen, der

durch seine Länge und Feinheit allgemeinen Beifall erhielt, und bald vor allen andern gesucht und theurer bezahlt wurde. Er war eine nicht unbedeutende Einnahmsquelle in seiner Wirthschaft geworden.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Mittel, durch welche die Verbesserung des sittlichen Zustandes der Gemeinde befördert wurde.

Durch alle die Anstalten und Verbesserungen, welche wir kennen gelernt haben, hatte der Wohlstand der Gemeinde immer zugenommen, und war endlich fest und dauerhaft begründet, aber auf eine nicht minder erfreuliche Weise hatte der sittliche Zustand derselben sich verbessert. Nicht allein im Innern der Familien, sondern auch im Aeußern der Gemeinde, und in den wechselseitigen Verhältnissen der Mitglieder derselben war diese größere sittliche Vollkommenheit wahrnehmbar. Prozesse, Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Familien oder einzelnen sowohl männlichen als weiblichen Mitgliedern der Gemeinde waren sehr selten. Zwar hielt schon der allgemeine Wohlstand die in andern weniger wohlhabenden Gemeinden so oft stattfindenden Veranlassungen zu Streit und Unfriede beinahe immer fern, am meisten aber hatten der würdige Pfarrer und sowohl Schullehrer Weismann als Schullehrer Hochfeld durch zweckmäßigen Unterricht in der Religion und durch Bildung zur Sittlichkeit die Keime des Unkrautes dieser Art vertilgt. Die Jugend in Wiesenbrunn war nie roh und ungesittet, aber fromm, gelehrig und fleißig, und wer immer in das Dorf kam, mußte von der Höflichkeit und Freundlichkeit derselben erfreuet sein. Freilich gab es, wie es unter so vielen Familien auch nicht anders möglich ist, auch manche Ausnahme. Nicht in allen derselben war Fleiß, Ordnung und Einigkeit zu Hause, doch waren es nur wenige, welche Veranlassung gaben, über Mangel an diesen Eigenschaften zu klagen. Auch hatte derselbe nie die schlimmen und sichtbaren Folgen, die er sonst gewöhnlich zu haben pflegt. Die Ordnung, welche in dieser Gemeinde herrschte, die Anstalten, welche für die Erhaltung derselben getroffen waren, und welche wir schon früher kennen gelernt haben, ließen auch eine weniger geordnete Familie nie tief herabsinken, und der Geist, der in der ganzen Gemeinde vorherrschend geworden war, hatte allmählig Achtung und Scheu vor der Meinung und dem Urtheile der Gesammtheit erregt, so daß Unordnung und Unfriede, die wohl hie und da in einer Familie

einheimisch geworden waren, mehr verborgen blieben, und eben in dem Bestreben, sie nicht zu sichtbar und zu laut werden zu lassen, eine Beschränkung fanden.

Zu dem glücklichen Zustande der meisten Familien in Wiesenbrunn, insoferne sie nicht allein von dem äußern Zustande derselben und von dem Fernesein drückender Nahrungssorgen, sondern von dem moralischen Werthe der einzelnen Mitglieder derselben abhängt, trug wesentlich der vortreffliche Unterricht bei, den schon seit einer Reihe von Jahren der Pfarrer ertheilet hatte. Die meisten jüngern Hausväter und Hausmütter der Gemeinde hatten ihn genossen. Er hielt es für wesentlich, diesen Unterricht nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, als bloße Gedächtnißsache und das Gebet als bloßes Hersagen auswendig gelernter Gebetformeln zu behandeln, sondern er bestrebte sich, die Lehren der Religion seinen Schülern vollkommen verständlich zu machen, und sie nicht blos ihrem Gedächtniß, sondern vielmehr ihrem Gemüthe einzuprägen, um sie zu lehren, daß das Gebet, wenn es Erhörung verdienen soll, ein Gespräch mit Gott wie eines Kindes mit seinem Vater sein müsse. Daß diese Belehrung nicht vergeblich in Wiesenbrunn ertheilet worden, hatte ich während meinem Aufenthalte daselbst mehrmal Gelegenheit zu bemerken. Es herrscht beinahe überall auf dem Lande die löbliche Gewohnheit, daß von der Hausgenossenschaft vor und nach der Mahlzeit ein gemeinschaftliches Gebet laut verrichtet wird. Ich habe auf meinen Reisen mehr als hundertmal in Landwirthshäusern Gelegenheit gehabt, das Tischgebet, das der Wirth und die Wirthin gemeinschaftlich mit ihren Hausgenossen verrichteten, anzuhören, aber nur sehr selten habe ich bemerkt, daß diese Leute wirklich beteten. Ich vernahm gewöhnlich nur das gedankenlose Hersagen der auswendig gelernten Gebetformel. Auch in Wiesenbrunn vernahm ich mehrmals dieses gemeinschaftliche Gebet, und ich habe hier zu meinem innigen Vergnügen beinahe immer wahrgenommen, daß diese Leute wirklich beteten. Am allgemeinsten fand ich dieses bei Kindern und jungen Leuten. Schullehrer Hochfeld theilte mir eine merkwürdige Beobachtung mit, die er hierüber in einer Bauernfamilie gemacht hatte. Die Bäuerin war krank und lag im Bette. Hochfeld besuchte sie am Abend noch spät mit seiner Frau, als eben das jüngste Kind, ein Mädchen von sechs Jahren zu Bett gebracht worden war, das im Nebenzimmer nahe an der offenen Thüre der Kammer stand, in welcher die Mutter lag. Hochfeld hörte, daß es mit halblauter Stimme sagte: „Lieber

Vater im Himmel, lasse die Mutter bald wieder gesund werden.“ Die Bäuerin sagte zu Hochfeld, der über dieses Gebet des Kindes seine Bewunderung und seine Freude bezeigte, daß das kleine Röschen, so hieß es, nie ohne ein ähnliches kurzes Gebet einschlafe, als: „Lieber Gott, gebe heute Nacht acht auf mich, oder, lasse Vater und Mutter gut schlafen, oder, liebes Schutzengelchen, gute Nacht.“ Das ist doch wirklich und wahrhaft gebetet, aber gewiß nicht, wenn das Kind ein auswendig gelerntes Gebet herplappert, von dem es gewöhnlich nicht ein Wort verstehet, und doch glauben die meisten Eltern, daß man die Kinder nie frühe genug beten lehren, d. i. auswendig gelernte Gebete, die sie gewöhnlich noch nicht verstehen oder nicht verstehen können, hersagen lassen könne. Ein Beweis, daß sie selbst nicht wissen, was Gebet ist, und meistens selbst niemals beten, sondern nur von früher Jugend an Gebete gedankenlos hersagen gelernt haben.

Zur größern Sittlichkeit in Wiesenbrunn trug ganz unstreitig die allen dargebotene Gelegenheit wesentlich bei, sich etwas durch Arbeit zu erwerben und überhaupt sich nützlich zu beschäftigen, denn dadurch wurde der Müssiggang, immer eine der ergiebigsten Quellen der Unsittlichkeit, aus allen Familien verbannt. Die Gräfin, welche hierin eine der wohlthätigen Wirkungen ihrer Spinnanstalt wahrnahm, suchte sie daher nach Möglichkeit auszudehnen. Allein, als die Theilnahme an derselben immer allgemeiner wurde, fand sich bald einige Schwierigkeit, die Erzeugnisse derselben bald oder vortheilhaft genug zu verkaufen, obwohl sie durch Umsicht und vermehrte Sorgfalt bald überwunden wurde. Aber an dieser Beschäftigung konnten nicht alle, am wenigsten die männliche Jugend Theil nehmen. Die Gräfin suchte daher noch eine andere auch für Knaben passende Beschäftigung einzuführen. Sie war bald so glücklich, sie zu finden. Sie war einst in der Stadt, um Weihnachtsgeschenke, theils für ihre eigenen Kinder, theils für Kinder im Dorfe, denn auch diese erhielten Geschenke von ihr, zu kaufen. Sie fand dort sehr nett geflochtene und zugleich sehr wohlfeile Körbchen, die sie früher aus einer andern Gegend erhalten hatte, die aber jetzt zuerst in der Nähe zu Markt gebracht wurden. Der Mann, welcher sie verkaufte, hatte sie zum Theile selbst mit seiner Familie verfertigt. Die Gräfin bewog ihn leicht, sich für einige Zeit in Wiesenbrunn niederzulassen, und dort für einen mäßigen Preis, den sie bezahlte, den Kindern Unterricht im Korbflechten zu geben. Er fand bald gelehrige Schüler und Schülerinnen, welche schnelle Fortschritte machten. Aber nicht nur so

niedliche Körbchen, wie er in der Stadt zu Markt gebracht hatte, lehrte er sie machen, sondern mehr noch gemeinere für Jedermann brauchbare Arbeiten dieser Art. Da er mit seinen Arbeiten die Märkte bezog, und dort immer reichlichen Absatz fand, so konnte er auch die schönern Arbeiten, die von den Kindern und jungen Leuten in Wiesenbrunn verfertigt wurden, zum Verkaufe übernehmen. Diese Arbeiten verbesserten sich immer mehr, und bald brachten einige Knaben es hierin zu einem Grade von Vollkommenheit, daß sie kleine Künstler in diesem Fache genannt werden konnten. Die Gräfin trug wesentlich dadurch hiezu bei, daß sie von ferne her recht schöne Arbeiten dieser Art kommen ließ, und sie als Muster mittheilte, und nach und nach bildete sich dadurch in Wiesenbrunn eine kleine Fabrikanstalt, welche Vielen Beschäftigung gab, und in Verbindung mit der Spinnanstalt keine Unbeschäftigten unter der dafür durch ihr Alter fähigen Jugend übrig ließ. Der Erwerb, der daraus hervorging, trug, obwohl er nur gering war, merklich zum bessern Gedeihen der kleinen Hauswirthschaften der Taglöhner und der ärmeren Familien bei, aber noch wohlthuender wurde er als Mittel, die Jugend nützlich zu beschäftigen und vom Müssiggange abzuhalten, und förderte dadurch die Begründung und Erhaltung größerer Sittlichkeit in der Gemeinde.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Zustand der Gemeinde und des Schulfondes im Jahre 1815.

Unter den Fortschritten, welche die Gemeinde Wiesenbrunn in Allem machte, was zu ihrem Wohle gereichen konnte, nimmt die Zunahme und die Anwendung ihres Gemeinde- und ihres Schulfondes eine ausgezeichnete Stelle ein. Wir wissen, daß die Gemeinde, ehe sie ihre Weide vertheilte, weder einen Fond für ihre Gemeindebedürfnisse noch für ihre Schule hatte, und daß sie auf den vom Grafen veranlaßten Vorschlag ihres Pfarrers den Grund zu beiden legte. Wir haben im vierundfünfzigsten Kapitel gesehen, daß nach ungefähr acht Jahren jeder dieser Fonde die Summe von 10,000 fl. erreicht hatte. Wir wollen nun sehen, wie hoch sie sich am Ende des Jahres 1815 beliefen.

Der Gemeindefond besaß am Ende des Jahres 1807 ein Kapital von mehr als 10,000 fl., und nahm an Abgaben von den vertheilten und urbar gemachten Gemeindegründen und an Pachtgeld von einem Theile derselben die Summe von ungefähr 1200 fl. jährlich ein. Von

diesen wurden alle Jahre 100 fl. an den Schulfond gegeben. Dennoch hatte der Gemeindefond am Ende des Jahres 1807 nebst den 400 fl. Zinsen des Kapitals eine reine Einnahme von 1500 fl. Bis jetzt hatte die Gemeinde keine erheblichen Ausgaben. Eine der größten derselben, welche mancher Gemeinde zur Last fallen, ist für die Ortsarmen. Allein die Anstalten, welche um die Armuth zu hindern und zu mildern gemacht waren, hatten bewirkt, daß nur eine geringe Zahl von Armen, welche Unterstützung bedurften, in Wiesenbrunn war, und für diese reichte die Sammlung, welche nach dem Vorschlage des Pfarrers alle Jahre in der heiligen Woche vor Ostern gemacht wurde, vollkommen hin. Es ist allerdings eine seltne Erscheinung, wenn eine Gemeinde nicht genöthigt ist, eine Ausgabe für ihre Armen auf Gemeindekosten zu machen. Allein zu diesem Vortheile war man in Wiesenbrunn auf eine sehr einfache und natürliche Weise gelangt. Der Fleiß und die Verständigkeit, mit welcher jeder sein Feld bearbeitete, gab allen Händen, welche zu landwirthschaftlichen Arbeiten tauglich waren, hinlängliche Beschäftigung. Spinnen und Korbflechten beschäftigten viele schwächere Hände, sowohl der Alten und Gebrechlichen, als der Jugend, und brachte in manche arme mit vielen Kindern versehene Taglöhnerfamilie einen Erwerb, der eine Unterstützung, die außerdem wohl nöthig gewesen wäre, entbehrlich machte, oder sie wenigstens verminderte, und der allgemeine Wohlstand erleichterte und vermehrte die freiwilligen Beiträge, so daß eine Unterstützung aus dem Gemeindefonde beinahe immer entbehrlich blieb. Wie leicht wäre es in den meisten Gemeinden, auf ähnliche Weise der Armuth vorzubeugen oder sie zu mildern, und wer möchte bezweifeln, daß, wenn einer Gemeinde ihre Armen zur wesentlichen Last werden, dieses in den meisten Fällen von Ursachen herrühre, welche wenigstens größtentheils entfernt zu halten in ihrer Macht gelegen hätte. Unsere Gemeinde konnte nun ungestört fortfahren, ihren Gemeindefond zu vergrößern, um dann mit einemmale etwas unternehmen zu können, was ihr zum wesentlichen Vortheil gereichen konnte, oder, wenn sich Gelegenheit dazu finden sollte, das gemeinschaftliche Grundvermögen durch Kauf zu vermehren. Er hatte ungeachtet mancher Gemeindeausgaben, welche nicht zu vermeiden waren, bis zum Ende des Jahres 1815 die Größe von beinahe 25,000 fl. erreicht, wozu auch der kluge und vorsichtige Gebrauch des gesammelten Getreidevorrathes beigetragen hatte, und wir werden im folgenden Kapitel sehen, auf welche Weise das gesammelte Gemeindevermögen angewendet wurde.

Von dem am Ende des Jahres 1807 beinahe 10,000 fl. betragenden Schulfond waren 3200 fl., die Erbschaft von Thomas Sam, zu 5 Procent, das übrige zu 4 Procent angelegt und es wurden 442 fl. Zinsen davon eingenommen. Hiezu kamen 120 fl. Zinsen von dem Kapitale, das der Graf der Gemeinde geschenkt hatte. Diese hielt von nun an nicht mehr für nöthig, zum Schulfonde den jährlichen Beitrag von 100 fl. zu geben, denn der Ertrag der der Schule gehörigen Obstbäume gab dafür bereits hinlänglichen Ersatz. Der Schulfond hatte also vom Jahre 1808 angefangen eine jährliche Einnahme von nahe an 700 fl. Die Ausgaben, welche er zu bestreiten hatte, waren folgende: Der Schullehrer und seine Frau erhielten 400 fl. Im folgenden Jahre wurde ein Schulgehilfe mit 150 fl. angestellet. Sams hinterlassene Magd erhielt einen Jahresbeitrag von 50 fl. Sie starb bald, und nach ihrem Tode wurden diese 50 fl. zur Anschaffung von Büchern und von Unterrichtsmitteln für die Schule und von Schreibmaterialien für arme Kinder bestimmt. Das noch Uebrige mußte zum Theile für die Unterhaltung des Schulhauses verwendet werden. Auf diese Weise blieb von dem Ertrage des Schulfondes nichts Erhebliches mehr für die Vermehrung desselben übrig. Allein der Pfarrer wünschte sehr, ihn noch vermehrt zu sehen, um noch etwas für andere nützliche Ausgaben zu erhalten. Es war z. B. wohl möglich, daß man einst eine Wittwe oder Waisen des Schullehrers würde unterstützen müssen, auch wünschte er, daß man einst die Entrichtung des Schulgeldes wenigstens für die ärmeren Kinder könne aufhören lassen. Und dieser Wunsch wurde bald erfüllt: denn es waren noch folgende Hilfsquellen vorhanden. Ein freiwilliger Beitrag der Gemeindeglieder von 84 fl.; ein wahrscheinlicher Ertrag der noch im Wirthshause aufgestellten Büchse von 50 fl., die Zinsen von 530 fl., welche aus Sams hinterlassenem Häuschen nach dem Tode von dessen Magd gelöset wurden mit 21 fl. 12 kr., also zusammen etwa 158 fl. jährlich. Die Obstbäume fingen über dieses an, mit jedem Jahre mehr zu tragen, und zwar in manchem Jahre über 300 fl. und bis zum Ende des Jahres 1815 war, ungeachtet die Büchse im Wirthshause beinahe nichts mehr eingetragen hatte, eine weitere Vermehrung des Schulfondes, wozu noch einige Ersparungen an dem Ertrage des früher Gesammelten gekommen waren, von mehr als 3000 fl. eingetreten. Es war nun, wenn auch die Beiträge der Gemeindeglieder ganz aufhören sollten, für ein neues Einkommen der Schule, da man den Ertrag der Obstbäume im Durchschnitte zu wenigstens 200 fl. an-

nehmen konnte, von ungefähr 320 fl. gesorgt. Der Pfarrer machte nun den Vorschlag, daß das Schulgeld für alle Taglöhnerfamilien und für die Kinder der ärmeren Familien der Gemeinde dem Schullehrer aus dem Schulfonde bezahlt werden sollte. Auch sollte das Lehrgeld für Knaben, welche Handwerke lernen wollten, und deren Aeltern dieses zu bezahlen nicht im Stande sein würden, ebenfalls von der Schule bezahlt werden. Dieser Vorschlag wurde von der Gemeinde gern angenommen.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Es wird eine Badanstalt errichtet und ein Wald gekauft.

Der in den Umgebungen von Wiesenbrunn lebende Gerichtsarzt war in einem schon ziemlich hohen Alter mit Tod abgegangen, und ein junger sehr geschickter Arzt, Namens Pohl, an seine Stelle gekommen. Er war zugleich ein eifriger Freund der Naturlehre und Naturgeschichte, wodurch er bald ein angenehmer Gesellschafter für den Grafen wurde. Dieser besuchte an einem Herbsttage den Pfarrer, der in Folge einer Erkältung etwas krank und eben in Gesellschaft des Arztes war. Als von der Veranlassung zum Unwohlsein des Pfarrers gesprochen wurde, bemerkte Pohl, daß die meisten Krankheiten entweder unmittelbar oder mittelbar durch gehemmte Ausdünstung entstehen, und daß sie viel seltner und der Gesundheitszustand im Allgemeinen viel besser sein würde, wenn mehr Sorgfalt für die ungestörte Erhaltung derselben, und vorzüglich für die Reinheit und Thätigkeit der Haut, als das eigentliche Werkzeug der Ausdünstung getragen würde. Er pries daher den Nutzen des Badens, und bedauerte, daß man es heut zu Tag zu sehr vernachläßige. In den vorigen Jahrhunderten, fuhr er fort, war der Gebrauch der Bäder allgemein, und in jedem nicht ganz kleinem Orte war eine Anstalt dafür. Selbst in den Dörfern waren sie nicht selten. Daher auch noch heute die Benennung der Bader, womit man die Landchirurgen und auch die gemeinen Barbiere bezeichnet. Diese waren ehemals die Eigenthümer jener Badeanstalten, deren sich Jedermann um eine Kleinigkeit bedienen konnte. Von diesen Anstalten ist aber nur mehr die Erinnerung in der Benennung ihrer ehemaligen Eigenthümer mit dem Namen Bader übrig geblieben. Außerdem war die für diese Bequemlichkeit nöthige Einrichtung beinahe in jedem bessern Hause zu finden. Ganz gewiß, sagte hierauf der Graf, ist dieser Sitte zum Theil die

festere Gesundheit und größere Kraft unserer Voreltern, so wie die Abnahme derselben der Vernachläßigung dieser heilsamen Gewohnheit zuzuschreiben. Ich bin daher schon lang darauf bedacht, eine Badeanstalt hier in Wiesenbrunn zu errichten, und auch auf meinen übrigen Gütern. Einige Schwierigkeit könnte noch das dazu erforderliche Holz machen. Der Gemeindewald von Wiesenbrunu reicht kaum mehr für die übrigen Bedürfnisse der Gemeinde hin. Zwar würde ich wohl gern einen Holzbeitrag dazu hergeben, doch wünschte ich, daß die Gemeinde den Bedarf selbst bestreiten könnte. Eben trat der Schulz in's Zimmer, der den Pfarrer zu besuchen kam. Als er vollkommen von dem Gegenstande des Gespräches unterrichtet war, sagte er: Diese Schwierigkeit kann vielleicht bald überwunden werden. Ich komme eben von einem Besuche, den ich jenseits des See's gemacht habe, zurück. Ich war dort wegen einem Vorhaben, das ich Ihnen jetzt mittheilen will. Der dem Hans Kohler gehörige große Bauernhof, der dem Schlosse gerade gegenüber liegt, ist feil. Der Bauer dort hat keine Kinder, aber Schulden. Er will die Sorgen, welche ihm diese machen, los sein, seinen Hof verkaufen und sich in Ruhe setzen, denn es wird ihm noch genug übrig bleiben, um bequem leben zu können. Ich denke, die Gemeinde könnte hier einen sehr nützlichen Kauf machen. Bei diesem Hofe sind über 400 Morgen ziemlich gut erhaltenen Waldes, und dieser kann uns gut zu Statten kommen, da wir wohl etwas mehr Holz brauchen können. Diesen Wald behalten wir, die übrigen Grundstücke können wir mit dem Hofe wieder verkaufen, denn wozu könnte uns dieser jenseits des See's nutzen? Ich war jetzt drüben beim Bauer Kohler, um den Handel einzuleiten. Die Gemeinde hat ein schönes Kapital gesammelt und sie kann es jetzt wohl nicht besser anwenden. Kohler verlangt 20,000 fl. für seinen Hof, und er wird wohl noch etwas handeln lassen, den Hof können wir ohne den Wald wohl noch um 15,000 fl. verkaufen, und dann haben wir den Wald wohlfeil genug. Ich will morgen der Gemeinde hiefür einen Vorschlag machen, und ich fürchte nicht, daß mir eine Einwendung dagegen gemacht werden wird. Der Graf und der Pfarrer billigten sehr das Vorhaben des Schulzen, und das Gespräch ging nun wieder auf die Vortheile des Badens über.

Unsere jungen Leute, sagte der Schulz, baden wohl gern im See, und das Baden ist unter ihnen, seit der Sohn des Fischers seinen Abschied als Soldat erhalten hat und nach Haus gekommen ist, noch viel gewöhnlicher geworden. Er ist ein gar guter Schwimmer und gibt

den jungen Burschen, die Lust dazu haben, Unterricht im Schwimmen. Es scheint, daß die jungen Leute seit dieser Zeit viel gesunder und kräftiger aussehen, als vorher. Da oben im Dorfe sind einige Bauernbursche, die, weil sie weiter vom See entfernt sind, nur selten oder gar nie baden, und diese sehen nicht so gut und stark aus, wie unsere fleißigen Schwimmer.

Pohl: Es gibt auch kaum eine gesündere und stärkendere Bewegung als Schwimmen. Wenn schon das bloße Baden ungemein gesund und stärkend ist, so wird es gewiß noch viel zuträglicher, wenn das Schwimmen damit verbunden wird, denn dann kommt zu dem Aufenthalt im frischen Wasser noch eine die Kräfte mäßig anstrengende äußerst gesunde Bewegung, welche die Vortheile des Badens noch ungemein erhöhet. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Leibesübung auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt oder daß wenigstens das Baden im Freien unter demselben gewöhnlicher würde. Um gesunde und starke Kinder zu haben, werden vor allem gesunde und starke Mütter erfordert, und dazu trägt ganz unstreitig das fleißige Baden in frischem Wasser wesentlich bei.

Pfarrer: Für das weibliche Geschlecht ist freilich das Baden im Freien manchen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten unterworfen.

Graf: Diese Schwierigkeiten ließen sich wohl besiegen. Wenn man dafür einen Platz ausfindig machen würde, der mit dichtem Gebüsche umwachsen ist oder damit umpflanzt werden kann, und welchem zur Badezeit zu nahen allen Männern streng untersagt würde, so wäre wohl aller Anstand entfernt und so ein Platz wäre wohl herzustellen.

Schulz: Da fällt mir gleich ein Platz ein, der leicht dafür zugerichtet werden könnte. Da unten nicht weit vom Dorfe fließt der Bach durch die große Wiese meines Peters. Er macht gerade dort eine Krümmung, so daß, wenn man ihn auf beiden Seiten in einiger Entfernung vom Ufer dicht mit Weiden bepflanzt — es stehen schon einige Weidenbüsche dort, — man von keiner Seite die Badenden wird sehen können. Ich will meinem Sohne vorschlagen, den dazu nöthigen Platz gegen ein angemessenes Stück der noch übrigen Gemeindeweide abzutreten. Sie grenzt ohnehin an einen seiner Aecker.

Graf: Ich will dann den Platz auf meine Kosten zurecht machen lassen, und da wäre dann für einen bequemen Badplatz für die Weiber und Mädchen in Wiesenbrunn in der schönen Jahreszeit gesorgt. Aber wir sollen doch auch eine Badegelegenheit für ältere

Leute und für den Winter haben. Dafür wäre wohl noch Raum zu ebner Erde im Gemeindehause, denn die Hälfte des Erdgeschosses ist vollkommen unbenutzt.

Pfarrer: Die Ausgabe für die Errichtung dieser Anstalt kann wohl nicht gar groß sein. Eine größere Schwierigkeit wird die Bestreitung des dafür erforderlichen Holzaufwandes und die Bedienung des Bades machen.

Pohl: Wenn ich rechne, daß die Badeanstalt nur während der kältern Hälfte des Jahres benutzt wird, und in einer Woche höchstens ein halbes Klafter Holz verbrennt wird, so werden zwölf Klafter im Jahre hinreichen, und da neben dem Gemeindehause ein Brunnen mit laufendem Wasser ist, so kann ganz leicht die Einrichtung gemacht werden, daß das Wasser in den Kessel und aus diesem in die Badwanne fließt. Auf diese Weise kann die Bedienung des Bades ziemlich einfach und leicht gemacht werden.

Schulz: Wir haben drei Wittwen hier im Dorfe, welche einen Unterhaltungsbeitrag aus unserer Gemeindekasse erhalten. Zwei davon wären für dieses Geschäft sehr brauchbar, und ein mäßiger Lohn würde ihren Selbstunterhalt sehr erleichtern. Das Holz werden wir wohl hergeben können, wenn wir den Bauernhof kaufen, und dieser Kauf wird wohl bald zu Stand kommen.

Graf: Einen jährlichen Beitrag an Holz will ich, wenn das Bad zu Stand kömmt, wohl hergeben und ihn der Gemeinde für so lange, als die Anstalt erhalten werden und er nöthig sein wird, versichern. Nur muß der Schulz diesen Gegenstand mit der Gemeinde vorher ins Reine bringen.

Der Schulz schlug nun der Gemeinde den Kauf des Bauernhofes und die Errichtung des Bades vor. Der Kauf fand keine Einwendung, wohl aber das Bad. Jenes am Bache schien zwar den meisten nützlich und zweckmäßig, aber die Anstalt für warme Bäder den meisten entbehrlich. Allein die Vorstellungen des Arztes, der, wenn er zu Kranken gerufen wurde, und auch sonst bei jeder Gelegenheit, unablässig bemüht war, den Nutzen derselben darzustellen, und auch oft warme Bäder verordnete, und das Zureden des Pfarrers brachten es endlich dahin, daß die Mehrheit sich dafür erklärte.

Der Hof wurde um 20,000 fl. gekauft. Einige etwas abgelegene Grundstücke desselben wurden von Bauern, welchen sie bequem lagen, um 3150 fl. gekauft. Der Bauernhof selbst fand einen Käufer,

der 12,580 fl. dafür bezahlte. Der Gemeinde blieb also der Wald um 3150 fl. Es wurde nun der Förster des Grafen wegen der Benützung und dem wahrscheinlichen Ertrage des Waldes zu Rath gezogen, und auf den Vorschlag desselben festgesetzt, daß hundert Morgen, welche am besten bewachsen waren, zu Bauholz für jetzt unberührt stehen bleiben, die übrigen dreihundert Morgen in achtzig Schläge getheilt, und zu Brennholz benutzet werden sollen. Man hoffte 100, in der Folge 140 bis 150 Klafter Holz darauf schlagen zu können. Man bestimmte davon sechs Klafter Scheitholz und ungefähr eine gleiche Holzmenge an Wellen und ausgegrabenen Baumstöcken für das Bad, das übrige Holz sollte an Gemeindeglieder gegen Ersatz der Kosten für Holzhauen vertheilt oder verkauft werden.

Im nächsten Frühling ließ der Graf an der Zubereitung des Badeplatzes am Bache anfangen. Er wurde 200 Fuß lang abgesteckt, und ein 100 Fuß breiter Raum neben dem Bache dazu genommen. Dieses betrug einen halben Morgen, wofür Peter Kramer einen Morgen von der Gemeinweide erhielt. Der Graf ließ den Bach in dieser Länge gerade machen und auf dreißig Fuß erweitern, ihm an den Ufern die Tiefe von dritthalb und in der Mitte von vier Fuß geben und unterhalb um ungefähr 2 Fuß aufstauen. Der Grund dieses Bachtheiles wurde mit Kies belegt, den man schon theils im Herbste, theils im Winter von dem Ufer des Sees herbeigeführt hatte und wobei die Bauern in Wiesenbrunn sehr thätig mit ihrem Fuhrwerke waren. Am Umfange wurde in einer Breite von sechs Fuß der Rasen abgehoben, der Boden dann anderthalb Fuß tief ausgegraben und dieser vertiefte Raum dicht mit Buschweiden bepflanzt. Mit einem Theile der ausgehobenen Erde und dem abgeschälten Rasen wurde innerhalb dieser Weidenpflanzung eine fortlaufende Rasenbank errichtet. Die Weiden wuchsen schon bis zum folgenden Sommer so hoch heran, daß die Badenden vor allen neugierigen Augen dadurch geschützt waren, und am Ende des zweiten Jahres war ein allen Augen undurchdringliches Gebüsch herangewachsen. Allen Männern wurde streng verboten, während dem Baden sich diesem Platze zu nähern.

In der nämlichen Zeit richtete Maurermeister Maler die Badeanstalt im Gemeindehause ein. Es wurde die Hälfte des unteren Stockwerkes dazu verwendet. Sie enthielt eine Stube mit Kammer, welche früher vom Gemeindehirten bewohnt wurde, und, seit dieser entbehrlich geworden war, leer stand. Maler nahm die Wand heraus,

welche die Kammer von der Stube trennte, und setzte in die Mitte des dadurch gewonnenen Raumes einen Herd mit zwei übereinander stehenden Kesseln. Der Rauch des Feuers nämlich, das den untern Kessel heizt, erwärmt zugleich das Wasser im obern, aus welchem es halb erwärmt durch einen Hahn in den untern abgelassen werden kann, um dort vollkommen erhitzt zu werden. Nur sind die beiden Kessel größer und viereckig. Dieser Kesselherd heizt zugleich den Raum, in welchem er stehet, vollkommen. Neben denselben stehet eine Kufe mit kaltem Wasser. In diese und in den obern Kessel läuft das Wasser von selbst durch eine eigene Röhre aus dem vor dem Hause stehenden Brunnen, sobald die außen auf der Straßenseite befindliche Auslaufröhre geschlossen wird. Auf jeder Seite des Herdes stehen zwei, also vier Badewannen, welche von nicht ganz bis an die Stubendecke reichenden Bretterwänden umgeben sind, die eben so viele Kämmerchen bilden, in deren jedem ein kleiner Tisch und ein Stuhl stehet. Aus der mit kaltem Wasser gefüllten Kufe und aus dem untern Kessel leiten bleierne Röhren das Wasser zu den Badewannen, in welche durch messingene Hahnen kaltes oder warmes Wasser nach Belieben gelassen werden kann. Ein gemauerter Schlauch leitet unter dem Boden der Badstube das Wasser weg, das in derselben aus den Badwannen, wenn sie geleert werden, fließt. Ein Weib, dem in der neben befindlichen Kammer ihre Wohnung angewiesen ist, besorgt die Bäder. Es ist mit Bürsten zum Reinhalten der Badewannen versehen, und zum Beobachten der größten Reinlichkeit angewiesen. Gewöhnlich leisten ihr die weiblichen Badenden Beistand in ihren Verrichtungen. Sie erhält, so lange die Badeanstalt benutzt wird, wöchentlich 1 fl. 30 kr. aus der Gemeindekasse. Diese Badeanstalt hat ungefähr 600 fl. gekostet.

Auch für die Vervollkommnung des Badeplatzes am See war der Graf besorgt. Um Unglück zu verhüten, hatte er demselben einen großen nirgends über fünf Fuß tiefen Raum mit an seinem Umfange eingeschlagenen Pfählen bezeichnen lassen, über welchen hinaus keinem Badenden, wenn er nicht schon hinlängliche Fertigkeit im Schwimmen erlangt hatte, sich zu wagen erlaubt ist. Diese drei Badeanstalten werden von beiden Geschlechtern sowohl im Sommer als im Winter fleißig benutzt, und die dadurch in Wiesenbrunn bewirkte Gewohnheit des Badens war bald von unverkennbar vortheilhafter Wirkung. Es waren, als ich nach Wiesenbrunn kam, ungefähr 16 Jahre verflossen, seit diese nützlichen und nachahmenswerthen Einrichtungen getroffen waren. Der

Arzt, den ich hier kennen lernte, versicherte mir, daß nirgends in den Umgebungen weniger Kranke zu finden seien, als hier, daß die wohlthätige Wirkung der Gewohnheit des Badens vorzüglich in Hinsicht auf Verminderung der gewöhnlichen weiblichen Krankheiten unverkennbar sei, und daß unter den neugebornen und unter den ganz kleinen Kindern weniger Sterblichkeit, als irgend anderswo herrsche, eine Folge des allgemein kräftigeren und gesunden Zustandes der Mütter. Auch zeichnet sich die Jugend hier durchaus durch Gesundheit und Stärke vor allen andern in der Umgegend aus, und ich bedurfte nur weniger Aufmerksamkeit, um dieses bald wahrzunehmen.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Der Schulz Kramer stirbt.

Der Schulz Kramer hatte, als das Jahr 1816 herankam, sein fünfundachtzigstes Jahr erreicht. Bisher war er noch immer gesund und für sein Alter rüstig gewesen, und hatte noch immer seine Geschäfte als Schulz mit der ihm gewöhnlichen Thätigkeit besorgt, und an allem, was zum Besten seiner Gemeinde dienen konnte, den lebhaftesten Antheil genommen. Aber nun fingen mit einemmale die Schwächen des Alters an sich einzustellen. Er wiederholte seinen schon öfter geäußerten Wunsch, sein Amt niederlegen zu können. Immer hatte, wenn er ihn äußerte, die Gemeinde, die ihn ungemein schätzte und liebte, und ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm hegte, ihn bewogen, es noch länger beizubehalten. Allein jetzt glaubte sie dem Wunsche des Greises doch endlich entsprechen zu müssen. Sie enthob ihn seiner Stelle mit dem aufrichtigsten Danke für seine lange Verwaltung derselben, und wählte einstimmig Georg Fromholz zum Schulzen. Der Graf bestätigte um so freudiger diese Wahl, weil sie seinem Wunsche vollkommen gemäß war.

Kramers Kräfte schwanden immer mehr, und er brachte jetzt den größten Theil des Tages im Großvaterstuhle zu, in welchem er sonst nur am Abende seiner Gemächlichkeit pflegte. Die immer schlimme Witterung und der beinahe unausgesetzte Regen des Sommers von 1816 wirkten sehr nachtheilig auf seine Gesundheit. Wenn in meinem Alter so die Kräfte mit einemmale schwinden, sagte er oft zu seinen Kindern, so kann es nicht lange mehr dauern, und es ist dann Zeit, sich zur Reise in die bessere Welt anzuschicken, und er antwortete jeder-

zeit auf ihre Aeußerung, daß sie ihn noch länger zu behalten hofften, er fühle gar zu gut, daß er das Ende des Jahres nicht erleben würde. Und so sah er seinem Tode mit der Ruhe entgegen, mit der ein wahrer Christ, der sein Leben hindurch seine Pflicht erfüllet, und so viel Gutes um sich her bewirkt hat, als er bewirken konnte, ihm immer entgegen sieht. Und warum sollte Kramer es nicht? Er konnte auf ein langes glückliches und vorwurfsfreies Leben zurücksehen. Er sah seine Kinder, die er als liebender und sorgsamer Vater zum Fleiße, zur Thätigkeit und zur Frömmigkeit erzogen hatte, im Wohlstande, und hoffnungsvolle Enkel. Ein Rückblick auf sein langjähriges Schulzenamt mußte ihn mit Ruhe und Trost erfüllen. Als er vor mehr als fünfzig Jahren Schulz geworden war, war seine Gemeinde in keinem blühenden Zustande, und viele Mitglieder derselben waren arm. Jetzt war sie reich und in einem in jeder Hinsicht beneidenswerthen Zustande, und es war für die Herbeiführung desselben nichts geschehen, zu welchem er als Schulz nicht mitgewirkt und das er nicht durch sein Ansehen und durch das Vertrauen, das er von allen genoß, wesentlich gefördert hatte, ja manches des hervorgebrachten Guten und Nützlichen war ganz allein sein Werk. Er war aber immer so bescheiden, alles Gute, das für seine Gemeinde geschah, dem Pfarrer, dem Grafen und nach diesem Fromholz beizumessen. Darum sprach er auch immer mit der größten Achtung und Dankbarkeit von ihnen, und vorzüglich gerieth er immer in Wärme, wenn von dem ersten gesprochen wurde. Als er seine Kräfte schneller abnehmen fühlte, wünschte er noch einmal vor seinem Ende einen Besuch auf dem Schlosse zu machen, um dem Grafen für alles das Gute, das er seiner Gemeinde erwiesen und in derselben bewirkt hatte, noch einmal seinen Dank bezeigen zu können, und als an einem in diesem Jahre seltenen schönen Herbsttage, an welchem er sich etwas besser, als gewöhnlich, befand, — denn die Witterung war jetzt von großem Einfluße auf seine Kräfte — ihn der Pfarrer besuchte, gab er diesem seinen Wunsch zu erkennen. Der Pfarrer bot ihm an, ihn zu begleiten, er ließ sein Wägelchen anspannen und beide Greise fuhren nach dem Schlosse.

Ich kann, sagte Kramer, als er bei dem Grafen, der beiden freundlich entgegenkam, angekommen war, nicht von dieser Welt scheiden, ohne noch einmal den Vater und Wohlthäter unserer Gemeinde zu besuchen, und ihm für das viele Gute zu danken, das er für sie und in ihr zu Stande gebracht hat. Wenn ich mir einiges Verdienst,

erwiederte der Graf, um die Gemeinde Wiesenbrunn erworben habe, so muß ich es wohl mit unserm braven Kramer und dem Herrn Pfarrer theilen, denn das Gute, das in dieser Gemeinde zu Stand gebracht worden ist, ist nur durch das Vertrauen, das beide in derselben genießen und verdienen, und die Weise, wie sie es anwendeten und geltend machten, möglich geworden. Das soll aber noch nicht das letztemal sein, daß wir uns miteinander darüber freuen, mein lieber Kramer, wir wollen im nächsten Frühling wieder die Bäume blühen sehen, die unter unsern Augen gepflanzt worden sind, und wir wollen die Saaten auf den Feldern, die von unsern braven Bauern urbar gemacht worden sind, wieder grünen sehen. Ich nicht mehr, versetzte Kramer. Ich fühle es zu wohl, daß ich es nicht mehr erleben werde, und ich danke nun auch Gott dafür, daß er mich bald zu sich nimmt. Es ist eine große Wohlthat, die er uns erweiset, daß er, sobald unser Leib aufhört, uns nützlich zu sein, und uns zur Last zu werden anfängt, uns davon befreiet, und zu einem neuen und bessern Leben abruft. Ich hoffe, er wird mich bald zu sich nehmen, und wir werden uns jenseits wieder finden, wo Sie Ihren Lohn, mein guter Herr Graf, für alles das Gute, was Sie hier gethan und gewirkt haben, empfangen werden. Aber erst sollen Sie Ihre Söhne als glückliche Väter, und Ihre Tochter als glückliche Mutter, und gut und wohlthätig und Segen verbreitend, wie Ihre Eltern, im wohlverdienten Glücke sehen.

Wer immer so nützlich und zugleich christlich und fromm wie unser Kramer gelebt hat, sagte der Pfarrer, welcher seit geraumer Zeit oft und viel mit dem Schulzen über den Tod und unser zukünftiges Dasein sich unterhalten hatte, für den ist der Tod ein freundlicher Engel, der ihm in ein glücklicheres Leben hinüberwinkt.

Der Graf sah wohl schon seit einiger Zeit, daß Kramers Leben sich zum Ende neigte, dennoch drückte er ihm die Hoffnung aus, daß der Himmel seine Tage noch länger fristen werde, die auch in seinem hohen Alter noch nützlich für die Seinigen und die Gemeinde sein würden. Auch die Gräfin vereinigte ihre Wünsche mit denen ihres Gemahls, und dankte ihm für den Eifer, mit dem er seit so manchem Jahre ihre Absichten und Bestrebungen für das Wohl der Gemeinde unterstützt und befördert hatte. Unter wechselseitigen Versicherungen des Dankes, unter aufrichtigen Wünschen von Glück und Segen und unter Erinnerungen an das, was sie gemeinschaftlich für die Gemeinde entworfen und eingeführt hatten, ging mehr als ein Stündchen vorüber,

bis der Schulz nach rührender Abschiedsnahme mit seinem Begleiter von dem letzten Besuche, den er auf dem Schlosse machte, mit dem Pfarrer zurückkehrte. Er kam nun nicht mehr aus dem Hause und bald nicht mehr aus dem Bette. Oft besuchte ihn der Graf. Kramer legte endlich seinen letzten Willen gerichtlich nieder, wobei er den Grafen zum Zeugen bat, und ehe das Jahr ganz zu Ende ging, entschlummerte er ruhig und sanft, und der Tod war für ihn, wie der Pfarrer gesagt hatte, ein freundlicher Engel, der ihn in's bessere Leben hinüberführte.

In der ganzen Gemeinde war die Trauer um den guten alten Schulzen allgemein und aufrichtig, und sein durch die Gegenwart aller ungeheuchelt traurigen Bewohner von Wiesenbrunn und einer großen Menge von Menschen aus der Umgegend rührend feierliches Leichenbegängniß blieb lange ein Gegenstand wehmüthiger Erinnerung.

Hundertstes Kapitel.

Nachricht von der Schule in Hohenbuchen.

Unter den vielen Fremden, welche sich bei Kramer's Leichenbegängniß aus den umliegenden Gemeinden eingefunden hatten, war auch jener Bauer, der vor einigen Jahren mit dem Schulzen von Hohenbuchen nach Wiesenbrunn gekommen war, um den Grafen und den Pfarrer um die Erlaubniß zu bitten, von der Sparkasse für ihre Schule Gebrauch machen zu dürfen. Der Schulz war schon vor drei Jahren gestorben, und hatte die bessere Gründung seiner Schule nicht mehr erlebt. Bauer Bärmann, so hieß der damalige Begleiter des Schulzen, kam nun zum Pfarrer, und gab ihm neuerdings Nachricht — er hatte sie ihm schon einigemal gegeben — von dem Gedeihen und der Zunahme der Schule in Hohenbuchen, und bat ihn, mit ihm zum Grafen zu gehen, damit er ihm nochmal danken könne für die reiche Gabe, welche er vor einigen Jahren dazu beigetragen hatte. Das that der Pfarrer sehr gern, und sie gingen Nachmittags auf das Schloß, wo sie sehr gütig empfangen wurden. Der Graf erkundigte sich mit vieler Theilnahme um ihre Schule und Bärmann gab ihm umständliche Nachricht von der allmähligen Zunahme des Schulfondes. Als wir vor acht Jahren hier waren, sagte er, um die Erlaubniß zu erhalten, für unsere Schule in die Sparkasse legen zu dürfen, hatten wir auf verschiedene Weise 300 fl. zusammengebracht, die durch Ihr groß-

müthiges Geschenk bis zu 400 fl. vermehrt wurden. Zugleich gaben wir 30 Morgen von unserer Gemeinweide theils an Taglöhner, theils an einige unserer Bauern ab, wofür wir 1522 fl. erhielten. Wir hatten also mit dem einjährigen Beitrage von 131 fl. 45 kr., welche der Pfarrer und die Gemeindeglieder jährlich gaben, am Ende des Jahres über 2000 fl., die wir zu 4 vom Hundert ausliehen. Wir legten die Zinsen jährlich zum Kapitale und unsere Beiträge dazu und so hatten wir am Ende von 1812 schon nahe an 2800 fl. zusammengebracht. Jetzt starb unser Schulz und vermachte der Schule 300 fl. Unser Pfarrer trat Altershalben seine Pfarre an einen jüngern Geistlichen ab, und schenkte, als er Abschied nahm, der Schule 500 fl. Wir hatten nun über 3600 fl., denn unterdessen kamen auch einige Zinsen hinzu. Der neue Herr Pfarrer sagte uns gleich bei seinem Amtsantritte jährlich 50 fl. zu, die er auch seitdem immer richtig bezahlt hat. Wir werden mit Ende dieses Jahres über 4000 fl. haben, und da unser Schullehrer, mit dem wir nicht ganz zufrieden sind, bald auf eine andere Schule, die er schon lange sucht, versetzt werden wird, so werden wir dem neuen Schullehrer ein paar hundert Gulden zulegen können, und da hoffen wir einen tüchtigen Schullehrer für unsere Kinder zu erhalten. Unser jetzige Herr Pfarrer hat uns den Sohn eines Schullehrers aus unserer Nachbarschaft empfohlen, der vor zwei Jahren aus dem Schullehrer-Seminar gekommen und gegenwärtig Schulgehilfe in dem Dorfe ist, in dem unser Herr Pfarrer Kaplan war. Der soll, wie er uns sagt, gar geschickt, fleißig und brav sein, und wir werden bei der Schulkommission anhalten, ihn als Schullehrer zu erhalten, und der Herr Pfarrer macht uns Hoffnung, daß wir ihn ohne Schwierigkeit erhalten werden.

Man sieht hieraus wieder, sagte der Graf, daß beinahe jede Gemeinde im Stande ist, anständig für ihre Schule zu sorgen, wenn ihr daran liegt, und sie es ernsthaft will.

Ja wohl, sagte Bärmann, aber eben an dem Wollen fehlt es gar oft. Bei uns wäre es auch kaum gegangen, wenn nicht der verstorbene Schulz sich so viele Mühe deßhalb gegeben hätte. Es wollte ihm auch lange nicht gelingen. Aber da kam die schöne Predigt zu Hilfe, welche hier der Herr Pfarrer an dem Tage hielt, an dem das neue Schulhaus in Wiesenbrunn eingeweihet wurde. Da waren mehrere Bauern aus unserm Dorfe hier, und die Predigt und die Feierlichkeiten wirkten gar mächtig auf sie. Diese gaben zuerst ihre Zu-

stimmung; endlich folgten andere nach, und die meisten übrigen mußten es zuletzt Ehren halber auch. Unser voriger Herr Pfarrer gab sich alle Mühe, und wußte alle Die, welche nichts dazu beitrugen, oder die Beiträge, welche sie versprochen hatten, nicht mehr zahlen wollten, recht schön herumzubringen, daß sie zahlten und zu zahlen fortfuhren.

Wie segenbringend ein Pfarrer für seine Gemeinde wirken kann, bemerkte hierauf der Graf, sehen wir ja täglich an unserm würdigen Seelsorger. Durch eine einzige schöne Predigt wirkte er auch auf die benachbarten Gemeinden, und, wie uns eben Bärmann sagte, ist der Schulfond in Hohenbuchen dadurch zum Theil sein Werk. Möchten doch viele Gemeinden so vortreffliche Lehrer nnd Seelsorger haben, sagte er hierauf zum Pfarrer Ehrmann, indem er ihm freundschaftlich die Hand drückte.

Ja wohl ist so ein guter braver Geistlicher ein wahrer Segen für eine Gemeinde, sagte Bärmann, während der Pfarrer sich stillschweigend verbeugte. Aber die Gemeinde muß auch empfänglich für seine Lehren und Ermahnungen sein. Das ist aber nicht immer der Fall. Da liegt eine gute Stunde von uns das Dorf Krallbach. Es hat einen recht braven und eifrigen Pfarrer. Der wollte seine Gemeinde bewegen, etwas für ihre Schule zu thun, denn diese hat beinahe gar nichts und ihr Schullehrer, der sogar übel nicht ist, ist beinahe der ärmste Mann im Dorfe. Daher war die Schule bis zur Anstellung des jetzigen Schullehrers vor einigen Wochen immer schlecht bestellet. Nicht einen Gulden hat er zusammen gebracht. Die Bauern dort wissen nicht, was es Nützliches um eine gute Schule ist. Freilich haben sie früher gar keine Schule und in der Folge immer eine schlechte gehabt. Die ältern Bauern im Dorfe können nicht schreiben und nicht lesen. Darum glauben auch die meisten von ihnen, daß es ein ganz überflüssiges Ding um eine Schule sei, und darum mögen sie nichts dafür thun. Ihr voriger Pfarrer kümmerte sich auch wenig darum, und der jetzige ist noch nicht lang genug da, und konnte sie daher noch nicht zu einer bessern Meinung bringen.

Es ist allerdings schwer, fügte Pfarrer Ehrmann hiezu, in einer Gemeinde, in welcher von jeher der Schulunterricht gefehlt hat, den Glauben zu erregen und zu befestigen, daß es etwas Nützliches ja wohl Nothwendiges um die Schule sei. Da kann man sich nur an die Jugend halten, obwohl es dann im Anfange auch bei dieser schwer hält, sie voran zu bringen, weil gewöhnlich die Mithilfe der Aeltern fehlt.

Doch nur Geduld und Beharrlichkeit, man kommt endlich doch zum Ziele, obwohl langsamer. Als ich vor ungefähr 50 Jahren hier Pfarrer wurde, sah es auch noch schlecht um den Unterricht aus, denn es war vor mir gar keine Schule hier, und beinahe Niemand konnte lesen und schreiben. Als ich eine Schule errichtet hatte, in der ich Anfangs selbst das Amt des Schullehrers übernahm, fand ich allenthalben die größte Gleichgiltigkeit, bei manchen sogar Widerwille dagegen, und ich hatte mit manchen Aeltern Verdruß, wenn ich an ihren Kindern Faulheit, Unfleiß oder Unarten strafte. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen. Endlich ging es und zwar immer besser und besser. Wir sehen nun, wie weit wir es hier gebracht haben. Freilich brauchten wir Zeit dazu. Meine ersten Schüler fangen schon an alt zu werden, und es gehen schon einige Enkel von ihnen in die Schule. Mit Kindern, deren Aeltern schon fleißige Schüler waren, gehet es dann leichter. Denn da kann der Lehrer wohl meistens darauf zählen, daß er im Hause der Aeltern Hilfe und Unterstützung findet.

Freilich, sagte der Graf, kann die Bereitwilligkeit des Volkes zum Unterrichte der Jugend und zur festern Begründung der Schulen nach Kräften mitzuwirken, nur die Frucht der Schulen selbst sein. Diese können daher, ehe sie einige Vollkommenheit und Ausdehnung erreicht, und auf die Bildung des Volkes gewirkt haben, wenig von diesem selbst erwarten. Um so thätiger und eifriger sollen die Regierungen sein, sie zu vervollkommnen und zu vermehren. Leider haben auch die aufgeklärtesten Regierungen, wenigstens früher, vieles hierin versäumt. Ein Beweis hiefür ist der kümmerliche Zustand der Mehrzahl der Landschullehrer in allen Ländern. Und wie kann man gute Schullehrer erwarten, wenn diese aus Mangel und in Folge desselben wenig Achtung und auch hie und da wohl auch Verachtung zu erwarten haben, und wie nachtheilig kann und muß das auf die Schule und den Unterricht zurückwirken. Glücklicher Weise haben Sie, mein lieber Herr Pfarrer, durch ihre langjährige Thätigkeit Achtung und Liebe für die Schule in ihrer Gemeinde fest begründet und nur dadurch wurde die Bereitwilligkeit der Bauern unserer Gemeinde, so viel für ihre Schule zu thun, hervorgerufen. Wo diese Bereitwilligkeit nicht fehlt, da kann nach und nach viel, sehr viel geschehen, und zwar ohne Belästigung des Einzelnen. Ich will nicht unsere Gemeinde als Beispiel hiefür anführen, denn sie hat manche Hilfsmittel gehabt, welche nicht jeder Gemeinde zu Gebot stehen. Aber die

Gemeinde Hohenbuchen hatte außer ihrer Gemeinde und der Freigebigkeit ihrer Mitglieder und ihren Pfarrer keines derselben, und dennoch konnte sie ohne Schwierigkeit in wenigen Jahren ein Kapital von 4000 fl. für ihre Schule sammeln. Und wie viele Gemeinden könnten Aehnliches bewirken, wenn sie nur wollten, und durch die Gemeinden selbst kann hinlänglich für die Stiftung der Schulen gesorgt werden; denn keine Regierung ist reich genug, es selbst in hinreichender Ausdehnung und Maß zu thun, und wollte sie es auch thun, so könnte sie den dazu nöthigen Fond doch nur auf Kosten der Gemeinden herbeischaffen. Möchte doch unser Beispiel für recht viele Gemeinden eben so lehrreich als fruchtbringend werden, als sie es für die Gemeinde Hohenbuchen geworden ist, und möchte die Regierung alles thun, was sie thun kann, um zur Befolgung unsers Beispiels aufzumuntern, es zu erleichtern und zu befördern, und es so allgemein als möglich zu machen.

Es wurde noch länger von und über die Schulen in Wiesenbrunn und Hohenbuchen gesprochen, und über die Schulen im Allgemeinen und über die Mittel, sie recht nützlich zu machen. Der Graf machte bei dieser Gelegenheit noch auf einen andern Vortheil aufmerksam, den die Gemeinden durch Sammlung eines Kapitales für ihre Schulen erreichen können, und welchen die Gemeinde Wiesenbrunn bereits in vollem Maße erreicht hatte. Allenthalben, sagte er, hört man seit mehreren Jahren sehr gegründete Klagen darüber, daß der Landmann nur sehr schwierig Geld zu leihen findet, und gewiß ist darin eine der Ursachen zu suchen, daß es mit den Verbesserungen in der Landwirthschaft viel langsamer gehet, als man zu wünschen Ursache hat. Aber die Bauern in Wiesenbrunn sowohl, als auf meinen übrigen Gütern haben in ihren Schul- und Gemeindekapitalien, die sie in einer mäßigen Reihe von Jahren größtentheils von dem Ihrigen zusammengetragen haben, eine reiche Hilfsquelle; die, wenn dieses Verfahren allgemein wäre, eine ungemeine Wohlthat für das ganze Land sein würde. Als der Graf dieses sagte, hatte dieses Schul- und Gemeindevermögen noch nicht den Betrag erreicht, zu dem es, als ich nach Wiesenbrunn kam, angewachsen war. Dennoch war es bereits nicht mehr möglich, es in dieser schon sehr wohlhabenden Gemeinde unterzubringen. Man kaufte Staatspapiere, einen Wald und lieh auch Geld an andere Gemeinden aus.

Nach einer langen Unterhaltung über einen für den Landmann

so höchst wichtigen Gegenstand kehrte der Pfarrer mit dem Bauer Bärmann wieder nach Wiesenbrunn zurück.

Hunderterstes Kapitel.

Vermächtniß des Schulzen Kramer und Stiftung einer Aufbewahrungsanstalt für kleine Kinder.

Der Schulz Kramer hinterließ ein nicht unbedeutendes Vermögen, über welches er in seinem Testamente verfügte. Als er seinen Hof unter seine Kinder vertheilt hatte, behielt er, wie wir wissen, noch einige Morgen für sich, um noch eine Beschäftigung in seinem Alter zu haben. Er widmete sie größtentheils dem Hopfenbaue. Dieser gab ihm einen ansehnlichen Ertrag, wovon er das meiste zurücklegte. Außerdem hatte er noch ein mäßiges Kapital behalten, von dessen Zinsen er den großten Theil seiner Bedürfnisse bestritt. Er konnte daher jedem seiner Kinder etwas zurücklassen, und noch eine hübsche Summe wohlthätigen Zwecken widmen. Er vermachte 1500 fl., deren Zinsen für Bauers- oder Taglöhnerssöhne angewendet werden sollten, welche in die Fremde zu gehen Lust hätten, um die Landwirthschaft in Gegenden kennen zu lernen, in welchen sie auf eine vollkommenere Weise betrieben wird. Er hatte oft die Meinung geäußert, daß es für die Verbesserung des Ackerbaues in beinahe jedem Lande höchst nützlich sein würde, wenn Bauern eben so, wie die Handwerker in die Fremde gingen, und daß ihm kaum eine Ursache denkbar sei, um mit Grund bezweifeln zu können, daß das Wandern in die Fremde nicht allein den Handwerkern, sondern auch Bauern nützlich sein könne. Er berief sich dabei jederzeit auf Fromholz, der mit so vielem Nutzen als Bauer in den Niederlanden gewesen sei, und durch die dort erworbene Kenntniß eines vollkommenern Ackerbaues in seiner Heimath so viel Gutes und Nützliches habe bewirken können. Außerdem vermachte er der Gemeinde noch 1500 fl., um eine Anstalt einzurichten, in welche Aeltern, während sie auf dem Felde oder überhaupt außer dem Hause beschäftigt wären, ihre kleinen Kinder zur Aufbewahrung geben könnten, denn nicht selten sind diese Leute gezwungen, ihre Kinder allein im Hause ohne Aufsicht oder auf der Strasse sich selbst zu überlassen, woraus, was so manche Beispiele zeigen, gar oft traurige Folgen entstehen. Es sei wohl möglich, fügte er in seinem Testamente hinzu, daß diese Summe oder ihr Ertrag nicht ganz dafür hinreichend sei, doch glaube er von der Gemeinde er-

warten zu dürfen, daß sie dann das noch Fehlende aus dem Gemeindesonde beitragen werde, auch hoffe er, daß mancher von den Wohlhabendern in der Gemeinde für eine so nützliche Anstalt sein Scherflein nicht versagen werde.

Beide Anstalten traten bald in's Leben. Es meldete sich im folgenden Jahre der Sohn eines Bauers, um in die Fremde zu gehen. Der Graf empfahl ihn einem seiner Jugendfreunde in der Rheinpfalz, und er wurde in einem demselben gehörigen Maierhofe als Knecht in Dienst genommen. Er erhielt von den Zinsen des Kapitales, das der Schulz dafür bestimmt hatte, ein Reisegeld von 30 fl. und die Zusage, daß er auch noch eine Unterstützung während seinem Dortsein, und einen Beitrag zur Rückreise erhalten solle. Und so wurde beinahe in jedem Jahre ein Bauers- oder Taglöhnerssohn, der sich durch Fleiß, gutes Betragen und durch natürliche Anlage dazu würdig gemacht hatte, in die Fremde geschickt. Es wurde dabei immer darauf gesehen, daß er gut schreiben und rechnen gelernt hatte. Als der Verfasser dieses Buches in Wiesenbrunn war, befand sich ein Sohn des Taglöhners Gruber in der Fremde.

Die Anstalt für Aufbewahrung der Kinder erfoderte manche Vorbereitungen und noch einige andere Hilfsmittel, bis sie zu Stand kam. Das erste und nothwendigste war ein schicklicher Platz dafür. Es war nicht nur eine geräumige Stube, sondern auch ein Spielplatz für die Kinder nothwendig. Glücklicher Weise war eben das Häuschen, das Thomas Sam bewohnt hatte und für den Schulfond um 530 fl. war verkauft worden, wieder feil geworden und man kaufte es von dem vom Schulzen vermachten Gelde um 580 fl. Die Gemeinde bestritt die Kosten der Einrichtung. Es wurde eine Zwischenwand herausgenommen um eine große Stube zu erhalten, ein neuer Fußboden gelegt, die Fenster etwas vergrößert, alles geweißt, und wo es nöthig war, erneuert. Ein kleiner Stall, der jetzt entbehrlich war, wurde in ein Zimmer mit einem zum Kochen eingerichteten Ofen verwandelt für die Frau, welcher die Aufsicht auf die Kinder aufgetragen werden sollte. Hinter dem Hause war ein kleiner Garten und ein geräumiger mit einigen Obstbäumen besetzter Grasplatz. Dieser zum Spielplatz bestimmte Raum wurde mit einer Hecke umgeben, und auf der einen Seite und längs derselben eine Laube von Haselstauden gepflanzt. Die alten und unbrauchbaren Obstbäume wurden herausgehauen, nur fünfe derselben, welche noch gut waren, blieben stehen und statt deren wurden

zwei Linden in der Mitte des Gartens gepflanzt. Auf diese Weise erhielt das Ganze eine zweckmäßige Einrichtung und ein freundliches Aussehen.

Es mußte nun für die Aufsicht auf die Kinder gesorgt werden. Der verstorbene Schulz, der mehrere Jahre lang Wittwer war, hatte eine Verwandte im Hause, die ihm seine kleine Wirthschaft führte. Sie war die kinderlose Wittwe seines verstorbenen Brudersohnes, ein ungemein fleißiges, freundliches und reinliches Weib von ungefähr 40 Jahren. Sie war nicht mehr heiratslustig und besaß alle Eigenschaften, um die Aufsicht über die Kinder führen zu können, die sie auch sehr gern übernahm. Der Schulz hatte in seinem Testamente für ihren Unterhalt gesorgt, und ihr außerdem noch etwas vermacht, auch war sie selbst nicht ganz ohne Vermögen. Man räumte ihr das Zimmer in dem für sie zubereiteten Hause ein, und gab ihr noch 30 fl. jährlich nebst einigen Lebensmitteln und Holz. Während dem Tage wurde ihr ein Mädchen aus dem Dorfe zur Aushilfe beigegeben, das bei ihr ein Mittagessen und noch täglich 6 kr. erhielt. Man wählt dazu gewöhnlich ein Mädchen, das die Feiertagsschule besucht, und vom Schullehrer vorgeschlagen wird. Während dem Winter werden der Anstalt gewöhnlich 10 bis 12 Kinder zur Aufsicht übergeben, aber im Frühling, Sommer und Herbste beträgt die Zahl derselben manchmal bis zu 40 und noch mehr.

Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß die Kinder in dieser Anstalt auch einigen ihrem Alter angemessenen Unterricht erhalten hätten. Allein dieses ist in einer in einem Dorfe errichteten Anstalt dieser Art nicht wohl möglich. Man muß zufrieden sein, die Kinder während der Zeit, in welcher die Eltern gehindert sind, sie unter Aufsicht zu behalten, sicher aufbewahrt und außer den Gefahren zu wissen, welchen sie außerdem ausgesetzt sein würden, wie man aus manchem traurigen Beispiele weiß, und sie während dieser Zeit von allen nachtheiligen Einflüssen bewahrt zu sehen, welchen sie, sich selbst überlassen, oft ausgesetzt sind. Dieser Vortheil allein ist groß und wichtig genug. Margareth, so heißt diese Wittwe, ist ganz für diese Anstalt geeignet und Hochfeld trägt dafür Sorge, daß ihr immer ein dafür taugliches Mädchen beigegeben wird. Die Kinder spielen im Winter und bei Regenwetter in der Stube, bei schöner Zeit im Garten; die Gräfin sorgt freigebig für Spielzeug, auch fehlt es nicht an manchen kleinen, nützlichen Beschäftigungen, z. B. Garnabwickeln, die dem Alter dieser Kinder angemessen sind. Oft auch besucht Hochfeld oder seine Frau diese große Kinder=

stube, um zu sehen, ob die Aufsicht gehörig statt findet und unterhalten die Kinder manchmal mit lehrreichen Märchen und Erzählungen. Die Kinder, welche über Mittag in der Anstalt bleiben, erhalten gewöhnlich eine Milchsuppe und in der Zwischenzeit auch manchmal Obst, zum Theil von den Bäumen des Spielplatzes. Alles dieses wird von den Eltern, theils auch von den übrigen Bauern des Dorfes gerne beigetragen. Der Nutzen dieser Anstalt wird von allen anerkannt, und besonders die Eltern, welche nicht im Stande sein würden, zur Zeit, wenn sie auf dem Felde sind, für ihre Kinder gehörige Sorgfalt zu tragen, segnen auch jetzt noch das Andenken des Schulzen Kramer, der eine für sie so nützliche Anstalt gestiftet hat. Auch sind die damit verbundenen Kosten gering. Anfangs trug die Gemeinde das bei, wofür die Zinsen des von Kramer vermachten Kapitals nicht hinreichten. Später schenkte der Graf der Anstalt 100 fl., die Gräfin 50 fl. Auch machten ihr wohlhabende Bauern manche Geschenke, und auf diese Weise wurde ihr Bedarf bald vollkommen gedeckt.

Hundertzweites Kapitel.

Herannahen einer Theuerung. Vorsichtsmaßregeln dagegen.

Das Jahr 1816 nahte seinem Ende. Es war durch eine allgemeine Mißernte, sogar an den Alles nährenden Kartoffeln ausgezeichnet. Alle Arten von Getreide fingen an im Preise zu steigen, und es war um so mehr ein wirklicher Mangel zu befürchten, da gerade in diesem und dem vorhergehenden Jahre eine mehr als gewöhnlich lebhafte Ausfuhr an Getreide stattgefunden hatte, und daher beinahe nirgends bedeutender Vorrath an demselben mehr vorhanden war. Vorsichtsmaßregeln, um Mangel oder um die Wirkungen desselben von der Gemeinde abzuwenden, erschienen daher nothwendig. Durch die Vorsicht des Grafen war zwar schon lang für ähnliche mögliche Fälle Sorge getragen worden, indem man einen ansehnlichen Getreidevorrath gesammelt hatte. Doch erachtete man jetzt noch manche andere Maßregel für nothwendig. Der Graf bestimmte einen Tag zu einer Versammlung, in welcher hierüber zu Rath gegangen werden sollte. Diese Versammlung kam auf dem Gemeinhause zusammen. Sie bestand aus dem Grafen, dem Pfarrer, dem Schulzen Fromholz und den Gemeindegliedern, welche für die Verwaltung des Gemeinde- und Schulfondes gewählt waren. Der erste Gegenstand, der in dieser Versammlung zur Sprache kam, war der

Zustand des Getreidevorrathes der Gemeinde. Fromholz erklärte, daß 520 Scheffel Roggen, 97 Scheffel Weizen und 84 Scheffel Gerste, in allen 701 Scheffel Getreide, also bedeutend mehr, als anfangs für nothwendig erachtet worden, vorräthig seien. Man hielt diesen Vorrath für vollkommen genügend, um einem wirklichen Mangel vorzubeugen, wenn sich auch mehrere Mitglieder der Gemeinde durch die hohen Getreidepreise sollten verleiten lassen, zu viel von ihrem Vorrathe zu verkaufen. Es war vorauszusehen, daß bald die Nothwendigkeit eintreten würde, den ärmeren Mitgliedern der Gemeinde, vor allen den Taglöhnern, mit Getreide zu Hilfe zu kommen. Die Menge von Getreide, die an eine Familie abgegeben werden sollte, wurde nach der Kopfzahl derselben bestimmt, wobei für ein Kind unter zwölf Jahren die Hälfte von dem gegeben werden sollte, was für einen Erwachsenen für nothwendig erachtet wurde. Es wurde hierauf beschlossen, die Gemeinde zu versammeln, um sie mit den gefaßten Beschlüssen bekannt und auf einige Vorsichtsmaßregeln aufmerksam zu machen, die jeder in seinem Hause mit Nutzen anwenden könnte.

Fromholz ließ die Gemeinde zusammenkommen. Er machte sie auf die Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden Theuerung aufmerksam und auf die Nothwendigkeit, den Folgen derselben für die Gemeinde bei Zeiten vorzubeugen. Er empfahl daher alle mögliche Sparsamkeit mit Getreide in den Haushaltungen. Wir haben ja, sagte er, einen ansehnlichen Vorrath von Kartoffeln, ungeachtet wir dieses Jahr davon weniger geerntet haben, und an andern Wurzelgewächsen. Aber wir haben jetzt Gelegenheit, einen neuen großen Nutzen unserer Fütterungsweise kennen zu lernen. Seit wir nemlich unser Vieh zum großen Theile mit Wurzelgewächsen, die sonst beinahe nur den Menschen zur Nahrung dienen, füttern, und zwar vorzugsweise mit der unschätzbaren Kartoffel, bauen wir deren eine viel größere Menge als früher. Sollte Gott das Land mit wirklichem Mangel heimsuchen, so können wir unsere Zuflucht zu diesen Früchten nehmen, und es wird nur nöthig sein, unsern Viehstand etwas zu vermindern, und einen Theil der Kartoffeln und Wurzeln, die für diesen bestimmt sind, selbst zu essen.

Er machte nun den Vorschlag, den Taglöhner- und den übrigen armen Familien, wenn sie kein Getreide mehr haben und Mangel am nöthigen Brod leiden würden, das nöthige Getreide nach der Anzahl der Familienglieder zu geben. Die Wohlhabendern sollen, wenn ihr Vorrath erschöpft sein werde, Getreide aus dem gemeinschaftlichen Vor-

rathe mit der Verbindlichkeit erhalten, es nach der nächsten Ernte wieder zu erstatten. Doch sollte sorgfältig gewacht werden, daß nicht manche ihr vorräthiges aber ihnen noch nöthiges Getreide aus Gewinnsucht um hohe Preise verkaufen, um dann dafür Getreide von der Gemeinde zu erhalten. Damit waren alle einverstanden, und sie versprachen einstimmig, in ihren Familien durch ausgedehntern Gebrauch der Wurzelgewächse und Kartoffeln den Aufwand an Getreid nach Möglichkeit zu vermindern.

Es kam nun jede Woche wieder der Wirthschaftsverein zusammen. Die Verhandlungen desselben betrafen beinahe ausschließlich die Mittel, den Folgen der mißrathenen Ernte soviel wie möglich vorzubeugen, und einer der vorzüglichsten Gegenstände derselben war die Benützung und die Aufbewahrung der Kartoffeln. Der Graf, der in diesen Versammlungen beinahe immer gegenwärtig war, machte auf die Möglichkeit aufmerksam, sie in getrocknetem Zustande sehr lang zu bewahren. Sie sind zerschnitten nicht schwer zu trocknen, sagte er, und können dann leicht zu Mehl gemahlen und unter das gewöhnliche Mehl, aus welchem Brod gebacken wird, gemengt werden. Das Brod bleibt dabei eben so wohlschmeckend und beinahe eben so nahrhaft. Man kann zwar die ungetrockneten Kartoffeln ebenfalls dazu verwenden, sie bleiben aber in diesem Zustande nicht bis zur nächsten Ernte gut, und ich rathe jetzt schon, einen Vorrath davon zu trocknen, um ihn benützen zu können, wenn die auf gewöhnliche Weise aufbewahrten Kartoffeln aufhören, eßbar zu sein. Ich habe, weil ich bereits einen Theil meines Viehes verkauft habe, Kartoffeln übrig, und ich mache der Gemeinde ein Geschenk von zwanzig Scheffeln, um sie auf diese Weise aufzubewahren.

Dieses Geschenk wurde mit vielem Danke angenommen. Der Graf hatte eine Maschine, auf welcher die Kartoffeln und Rüben, um sie zum Futter brauchbarer zu machen, zerschnitten wurden. Auf dieser wurden nun auch die zum Trocknen bestimmten Kartoffeln zerschnitten und in dem über dem Backofen des Bäckers errichteten Dörrofen getrocknet. Sie wurden dadurch wie kleine Stückchen Horn, und gaben, wenn sie auf die Mühle gebracht wurden, ein zwar etwas graues, aber sehr brauchbares Mehl. Mehrere Bauern trockneten Kartoffeln auf ähnliche Weise. Da sie keine Maschine zum Zerschneiden derselben hatten, so zerschnitten sie dieselben mit der Hand in würfelförmige Stücke oder in Blätter, und trockneten sie entweder über dem Stubenofen, oder in

den Obstdörröfen, welche in diesem Jahre für das Obst, da dieses ebenfalls mißrathen hatte, wenig gebraucht wurden.

Die meisten Bauern verkauften, nachdem allmälig das Getreide im Preise zu steigen anfing, um Kartoffeln zu sparen, zwei oder mehrere Stücke Vieh. Sie hatten nur nöthig, die Ochsen zu verkaufen, welche sie gewöhnlich während dem Winter zu mästen pflegten, denn in dem bevorstehenden Winter war wegen den immer steigenden Getreidepreisen und dem höhern Werthe alles Futters ohnehin kein Vortheil vom Mästen zu erwarten. Selbst die meisten Grundeigenthümer und Taglöhner, welche nur zwei Kühe hatten, verkauften eine derselben. Es wurden dadurch nicht allein die Kartoffeln erspart, welche diese Thiere gefressen haben würden, sondern auch ein Theil derjenigen, welche an das übrige Vieh verfüttert wurden, weil dieses das Heu, Stroh und anderes Futter erhielt, welches für die verkauften Viehstücke bestimmt war, und nun eben so viel weniger Kartoffeln zu fressen bekam. Dadurch fand sich der unerwartete vom Schulzen Fromholz berührte Vortheil der Anwendung der Kartoffeln zum Viehfutter jetzt in der Zeit eines drohenden Mangels an Lebensmitteln bestättigt, indem man nur einen Theil des Viehes wegzugeben nöthig hatte, um einen Ueberfluß an den alles nährenden Kartoffeln für die Menschen zu erhalten.

Fromholz und mit ihm der Pfarrer und die Mitglieder des Gemeindeausschusses hielten aus vielleicht zu weit getriebener Vorsicht für zweckmäßig, noch bei Zeiten einen Vorrath von Kartoffeln für die Gemeinde zu kaufen. Noch hatten einige wenige Gemeindeglieder nach dem Verkaufe ihres Viehes einigen entbehrlichen Vorrath davon, und man kaufte von diesen und in der Nachbarschaft 100 Scheffel und auf dringendes Zureden des Grafen und des Verwalters 10 Scheffel Erbsen, zu welchen der erstere noch ein Geschenk von zwei Scheffeln hinzufügte. Wir werden bald sehen, welcher wohlthätige Gebrauch davon gemacht wurde. Der Gemeinde fehlte es bei dem guten Zustande ihres Gemeinde- und Schulfondes keineswegs an baarem Gelde für die dafür erforderliche Ausgabe.

In einer der nächsten Zusammenkünfte brachte Verwalter Müller ein Schächtelchen mit, öffnete es, und gab den Anwesenden zu errathen, was der Inhalt desselben sei. Dieser hatte ganz das Ansehen von zerriebener und getrockneter Semmel oder Weisbrod oder noch mehr von Zuckerbrod, aber Niemand errieth, was es war. Sie kosteten es und fanden es ganz geschmacklos und härter, als getrocknetes Brod. Müller

sagte endlich, daß es Kartoffeln seien, und beschrieb ihnen die Weise, wie er sie zubereitet habe. Die Kartoffeln wurden halb gekocht, damit sie geschält werden konnten, auf einem Reibeisen gerieben und getrocknet. Er versicherte, daß sie auf diese Weise Jahre lang aufbewahrt werden können, und daß sie zu vielen Speisen recht gut zu gebrauchen seien. Vorzüglich gäben sie vortreffliche Pfannenkuchen, wenn man sie mit etwas heißem Wasser übergieße, dann bedeckt einige Zeit stehen lasse, bis sie weich würden, und dann mit etwas Mehl vermengt. Auch zu anderen Speisen, welche man aus Kartoffeln bereitet, seien sie eben so gut zu gebrauchen, wenn man sie vorher mit heißem Wasser oder Milch weich mache. Diese Weise, Kartoffeln zu trocknen und aufzubewahren, wurde in Wiesenbrunn bald ziemlich gebräuchlich, und Hochfelds Frau und mit ihr ihre fleißigen Küchenschülerinnen, vorzüglich Marie und Leonore wußten bald manche gute Speise davon zu bereiten. Diese getrockneten Kartoffeln haben sich in Wiesenbrunn auch nach der Theuerung erhalten, und bis jetzt noch gewähren sie den schätzbaren Vortheil, auch im Sommer und im Herbste bis zur neuen Kartoffelernte Kartoffeln für die Küche zu haben. Um diese zerriebenen Kartoffeln zu trocknen, wurden gewöhnlich die Hürden, auf welchen das Obst getrocknet wird, angewendet, nur müssen sie mit Papier belegt werden.

Hundertdrittes Kapitel.

Zunehmen der Theuerung.

Als das neue Jahr vorüber war, stiegen die Getreidepreise ungemein schnell, und bald erreichte das Scheffel Roggen den Preis von 40 fl. und darüber. Dieser hohe Preis war aber nicht die einzige Wirkung der schlechten Ernte. Da es beinahe das ganze vorhergehende Jahr hindurch, auch noch in der Erntezeit geregnet hatte, so kam das Getreide feucht in die Scheuer, vorzüglich der Roggen, und blieb feucht, gab weniger Mehl, das daraus gebackene Brod war schlecht, weniger nährend und ungesund, und viele wurden vom Genusse desselben krank. Verwalter Müller empfahl, das Getreide, ehe es zur Mühle gebracht wurde, zu trocknen. Die meisten Bauern in Wiesenbrunn folgten diesem Rathe. Sie legten das Getreide in Säcken ungefähr vierzehn Tage lang auf die Stangen, welche in Bauernhäusern über dem Ofen an der Decke der Stube befestigt sind, und das davon

gebackene Brod wurde dadurch merklich besser und gesünder. Der Graf hatte den Versuch gemacht, mehrere Getreidearten mit einander zu vermengen. Auch dadurch wurde das Brod verbessert. Man fand es nach mehreren Versuchen und Erfahrungen am vortheilhaftesten, ein Dritttheil oder auch die Hälfte Gerste unter den Roggen zu mengen. Am wirksamsten aber verbesserten jene das Getreide dieses Jahres, die noch welches vom vorhergehenden Jahrgange übrig hatten, und es mit dem neuen dieses Jahres vermengt in die Mühle schicken konnten. Die hohen und immer steigenden Getreidepreise vermochten übrigens auch jene zur größten Sparsamkeit, welche für ihren Hausbedarf einen noch hinreichenden Getreidevorrath hatten, weil sie das, was sie daran ersparten, verkaufen konnten. Man fing daher an, immer mehr Kartoffeln unter das Brodmehl zu mengen, was auch schon aus der Ursache nützlich gefunden wurde, weil man dadurch gesünderes Brod, als von dem unvermengt gebliebenen Mehl vom feucht eingebrachten Getreide gebacken wurde, erhielt. Dieses geschah auf verschiedene Weisen, denn nur wenige hatten einen hinlänglichen Vorrath von getrockneten Kartoffeln oder dem davon erhaltenen Mehl. Tull hatte sich nach dem Beispiel eines Bäckers in der Stadt ein Reibeisen zum Zerreiben der Kartoffeln machen lassen. Es war eine blecherne Walze, welche nach Art eines gewöhnlichen Reibeisens durchlöchert war. Ein kleiner hölzerner Kasten ohne Boden, dessen unterer Rand so zugeschnitten war, daß er an die krumme Fläche der Walze sich anschloß, wurde darüber gestellt, mit Kartoffeln gefüllt, und auf diese ein mit einem Steine beschwertes Brettchen gelegt. Die Kartoffeln wurden dadurch gegen die Walze gedrückt, die mittels einer durch sie gesteckten Achse in einem hölzernen Gestelle lag und durch eine Kurbel umgedrehet wurde. Die Kartoffeln wurden dadurch zerrieben, der entstandene Brei fiel in das Innere der Walze, und da diese eine etwas geneigte Lage hatte, während dem Umdrehen derselben aus dem einen Ende in ein untergestelltes Scheffel. Er wurde hierauf unter den Brodteig geknetet, und gab ein ziemlich gutes Brod. Tull mengte immer mehr und zuletzt eben so viel zerriebene Kartoffeln darunter, als Mehlteig vorhanden war, und das Brod blieb noch gut. Besseres Brod aber gaben die getrockneten und auf der Mühle zu Mehl gemahlenen Kartoffeln. Gleichviel Roggenmehl und Kartoffelmehl gaben Brod, womit man noch immer zufrieden sein konnte. Man knetete auch gesottene und zerdrückte Kartoffeln unter den Teig, und auch diese gaben gutes Brod. Man würde aber die getrockneten und gemahlenen Kartoffeln

sowohl den rohen und zerriebenen, als den gekochten vorgezogen haben, wenn man nicht gefunden hätte, daß das Trocknen derselben ziemlich viele Zeit und Holz erfodere. Diese Schwierigkeit wurde aber durch einen vom Verwalter Müller mit Erfolg gekrönten Versuch beseitigt. Er hatte nämlich ein paar Metzen Kartoffel auf einem luftigen Boden der Frostkälte ausgesetzet und sie gefrieren lassen. Es bildete sich Eis zwischen dem Fleische und der Haut derselben. Sie trockneten nun leicht, als sie in die Wärme gebracht wurden, nachdem das Eis, das aus dem durch die Kälte aus der Kartoffel gezogenen Wasser entstanden war, geschmolzen und abgetröpfelt war. Diese Kartoffeln gaben ein vortreffliches Mehl. Er behandelte nun eine größere Menge von Kartoffeln auf diese Weise, und ließ den größten Theil derselben auf dem Boden, auf welchem sie gefroren waren, bis zum Eintritte gelinder Witterung liegen. Das Wasser tropfte während dem Aufthauen davon ab, und sie trockneten theils von selbst, theils bedurften sie nur weniger künstlicher Wärme mehr, um vollkommen trocken zu werden, und auf der Mühle in Mehl verwandelt werden zu können. Bald wurde diese Weise, Kartoffelmehl zu machen, von Allen angewendet, und gleich nach dem ersten Versuche Müllers ließ Fromholz von den von der Gemeinde gekauften Kartoffeln 20 Schäffel unter dem Dache des Gemeindehauses dem Froste aussetzen, und später, als sie hinlänglich gefroren, wieder aufgethauet und getrocknet waren, in Mehl verwandeln. Man fand bald, daß dieses Kartoffelmehl mit anderm Mehl vermengt das schönste Brod und viel schöneres, als das aus geschnittenen und getrockneten Kartoffeln verfertigte Mehl gab. Es wurden nun die Kartoffeln in immer größerer Menge in Mehl verwandelt. Man ging in der Folge damit, obwohl es des vorhandenen Getreidevorrathes wegen nicht dringend nothwendig war, nur für kurze Zeit und mehr des Versuches wegen, so weit, daß man ein Dritttheil Roggenmehl, ein Dritttheil Kartoffelmehl und ein Dritttheil gekochte Kartoffeln miteinander vermengte, und davon noch ziemlich gutes und gesundes Brod erhielt. Man fand diese Art, die Kartoffeln anzuwenden, vortheilhaft genug, um sie nach schon vorübergegangener Theuerung, obwohl mit Beimengung von weniger Kartoffeln, etwa zu einem Viertheil oder wohl auch einem Dritttheil der ganzen Teigmenge, beizubehalten. Noch jetzt werden sie in Wiesenbrunn und in der Umgegend von Mehreren auf diese Weise angewendet.

Müller lehrte auch sehr schönes weißes Mehl aus Kartoffeln

verfertigen, das mit Weizenmehl ein ungemein schönes weißes Brod gibt, und sogar unvermengt zu feinem Backwerk angewendet werden kann. Er rührte nämlich den Brei, den er durch Zerreiben der Kartoffeln auf dem Reibeisen erhalten hatte, in einem tiefen Gefäße z. B. in einem irdenen Hafen oder in einem hölzernen Kübel kräftig um. Das darin enthaltene Stärkmehl sonderte sich leicht und bald ab, und setzte sich auf den Boden. Der faserige Rückstand der Kartoffeln wurde oben weggenommen, und das abgesonderte Mehl einigemal mit Wasser übergossen, bis dieses ganz rein ablief. Man ließ endlich alles Wasser vollends abtröpfeln und das am Boden zurückgebliebene Mehl trocknen. Es erschien dann in Gestalt von kleinen, vollkommen weißen Bröckelchen, welche leicht zerdrückt werden konnten, und zwar zu Mehl, das das beste und reinste Weizenmehl an Schönheit und Weiße weit übertraf. Der Schäffel Kartoffel gab bis zu 36 Pfund Mehl. Es ist leicht einzusehen, daß man während der Theuerung keinen Gebrauch davon machte, obwohl der Verlust an nahrhaften Theilen nicht so groß ist, als es bei dem ersten Anblick scheint, denn wenn man ein Schäffel Kartoffel vollkommen trocknet, so bleiben kaum 70 Pfund übrig, das übrige ist Wasser und verdünstet. Das was von den zerriebenen Kartoffeln nach Absonderung des Mehls noch übrig bleibt, ist noch zum Futter vorzüglich für Schweine brauchbar. Noch wird von dieser Weise, Kartoffelmehl, eigentlich Stärkmehl zu machen, in Wiesenbrunn Gebrauch gemacht, und es wird von diesem ungemein schönen und weißen Mehl ziemlich viel in der nahen Stadt verkauft.

Müller machte noch auf eine andere nützliche Anwendung dieses Kartoffelstärkmehles aufmerksam, nämlich auf den Gebrauch, der davon für Wiedergenesende, für an der Auszehrung Leidende, abgemagerte oder an der Dürrsucht leidende Menschen gemacht werden kann. Die Familie eines Apothekers in Oesterreich gewann, so las er in einem sehr glaubwürdigen öffentlichen Blatte, manche Jahre lang vieles Geld durch den Verkauf eines Pulvers als ein wirksames Mittel dieser Art. Ein Arzt, durch die unverkennbar gute Wirkung desselben aufmerksam geworden, veranlaßte einen geschickten Apotheker, es mit Sorgfalt zu untersuchen, und dieser fand, daß es aus Kartoffelstärkmehl bestand. Er empfahl es nun selbst als ein sehr wirksames und zugleich wohlfeiles Mittel in Schwindsucht, Zehrfieber, Rückenmarkdürre, Entkräftungen, nach großem Blutverluste und in ähnlichen Fällen. Man kocht es in Wasser und Milch oder in Milch allein zu einem dünnen Brei. Auch

in Gestalt eines Thee's oder einer Suppe kann es angewendet werden, indem man einen Theelöffel voll in einer halben Maß Wasser oder Milch kocht.

Hundertviertes Kapitel.

Die Theuerung gehet in Mangel über. Auf welche Weise in Wiesenbrunn die Armen unterstützet wurden.

Da im vorigen Jahre wenig Getreide geerntet und dieses wenige schlecht und von der vorhergegangenen Ernte schon am Anfange dieses unfruchtbaren Jahres nur wenig Vorrath vorhanden war, so ging diese Theuerung bald in eigentlichen Mangel über. Das Schäffel Roggen stieg allmählig bis zum Preise von 50 fl. und höher. Für den Unbemittelten war dieses ein Preis, der beinahe die nämliche Wirkung hervorbrachte, als ob gar kein Getreide mehr vorhanden gewesen wäre. Es entstand dadurch allenthalben Elend und Jammer, und die Armen nahmen zum Theil zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln Zuflucht. Nur Wiesenbrunn und die übrigen Güter des Grafen, auf welche die nämlichen Vorsichtsmaßregeln angewendet worden waren, machten davon eine Ausnahme. Man fühlte wohl auch hier die Folgen einer in so hohem Grade mißrathenen Ernte, aber keinen Mangel. Der gesammelte Getreidevorrath gestattete ihn nicht. Man glaubte nun einen ausgedehnteren und unmittelbareren Gebrauch davon machen zu müssen. Man ließ Brod in größerer Menge mit einem Zusatze von einem Dritttheil Kartoffelmehl backen, und gab davon den Familien, die nicht selbst noch Getreide hatten, zwei Pfunde Brod des Tages für den Kopf und die Hälfte den Kindern unter zehn Jahren, um den Preis, den es bei den Mittelpreisen des Getreides gekostet haben würde. Eben so kräftig wirkte die Anwendung der Kartoffeln dagegen. Auch diese hatten im verflossenen Herbste eine schlechte Ernte gegeben: daher fingen auch sie an den meisten Orten zu mangeln an. Nur in Wiesenbrunn mangelten sie nicht. Der schon lange eingeführte Gebrauch derselben zum Füttern des Viehes hatte, wie wir wissen, einen ausgedehnteren Anbau derselben nöthig gemacht, und man hatte daher zum Theile Ueberfluß daran, sobald man das entbehrliche Vieh weggegeben hatte. Dennoch fehlten sie zuletzt in einigen ärmeren Familien, welche durch die hohen Preise verführt mehr davon verkauft hatten, als Klugheit und Vorsicht billigen konnten, und es wurde nothwendig, denselben auf

eine unmittelbare Weise, die aber zugleich auch den Uebrigen Nutzen bringen konnte, zu Hilfe zu kommen. Man hatte das Eintreten dieser Nothwendigkeit wohl vorausgesehen, und man war schon früher im Wirthschaftsverein darüber zu Rath gegangen. Der Graf machte hier einen Vorschlag, auf den er schon im Anfange der Theuerung bedacht war, und worüber er schon im Herbste mit dem Pfarrer und mit Fromholz gesprochen und den letztern bewogen hatte, Kartoffeln und Erbsen für die Gemeinde zu kaufen.

Man hat längst, sagte der Graf zu den versammelten Mitgliedern des Vereins, durch die Erfahrung gefunden, daß, wenn für Viele gemeinschaftlich gekocht wird, manche Speisen wohlfeiler und wohl auch besser zubereitet werden können. In Spitälern, großen Armenhäusern, und in andern Anstalten, in welchen viele Menschen gemeinschaftlich genährt werden, überzeugt man sich täglich davon, wie nützlich das Kochen für Viele in einer gemeinschaftlichen Küche ist. Wenn man dieses zugleich noch auf eine Speise anwendet, welche ganz aus wohlfeilen und leicht zu erhaltenden Bestandtheilen zusammengesetzt wird, so ist es leicht, viele Menschen mit geringen Kosten zu ernähren, und eine Speise dieser Art hat ein berühmter Menschenfreund angegeben, und im Großen mehrere Jahre lang mit dem wohlthätigsten Erfolge angewendet. Dieser Menschenfreund war Graf von Rumford. In München hat er eine Armenanstalt errichtet, in welcher 1200 Menschen mit dieser Suppe gespeiset wurden. Eine Portion derselben, die nebst einem Stücke Brod von nicht ganz einem halben Pfunde einen erwachsenen Menschen einen Tag lang nähren konnte, kostete kaum einen Kreuzer, und das Holz, das, um die 1200 Portionen Suppe zu kochen erfodert wurde, kostete, obwohl die Suppe sechs Stunden lang kochen mußte, bei dem Preise von 5 fl. für das Klafter, nicht mehr, als 12 kr. Diese Suppe ist seitdem in allen Armenhäusern mit der wohlthätigsten Wirkung angewendet worden. Wir haben etwa 80 Menschen im Dorfe, welchen diese Suppe wohl zu statten kommen kann, und die Gemeinde hat einen hinlänglichen Vorrath von Kartoffeln, Gerste und Erbsen, den Hauptbestandtheilen dieser Suppe, um diese bis zur nächsten Ernte bereiten und vertheilen zu können. Ich habe das, was wir bis dahin nöthig haben werden, berechnet; es ist unerwartet wenig, obwohl das, was ich dafür anzuwenden vorschlage, mehr ist, als Rumford anwendete. Um 80 Portionen Suppe zu kochen ist folgendes nothwendig: 7 Pfund Gerstenmehl, 7 Pfund Erbsen, 24 Pfund Kartoffeln, 1½ Pfund Salz,

2½ Maß Essig. Wir sind jetzt am Ende des Aprils: ich rechne, daß wir diese Suppe bis Ende des August, d. i. ungefähr 120 Tage lang zu vertheilen haben werden. Wir werden also bis dahin nöthig haben, 840 Pfund Gerstenmehl, oder ungefähr 5 Schäffel Gerste, eben so viele Pfunde Erbsen, oder nicht ganz drei Schäffel, etwa 15 Schäffel Kartoffeln, 120 Pfund Salz und 5 Eimer Essig. Den letzten will ich aus meinem Brauhause hergeben. Wenn sich wohlthätige Gemeindeglieder finden, welche dann und wann einen Beitrag an Speck oder geräuchertem Fleische geben wollen, so können wir manchmal die Suppe schmackhafter machen.

Diese werden sich wohl finden, sagte Fromholz. Auch haben wir theils im Schulgarten, theils aus dem Garten des Aufbewahrungshauses für die Kinder noch eine ziemliche Menge von Zwiebeln übrig, welche uns ebenfalls gute Dienste leisten können. Auch an Erbsen fehlt es uns nicht, und das Salz können wir von den Armenbeiträgen kaufen. Fünf Klafter Holz sind uns diesen Winter in dem Bade übrig geblieben. Es fehlt uns also nichts, als die Einrichtnng und der dazu nöthige Kesselherd.

Maurermeister Maler wurde gerufen, und man ging mit ihm zu Rath, wo und wie man diese Einrichtung machen könne. Er sagte, daß in der kleinen Stube mit Küche, die im Gemeindehause noch leer stehe, hinlänglich Platz für den Kesselherd sei. Man könne in der Stadt einen kupfernen verzinnten Kessel von ungefähr zwei Eimern Inhalt kaufen, denn manchmal möchte es vielleicht doch nöthig werden, mehr als 80 Portionen Suppe zu kochen. Außerdem brauche man noch einen kleinen Kessel zum Kochen der Kartoffeln. Da er noch hie und da Kochherde und andere Feuerungsanstalten zu bauen habe, so habe er einige Dinge von Gußeisen, die dazu erfodert werden, vorräthig und er könne einen eisernen kleinen Kessel und zwei Roste und Feuerherde gleich dazu hergeben. Maler erhielt den Auftrag, den Kesselherd und was dazu gehöre, so schleunig wie möglich herzustellen. Die Kosten sollten aus der Gemeindekasse bezahlt werden.

Nach einigen Tagen war die Anstalt fertig, in welcher der Kessel auf holzsparende Art eingemauert war. Auf eben die Weise wurde neben demselben der kleine eiserne Kessel, der mit einem eigenen in einem kleineren Feuerherde brennenden Feuer geheizt wurde, in dem nämlichen Herd eingesetzt. Es wurde nun sogleich mit der Bereitung der Suppe angefangen, und dabei auf folgende Weise verfahren.

Man goß am Abend einen halben Eimer Wasser in den Kessel, machte Feuer unter denselben, brachte das Wasser zum Sieden, und rührte die 7 Pfund Gerstenmehl sorgfältig darein, damit kein Klümpchen darin zurückblieb. Hierauf wurde das Zugloch in der Aschengrube des Herdes und die Klappe in der Rauchröhre geschlossen, und der Deckel des Kessels mit einer wollenen doppelt zusammengelegten Decke bedeckt. So blieb der Herd unberührt bis an den Morgen stehen. Bis dahin hatte sich das Mehl vollkommen zertheilt und aufgelöset und es war ein dünner Brei entstanden. Es wurden nun 6 bis 8 Maß Wasser hinzugegossen, die 7 Pfund auf der Mühle gebrochener Erbsen hineingeworfen, auf ein neues Feuer unter den Kessel gemacht, und die Masse unter wiederholtem Umrühren, um das Anbrennen zu verhüten, wieder zum Sieden gebracht, und dann wieder wie am vorhergehenden Abend stehen gelassen. Während dem wurden die Kartoffeln in dem kleineren Kessel gekocht, geschält, mit einem runden Holze, Walcher, zerdrückt und unter die Suppe gerührt, zugleich aber so viel Wasser zugegossen, bis der Kessel zu der Höhe gefüllet war, die man vorher durch einen mit 80 Maß Wasser gemachten Versuch bezeichnet hatte. Es wurde zugleich wieder Feuer unter den Kessel gemacht, und nachdem unter fleißigem Umrühren, um das Anbrennen zu verhüten, die Suppe wieder zum Kochen gebracht und das eingelegte Holz in Gluth zerfallen war, die Zugöffnungen wieder geschlossen, worauf, nachdem noch Salz und Essig beigemischt worden war, die Suppe im langsamen Kochen oder siedend heiß blieb, bis sie um die Mittagszeit vertheilt wurde. Da sie auf diese Weise mehrere Stunden lang theils im Sude, theils, was die nämliche Wirkung machte, in der Siedhitze erhalten wurde, so wurden alle Bestandtheile derselben vollkommen aufgelöset und zertheilet, und es entstand eine dicke ungemein nahrhafte Suppe. Es war ein blecherner Schöpflöffel angeschafft worden, der eine Maß faßte, denn so groß war eine Portion dieser Suppe. Mit diesem Löffel, der zugleich zum Maße diente, wurde die Suppe ausgetheilet. Man hatte mit dem Kochen dieser Suppe eine Wittwe aus der Gemeinde beauftragt, welche täglich eine Portion derselben und 12 kr. erhält.

Man gab jedem Einzelnen derjenigen, welche als dieser Suppe bedürfend erkannt wurden, eine Portion und Familien deren mehrere, je nachdem es der Zahl und dem Alter ihrer Mitglieder oder ihres Bedarfes angemessen erkannt wurde. Bald entstand der Wunsch in mehreren Familien, an diesen Vertheilungen gegen den Ersatz der Ko-

sten Antheil zu nehmen. Man berechnete diese, obwohl nach etwas höheren Preisen, als die Bestandtheile der Suppe nach den gewöhnlichen Preisen gekostet haben würde. Man rechnete nämlich den Scheffel Gerste zu 10 fl., den Scheffel Erbsen zu 12 fl. und das Scheffel Kartoffel zu 4 fl. Nach diesen Preisen kamen die 80 Portionen Suppe ungefähr auf folgenden Betrag zu stehen: 7 Pfund Gerstenmehl 18 kr.; 7 Pfund Erbsen 18 kr.; 24 Pfund Kartoffeln 30 kr.; 2½ Maß Essig 15 kr.; 1½ Pfund Salz 6 kr.; Holz 10 kr.; Lohn für die Köchin 12 kr., zusammen 1 fl. 49 kr. Die Portion kostete folglich ungefähr 1⅓ kr., und man gab sie jenen, welche keine unentgeltliche Portion nöthig hatten, um 1½ kr. Da die Gemeinde noch einen ziemlichen Vorrath von Gerste, Erbsen und Kartoffeln besaß, und sie kein Geld aus demselben erlösen wollte, so wendete sie das Geld, das sie für diese verkauften Portionen einnahm, zur Verbesserung der Suppe an. Sie kaufte Schmalz, erhielt dessen wohl auch manches von Bauern des Dorfes zum Geschenke, und röstete damit täglich einige Pfunde klein geriebenes oder auch in Würfel geschnittenes Roggen- oder zur Abwechslung wohl auch Weißbrod, und gab von demselben etwas auf jede Portion der Suppe, wodurch diese an Wohlgeschmack gewann.

Als gegen die Mitte des Frühlings die Kartoffeln an Güte verloren und zum Theil aufhörten brauchbar zu sein, denn sie hörten es in diesem Jahre früher als sonst auf, traten die getrockneten an ihre Stelle. Man füllte am Abend, wenn für das Kochen des Gerstenmehls Feuer unter den großen Kessel gemacht wurde, den kleinen mit den getrockneten Kartoffeln, und mit Wasser, brachte den Inhalt desselben zum Sieden, und ließ ihn dann bedeckt, wie den größern, bis zum folgenden Morgen stehen, an welchem sie dann durch einen blechernen Seiher mit großen Löchern getrieben und dann der Suppe beigemengt wurden. Man nahm 10 Pfund getrockneter Kartoffeln statt den 24 Pfund ungetrockneten. Man konnte sie in der Suppe von den ungetrockneten nicht unterscheiden. Auch die der Frostkälte ausgesetzten und getrockneten Kartoffeln wurden auf gleiche Weise und mit dem nämlichen Erfolg angewendet.

Aus der angeführten Angabe der für die 80 Portionen Suppe angewendeten festen Bestandtheile sehen wir, daß diese 42 Pfund betrugen, welches für die Portion 16 Loth, ja wenn wir das in den Kartoffeln enthaltene Wasser abrechnen, kaum 11 Loth beträgt. Rumford, der die verwendeten frischen Kartoffeln mit ihrem Wassergehalte als

festen Körper berechnet, verwendete statt jener 17 Loth nur 12 Loth. Man glaubte aber in Wiesenbrunn, dafür etwas mehr nehmen zu müssen, weil die Suppe für meistens anstrengend und im Freien arbeitende Leute bestimmt war. Die Erfahrung zeigte sie für die meisten vollkommen hinreichend. Von welcher Speise aber würden 17 Loth diese Wirkung hervorbringen können, oder nur 12 Loth, welche Rumford ebenfalls für hinreichend fand. Man sah hier deutlich die vortheilhafte Wirkung des langen Kochens. Verwalter Müller hatte schon lang darauf aufmerksam gemacht, als er, wie wir im fünf und achtzigsten Kapitel gesehen haben, von der beßten Art, das Vieh zu mästen, sprach. Die vortheilhafte Wirkung, welche langes Kochen auf die Nahrhaftigkeit des Futters hervorbrachte, sahen die Bauern in Wiesenbrunn nun an einer Suppe wiederholt, welche sie selbst gerne aßen, und die ihnen recht wohl bekam. Müller und Hochfeld unterließen nicht, sie oft darauf aufmerksam zu machen.

Durch den Getreidevorrath und überhaupt durch die Maßregeln, welche in Wiesenbrunn von der Vorsicht des Grafen und der Gemeinde getroffen worden waren, durch die kluge Anwendung derselben, durch manche Belehrungen über zweckmässige Aufbewahrung und Anwendung der Kartoffeln und zuletzt durch die wohlfeile und nahrhafte Rumfordische Suppe wurde in Wiesenbrunn und auf den übrigen Gütern des Grafen den Wirkungen der Theurung und dem Mangel vollkommen vorgebeugt, während allenthalben, wo diese oder ähnliche Vorsichtsmaßregeln nicht getroffen worden waren — und sie waren es beinahe nirgends — die Theurung am Ende beinahe in Hungersnoth überging. Man hatte von der Noth gedrungen, da wo am Ende auch die Kartoffeln fehlten, noch andere Gewächse zum Brode angewendet, z. B. Rüben, Dorschen u. a. Dieses war in Wiesenbrunn um so weniger nothwendig, weil die Kartoffeln, ungeachtet sie in diesem Jahre ebenfalls nur eine mittelmässige Ernte gegeben hatten, aus der bereits angeführten Ursache in beinahe allen Familien in hinreichender Menge vorhanden waren. Obwohl das Vermengen des Brodteiges mit weißen Rüben, Runkelrüben, Erdkohl u. dgl. nicht von so großem Vortheile sein kann, als das Vermengen mit Kartoffeln, und wenn es an diesen nicht fehlt, selbst nach dem größten Mißwachse des Getreides entbehrlich bleiben wird, so wird es meinen Lesern doch nicht unangenehm sein, zu erfahren, auf welche Weise auch diese Früchte zur Vermehrung des Brodes angewendet wurden. In der Stadt hatte die Polizei durch

den sich einfindenden Mangel veranlaßt, verschiedene Versuche damit gemacht. Sie hatte Brod dieser Art in ansehnlicher Menge theils um geringe Preise, theils ganz unentgeltlich an die Unbemittelten und Armen abgegeben, und eine Anleitung zur Verfertigung dieses Brodes im Wochenblatte bekannt gemacht. Man verfuhr dabei auf folgende Weise:

Man rieb die Rüben oder Dorschen auf einem Reibeisen, erhielt den dadurch erhaltenen Brei ungefähr eine halbe Stunde lang mit Wasser in einem Kessel siedend, füllte ihn dann in einen Sack von grober Leinwand, und preßte ihn aus. Der zurückbleibende Teig wurde dann mit Sauerteig und mit Roggen wohl zusammengeknetet, in Laibe geformt und gebacken. Es ist wohl ziemlich willkührlich, wie viel Mehl und wie viel Rüben man nehmen will, das Brod wird eben in dem Verhältniß weniger nahrhaft, als es weniger Mehl enthält. Das Verhältniß, wie die Polizeibehörde in der Stadt die Bestandtheile dieses Brodes mengte, und die Art, wie sie bei der Verfertigung desselben verfuhr, waren Folgende:

Man rieb und sott 100 Pfund Rüben oder Dorschen, knetete den ausgepreßten Brei, der ungefähr 54 Pfund wog, mit 48 Pfund Sauerteig, der aus einem Drittheil eigentlichen Sauerteig und zwei Drittheilen Roggenmehl bestand und mit noch 80 Pfund Roggenmehl zusammen, und machte daraus 80 Laibe, welche gebacken 190 Pfund wogen. Das hier angewendete Mehl würde ohne diesen Zusatz 154 Pfund gegeben haben. Die 100 Pfund Rüben hatten folglich das Gewicht des Brodes um 36 Pfund vermehrt.

Es muß hier noch bemerkt werden, daß die Dorschen und Runkelrüben vor dem Reiben sorgfältig geschält werden müssen, weil ihre Schale dem Brode einen unangenehmen Geschmack mittheilen würde. Nur die weißen Rüben bedürfen dieses nicht, denn ihre Schale enthält sogar noch nahrhafte Theile. Das Wasser oder der Saft, welches durch das Auspressen der Rüben erhalten wird, kann mit Nutzen zum Branntwein verwendet werden.

Das Brod, das auf diese Weise erhalten wurde, war wohlschmeckend und befriedigte jene, die es genoßen, vollkommen. Es ist aber leicht einzusehen, daß es viel weniger nährend, als auf gewöhnliche Weise verfertigtes Brod sein mußte. Dieses ist wohl auch zum Theile mit Brod aus Kartoffeln der Fall, obwohl ungleich weniger, weil sie viel mehr nährende Theile als die Rüben enthalten. Eben darum

können sie auch in größerer Menge unter das Mehl gemengt werden. Die Bauern in Wiesenbrunn, welche von dem Rübenbrode aus der Stadt kosteten, versicherten einstimmig, daß, so lange ihnen die Kartoffeln nicht fehlen würden, sie auch bei dem größten Getreidemangel nie Dorschen oder Rüben unter den Brodteig mengen würden.

Hundertfünftes Kapitel.

Das Erntefest von 1817.

Als der Herbst von 1817 herangekommen war, schien die Natur ihren Segen, den sie im vorhergehenden Jahre so sparsam gespendet hatte, nun mit ihrer gewöhnlichen Freigebigkeit wieder über die Fluren verbreiten zu wollen. Obwohl der Mangel da, wo man keine Vorsichtsmaßregeln, wie in Wiesenbrunn, dagegen ergriffen hatte, jetzt beinahe am empfindlichsten war, so tröstete doch die Hoffnung auf eine gesegnete Ernte. Sie kam endlich heran, und man bereitete sich allenthalben, sie mit dem innigsten Danke gegen den allmächtigen Geber zu feiern. Man machte in Wiesenbrunn Anstalten zu einem feierlichen Erntefest. Man beschloß, einen festlich geschmückten beladenen Erntewagen mit Begleitung der ganzen Gemeinde zur Kirche zu führen, und dort in einem feierlichen Gottesdienste dem Schöpfer für die gesegnete Ernte zu danken. Jeder in der Gemeinde gab eine mit bunten Bändern geschmückte Garbe, womit der Festwagen beladen wurde. Dieser wurde geschmückt mit Gehängen von grünen Zweigen, in welche Blumen gebunden waren, und mit den schönsten vier Pferden des Dorfes bespannt in feierlichem Zuge zur Kirche geführt. Den Zug eröffnete mit Gesängen die Schuljugend, geführt vom Schullehrer Hochfeld, dann folgten die unverheiratheten erwachsenen männlichen und weiblichen Bewohner des Dorfes. Nach diesen kam der hochbeladene reichgeschmückte Erntewagen, und hinter demselben die Hausväter und Hausmütter der Gemeinde. So ging der Zug langsam durch das Dorf, dessen Häuser ebenfalls mit grünen Zweigen und Blumen geziert waren, der Kirche zu. Es war an einem Sonntage und eine große Menschenmenge hatte aus den Umgebungen sich versammelt, um diesem Feste beizuwohnen. Der Pfarrer empfing vor der Kirche den Erntewagen in priesterlicher Kleidung und segnete ihn. Hierauf begann der Dankgottesdienst, welchen der Pfarrer mit einer dieses Tages würdigen Predigt schloß. Er hatte wohl vorausgesehen, daß heute die Anzahl

der Zuhörer aus den Umgebungen größer sein werde, als jener aus dem Dorfe, und er glaubte daher diese Gelegenheit benützen zu müssen, seine Zuhörer auf alle die Vortheile aufmerksam zu machen, welche Wiesenbrunn durch seine verbesserten Einrichtungen genießt, und auf die Mittel, durch welche diese Gemeinde den Mangel und den Kummer vermieden hatte, durch den das ganze Land während der Theuerung so empfindlich litt, um sie durch Darstellung des Segens, welcher seiner Gemeinde zu Theil geworden war, zur Nachahmung zu ermuntern.

Er schilderte die unendliche Freigebigkeit, mit welcher der Schöpfer allenthalben in der Natur den Menschen Alles, was ihnen zur Befriedigung ihrer wahren Bedürfnisse nothwendig ist, in beinahe unerschöpflicher Fülle darbietet, und ermahnte sie zur Dankbarkeit gegen die unendliche Liebe des allgütigen Vaters. Zwar beschränke Gott manchmal diese Freigebigkeit, um ihre Aufmerksamkeit auf die Vatergüte, mit der er sie fortwährend durch den unendlichen Reichthum ernähre, den er in seine Schöpfung gelegt habe, lebendig zu erhalten; denn würde seine Freigebigkeit immer in gleichem Maße sich über die Menschen ergießen, so würden diese vielleicht gleichgiltiger gegen dieselbe und weniger dankbar dafür werden. Nicht sein Zorn, womit er die Menschen strafen wolle, wie so manche glauben, sei es, welcher manchmal ein weniger fruchtbares Jahr oder wohl auch ein Jahr des Mangels sende. Ein gütiger Vater entziehe seinen Kindern manchmal etwas von den gewohnten Genüssen, um sie aufmerksamer auf seine Güte und Liebe zu machen, und um sie zu lehren, das, was ihnen zu Theil werde, mit Weisheit und Mässigung zu genießen. Auch sei ein Mangel, der durch ein weniger fruchtbares Jahr herbeigeführet werde, nie so groß, daß er nicht durch Vorsicht und Klugheit verhütet, oder wenigstens sehr gemildert werden könne. Wenn in früheren Jahrhunderten auch manchmal eigentliche Hungersnoth, welcher Menschen zum Opfer geworden, eingetreten sei, so sei dieses mehr die Wirkung fehlerhafter menschlicher Einrichtungen, und wohl auch der Ungerechtigkeit der Menschen, als der verminderten Freigebigkeit der Natur gewesen. Gott habe ja so viele Mittel gegeben, dem eigentlichen Mangel vorzubeugen, und dem Menschen die Vernunft, um sie gehörig anzuwenden und zu benutzen. Die Wirkungen des vergangenen Mißjahres seien in vielen Gegenden sehr traurig gewesen, und in manchen derselben hätten sie beinahe Hungersnoth hervorgebracht, aber sie seien nicht weniger die Folge der vernachlässigten Mittel, ihnen vorzubeugen und zu begegnen, als der

sparsamen Ernte gewesen. Er habe nicht nöthig, dieses erst umständlich und mit einem Aufwande von vielen Worten zu zeigen. Die Gemeinde von Wiesenbrunn und die übrigen zu den Gütern des Grafen gehörigen Gemeinden hätten es hinlänglich durch ihr Beispiel erwiesen. Ihr Boden sei ursprünglich von mittelmäßiger Güte, er hätte nicht den geringsten Vorzug vor jenem der übrigen benachbarten Gemeinden, ja er seie ehemals manchem derselben nachgestanden. Allenthalben sei Mangel, ja zum Theile drückender Mangel gewesen, nur auf den Gütern des Grafen nicht. Hier sei Niemand, auch der Aermste nicht, auch nur einen Tag hungrig zu Bett gegangen. Und wodurch sei denn dieses Wunder bewirkt worden? Ganz allein dadurch, daß man die Möglichkeit eines Mißjahres vorausgesetzt, und frühzeitig Vorsichtsmaßregeln ergriffen habe, um die schädlichen Folgen desselben abzuwenden. Und sind denn diese Vortheile, fragte der Pfarrer, mit Aufopferungen oder mit irgend einer Anstrengung, die auch nur dem ärmsten Mitgliede der Gemeinde hätte lästig werden können, errungen worden? Keineswegs. Mit einem so unbedeutenden jährlichen Beitrage von Getreid, daß er Jedem, der ihn leistete, beinahe unmerklich war, haben wir in wenigen Jahren einen Vorrath gesammelt, der vollkommen hinreichend war, um uns vor den Folgen eines noch empfindlicheren Mißjahres, wenn es eingetreten wäre, zu bewahren. Er zeigte nun umständlich, auf welche Weise und binnen welcher mäßig langen Zeit dieser Vorrath gesammelt worden war. Welche Bauerngemeinde, fügte er nun hinzu, ist so arm, daß sie nicht auf ähnliche Weise, wenn sie auch eine doppelt so lange Zeit hiefür bedürfen würde, im Stande sein sollte, einen ähnlichen Vorrath zu sammeln. Zwar, fuhr er fort, sind uns für die Gründung unseres Wohlstandes, der uns die Anwendung dieser nützlichen Vorsicht erleichterte, manche Hilfsmittel zu Statten gekommen, auf welche nur wenige Gemeinden zählen können, großmüthige Geschenke unsers Grafen und fromme Vermächtnisse unserer Mitbürger. Gott wird sie dafür belohnen. Aber auch auf andere Weise hat der Himmel unser Vorhaben gesegnet und uns in den Stand gesetzet, für alle die Unsrigen, welche Hilfe bedürfen, um so kräftiger zu sorgen, Er hat uns während einer Reihe von Jahren vor allem Unglück bewahrt, unsere Felder, unsere Gärten und unsere Bäume mit Fruchtbarkeit gesegnet, und wir haben ununterbrochen bis zum vorigen Jahre gute Ernten gehabt. Ohne diese Gnade von Gott wären wir nicht im Stande gewesen, unsere Gemeinde zu dem blühenden Zustande

zu erheben, in welchem sie gegenwärtig sich befindet. Aber Gott sieht immer gnädig auf die Bestrebungen der Menschen herab, wenn sie einen guten nützlichen und frommen Zweck zum Ziele haben. Und gewiß war unser Ziel nützlich und fromm, denn es war uns vorzüglich um die Erziehung unserer Jugend zur Tugend und Frömmigkeit, um die Verhütung der Armuth in unserer Gemeinde und um die Versorgung unserer wirklich Armen zu thun. Es würde unbescheiden und eitel scheinen und das gerechte Mißfallen meiner Zuhörer verdienen, wenn ich das mit so schönem Erfolge gekrönte Bestreben unserer Gemeinde, um dieses Ziel zu erreichen, aus einer andern Absicht anführen wollte, als um dadurch andere Gemeinden aufzumuntern uns nachzuahmen. Ja, meine lieben christlichen Zuhörer, ahmt uns nach. Gott wird Euch ebenso, wie uns, in Erreichung Eurer frommen Absichten unterstützen, und wird Euch in allem Andern seinen Segen verleihen, denn Er läßt kein frommes Bestreben erfolglos und unbelohnt, und keinen Wunsch und keine Bitte, wenn das Ziel derselben wahrhaft gut und nützlich ist, unerhört. Er schilderte nun den Zustand der Gemeinde, wie er vor den nun zu Stande gekommenen Verbesserungen war, wie ihre Felder von mittelmässigem Ertrage, ihre Schule ohne Einkommen, die Gemeinde ohne Nutzen bringendes Vermögen und gänzlich außer Stande gewesen sei, etwas zum gemeinsamen Nutzen zu unternehmen, und ihre Armen anders zu ernähren, als daß sie dieselben Einzelnen ihrer Mitbürger zur Verpflegung aufbürdete, oder eine Gemeindeumlage dafür erhob. Jetzt hätten sie für die Gemeinde und Schule ein Vermögen von mehr als 40,000 fl. gesammelt; es sei kein wahrhaft Armer, kein Mangel Leidender im Dorfe; jeder, der zu arbeiten Lust habe, finde Arbeit und Erwerb, und es sei kein Unfleißiger in demselben zu finden, er würde auch nicht geduldet. Dadurch und durch den guten Schulunterricht, den sie sich für immer durch ein festbegründetes genügendes Auskommen ihres Schullehrers vollkommen gesichert hätten, als dieses in den meisten Gemeinden, in welchen der Schullehrer mit Noth und Mangel zu kämpfen habe, möglich scheine, sei die Gemeinde auch zu einem guten sittlichen Zustand gelangt. In keiner Gemeinde finden weniger Streitigkeiten statt, als in dieser, und seit zwanzig Jahren sei kein Mitglied derselben wegen irgend einem Vergehen vor Gericht gefodert worden. Dieser Umstand müsse mehr noch, als das bloße zeitliche Wohl zur Nachahmung bewegen, und eben darum dürfe jede andere Gemeinde, welche auf gleichem Wege ihr

Wohl befördern wolle, mit unbeschränktem Vertrauen erwarten, daß Gott ihr Bestreben mit glücklichem Erfolge segnen werde. Dieser Segen sei der Gemeinde Wiesenbrunn in vollem Maße auch in ihren übrigen Verhältnissen zu Theil geworden. Sie hätten manche nützliche Gemeindeanstalt errichten können, die man in keinem andern Dorfe finde, ihre Felder und Wiesen seien den fruchtbarsten im Lande am Ertrage gleich geworden, sie seien allenthalben mit reichlich tragenden Obstbäumen besetzet, und ihre Ställe seien mit dem schönsten Viehe im Ueberflusse gefüllet. Er beschrieb nun die Mittel, durch die sie dazu gelangt seien, und zwar ohne wesentliche Anstrengung eines Einzigen, sondern außer den vom Grafen gemachten Geschenken und den erhaltenen Vermächtnissen größtentheils durch die nützliche Verwendung ihrer Gemeindegründe, durch freiwillige Beiträge ihrer Mitglieder und durch die kluge Anwendung derselben. Er zeigte ihnen nun, daß jede Gemeinde, wenn ihr auch nicht alle die Hilfsmittel, wie der Gemeinde Wiesenbrunn, zu Gebot ständen, auf ähnliche Weise dennoch, wenn auch langsamer, ähnliches zu Stande bringen und allmälig zum Genusse aller der Vortheile gelangen könne, deren sich gegenwärtig Wiesenbrunn erfreue.

Er ging nun zu einem feierlichen Danke an den Grafen von Ranfels über, der zu allem Nützlichen in Wiesenbrunn den ersten Grund gelegt und durch seine Freigebigkeit unterstützt habe, und bat Gott ihn dafür zu belohnen, und ihm viele Nachahmer zu erwecken, die ebenso, wie er, ihren beßten Lebensgenuß in der Beförderung des Wohles ihrer Angehörigen und die Ehre ihres Standes in so weisem, nützlichen und wohlthätigen Gebrauche ihres Vermögens, Ansehens und Wirkungskreises, womit die Vorsehung sie gesegnet, suchten und fänden. Er beschloß seine Predigt mit einem feierlichen und Herz erhebenden Dankgebete an den Allgütigen für alle die Gaben, womit er die Gemeinde so überschwenglich gesegnet habe, und mit der Bitte, sie ihr für die Zukunft zu bewahren, und allen Gliedern der Gemeinde die Kraft zu ertheilen, derselben immer würdig zu bleiben.

Während dem Gottesdienste war der geschmückte Erntewagen vor dem Kirchenthore stehen geblieben. Er wurde nun begleitet von dem größten Theile der Gemeinde unter die große Linde des Dorfes geführt, dort abgeladen und die Garben unter die Armen der Gemeinde vertheilt. Den meisten derselben wurden sie von den Bauern um hohe Preise, weil sie diese zugleich als eine milde Gabe für die Verkäufer

betrachteten, abgekauft, welche sie nach Haus trugen, um sie als ein Andenken an das vergangene Jahr und den heutigen Tag aufzubewahren. Eine Mahlzeit, an welcher alle Bauern und Bäuerinnen mit dem größten Theile ihrer erwachsenen Söhne und Töchter Theil nahmen, folgte, und den Tag beschloß ein fröhlicher Tanz auf dem Dorfplatze, der mit der großen Linde geschmückt ist.

Hundertsechstes Kapitel.

Was nach der Theuerung in Wiesenbrunn geschehen.

Wenn man die Nachtheile und Vortheile, welche die Theuerung des Jahres 1817 für die Gemeinde Wiesenbrunn jetzt und in der Folge hervorbrachte, gegen einander abwiegt, so dürften die letzten wohl als größer angesehen werden können, als die ersten, so daß man vielleicht nicht ohne einige Wahrheit behaupten könnte, daß dieses Jahr, das beinahe überall Mangel, Elend und Kummer hervorgebracht hatte, für Wiesenbrunn ein Segensjahr geworden sei. Man hatte zwar hier ebenfalls die Wirkung des Mißjahres und der Theurung gefühlt, aber, Dank sei es der Sorgfalt des Grafen und der Gemeindevorstände, durch den gesammelten Getreidevorrath und die übrigen Maßregeln, welche hier angewendet wurden, hatte Niemand wirklichen Mangel gelitten, und als die Ernte von 1817 eingebracht war, war auch die Wirkung des vorübergegangenen Jahres vergessen. Aber man hatte manche nützliche Erfahrung gemacht, manches gelernt, was auch in der Folge noch mit Nutzen angewendet werden konnte, und dieses war ein bleibender Vortheil, der dieses so traurige Jahr für die Gemeinde Wiesenbrunn und die übrigen Güter des Grafen zurückgelassen hatte, während sonst überall nur die Erinnerung an die Noth, die man gelitten hatte, mit noch mancher traurigen Wirkung derselben geblieben war.

Einer der erlangten Vortheile war die nun vollkommen fest gewurzelte Ueberzeugung von dem großen Nutzen des Gemeindevorrathes. Immer hatte es noch einzelne Gemeindeglieder gegeben, welche glaubten, daß die Aufbewahrung eines so großen todten Getreidevorrathes eine Verschwendung sei, und daß man für die Leistung von Beiträgen für denselben die Gemeindeglieder zu einem nutzlosen und entbehrlichen Aufwande veranlaßt habe, und sie verhehlten nicht die Meinung, daß es besser wäre, den gesammelten Vorrath zu verkaufen und das daraus

erlösete Geld unter die Gemeindeglieder nach dem Verhältniß der dazu geleisteten Beiträge zu vertheilen. Allein der Anblick des Mangels und der Noth, den das Theuerungsjahr von 1817 überall, wo kein Getreidevorrath, wie auf den Gütern des Grafen, gesammelt worden war, hervorgebracht hatte, und die während demselben auch für den Aermsten zureichende Nahrung in Wiesenbruun, die man größtentheils dem gesammelten Vorrathe verdankte, zwang auch die bis dahin Ungläubigsten, den großen Nutzen desselben anzuerkennen. Es wurde daher von Allen ohne Ausnahme mit großem Wohlgefallen die Bemühung der Gemeindevorstände wahrgenommen, mit der man jetzt diesen beinahe ganz erschöpften Vorrath wieder zu ergänzen suchte, indem das in der Zeit der Noth an die Mitglieder der Gemeinde abgegebene Getreide von diesen nach eingebrachter Ernte wieder ersetzt wurde. Von dem aus dem verkauften Brod eingenommenen Gelde wurde Getreide gekauft und durch die von Gemeindegliedern nach der nämlichen Weise, die im Anfange der Sammlung des Vorrathes angewendet worden war, erhobenen Beiträge die unter dem Kirchendache noch leer stehenden Kästen binnen drei Jahren wieder gefüllet, und diese noch mit vier neuen vermehret, weil seitdem die Volkszahl in der Gemeinde, theils durch Aufnahme neuer Mitglieder, theils durch reichen Kindersegen sich ansehnlich vermehrt hatte. Man begnügte sich aber damit noch nicht. Man hatte sich durch die Erfahrung zu sehr von den Vortheilen der getrockneten Kartoffeln überzeugt, als daß man diese nicht ebenfalls in den Vorrath hätte aufnehmen sollen. Die Gemeinde kaufte daher im nächsten Herbste 20 Schäffel Kartoffel, legte sie ausgebreitet unter das Dach des Gemeindehauses, wo sie den Winter über der Frostkälte ausgesetzet liegen blieben. Im Frühlinge fanden sie sich mit losgetrennter Haut ziemlich trocken, sie wurden bald darauf bei unter dem Dache auf einen ziemlich hohen Grad steigender Hitze vollkommen trocken und wurden dann unter diesem nemlichen Dache in hölzernen und leicht zugedeckten Kästen aufbewahrt. Man behandelte alle Jahre eine mäßige Zahl von Scheffeln, die von mehreren Gemeindegliedern freiwillig beigetragen wurden, auf ähnliche Weise, bis dieser Vorrath zu der Zahl von 50 Scheffeln gediehen war. Da man alle Jahre einen kleinen Theil derselben für die rumfordische Suppe, deren Bereitung immer beibehalten wurde, verwendete und wieder neue dafür kaufte oder geschenkt erhielt, auch manchmal Gemeindeglieder gegen Ende des Sommers getrocknete Kartoffeln aus diesem Vorrathe erhielten, die sie im Herbste wieder von

ihrer Ernte ersetzten, so wurde derselbe immer erneuert. Doch bewahrte man einen kleinen Theil derselben fortwährend auf, ohne ihn mit neuem zu verwechseln, um zu sehen, wie lange sie sich erhalten würden. Man hat mir bei meiner Anwesenheit in Wiesenbrunn welche gezeigt, welche schon zwölf Jahre lang auf diese Weise aufbewahrt worden waren, und sich noch vollkommen gut erhalten hatten.

Die rumfordische Suppe war während der Theuerung für die ärmeren Familien zu nützlich gewesen, als daß man ihr, als die schlimme Zeit vorüber war, ganz hätte entsagen sollen. Man fand die Vortheile, welche sie gewähren kann, nicht allein in der Wohlfeilheit und Nahrhaftigkeit derselben, sondern auch darin, daß man durch sie eine schon fertige Mahlzeit erhalten konnte, ohne erst Zeit und Holz für ihre Bereitung verwenden zu müssen. Die ärmeren Haushaltungen und vorzüglich jene der Taglöhner machten daher in der Zeit der für sie selbst nöthigen Feldarbeiten und wohl auch außer denselben sehr gerne Gebrauch davon, und um ihn zu erleichtern, hatte man die Anordnung getroffen, daß jene, welche sie erhielten, sie in den dafür nöthigen Feldfrüchten, als Gerste, Erbsen oder Kartoffeln, nach der Ernte bezahlen konnten. Es wurden während dem Sommer und Herbste immer 30 bis 40 Portionen täglich verlangt, und die Gemeindevorstände glaubten um die Berechnung der Kosten und des Wiederersatzes zu erleichtern und zu vereinfachen, eine sehr nützliche Anwendung des immer blühender werdenden Gemeindefonds dadurch machen zu können, daß sie beschlossen, den Lohn der Wittwe, welche die Suppe bereitete und das Holz ganz auf denselben zu übernehmen. Man gab die Portion Suppe, da auch Gerste und Erbsen wieder wohlfeil geworden waren, um einen Kreuzer, doch ohne geröstetes Brod. Selbst wohlhabende Bauern fanden es vortheilhaft, zur Zeit der Feldarbeiten davon Gebrauch zu machen, und es mußten nicht selten 100 Portionen und mehr von dieser Suppe gekocht werden.

Die halb gekochten, geschälten, geriebenen und dann getrockneten Kartoffeln haben sich bis jetzt in vielen Familien erhalten, und geben, auf verschiedene Weise angewendet, eine angenehme Speise, wenn die auf gewöhnliche Weise aufbewahrten Kartoffeln erschöpft sind. Auch die durch Kälte zum Aufbewahren zubereiteten bilden in vielen Häusern einen der gewöhnlichen Vorräthe. Sie werden theils in dem Zustande, in welchen sie nach dem Wiederaufthauen durch die natürliche Wärme der Luft von selbst übergehen, theils nachdem sie auf der Mühle ge-

mahlen sind, als Mehl aufbewahrt und dann unter das gewöhnliche Brodmehl gemengt, zu Brod verbacken, oder auf eine andere Weise als Nahrungsmittel angewendet. Einige fahren auch jetzt noch fort, besonders, wenn die Kartoffeln in geringem Preise stehen, Stärkmehl aus zerriebenen Kartoffeln zu bereiten, theils zum Verkaufe, theils zu eignem Gebrauche, zu Kuchen oder Backwerk, das in guten Bauernfamilien an festlichen Tagen nicht fehlen darf.

Und so hatten nun, noch ehe das zweite Jahrzehent dieses Jahrhunderts vorüber war, alle zum Vortheil der Gemeinde Wiesenbrunn gemachten Einrichtungen eine Vollkommenheit erreicht, wodurch diese nicht nur ein sehr nachahmens-, sondern auch beneidenswerthes Muster für jede Dorfgemeinde geworden war. Die allenthalben so traurigen Jahre von 1816 und 1817, die so viele Uebel über andere Gemeinden herbeigeführt hatten, dienten hier nur, um den Nutzen von allem dem, was der Graf mit seinen würdigen Gehilfen veranstaltet hatte, zu bewähren, und demselben noch manche Ergänzung und dadurch eine Vollständigkeit zu geben, die sie außerdem vielleicht nicht erreicht haben würden. Die Gemeinde Wiesenbrunn ist nun durch die Vollkommenheit ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht, durch den in allen Familien herrschenden und mit Verständigkeit angewendeten Fleiß und dadurch begründeten allgemeinen Wohlstand der Gegenstand der Bewunderung des Landes und durch die wechselseitige Verträglichkeit, die Redlichkeit und überhaupt die Sittlichkeit ihrer Mitglieder, und durch ihre gut unterrichtete und gut erzogene Jugend im Genuße des Vertrauens und der Liebe aller ihrer Nachbarn.

Hundertsiebentes Kapitel.

Maßregeln gegen Viehseuche, Felddiebereien und schlimme Dienstboten.

Obwohl das Nothjahr von 1817 manche gute Wirkung in Wiesenbrunn zurückgelassen hatte, so war doch auch manche schlimme zu beklagen. Eine dieser Folgen war eine Viehseuche. Sie fing im Frühling von 1818 an, sich in einer benachbarten Gemeinde zu äußern. Man achtete anfangs, wie gewöhnlich, wenig darauf, denn man hielt sie für eine wenig bedeutende, nicht ansteckende Viehkrankheit. Sie machte geringe Fortschritte, denn es kam der Sommer herbei, bis mehrere Stücke Vieh in andern Dörfern davon befallen wurden, und man end-

lich die Krankheit als eine ansteckende Krankheit erkannte. Es wurde von der Regierung bald eine passende Behandlung des kranken Viehes vorgeschrieben und Polizeimaßregeln angeordnet, deren wichtigste das Verbot war, krankes Vieh der angesteckten Dörfer auf die Weide, wo noch welche geblieben war, zu treiben, und der Befehl, es zu Hause in den Ställen zu behalten, um die Ansteckung zu erschweren. Auch wurden Räucherungen in den Ställen angeordnet, und das Verkaufen des Viehes in andere Gegenden strenge verboten. Diese Maßregeln hatten auch die gute Wirkung, daß die Seuche über diese Gegend hinaus sich nicht verbreitete. Doch fielen in allen Dörfern derselben einige Stücke. Nur Wiesenbrunn blieb lang damit verschont, was es wahrscheinlich der schon längst eingeführten Stallfütterung zu verdanken hatte, weil das im Stalle gefütterte Vieh nie in Berührung mit anderem Vieh kam, und überhaupt die Ansteckung dadurch erschwert wurde. Endlich erkrankten doch auch hier einige Stücke, welche Taglöhnern gehörten, die ihre Kühe auf die noch übrig gebliebene kleine Weide trieben. Diese war am Ende der Dorfmarkung und gränzte an die Gemeindeweide eines anderen Dorfes, in welchem früher die Seuche sich eingefunden hatte und noch nicht ganz vorüber war. Ihr Vieh kam an der Grenze der beiden Weiden mit den Kühen der Taglöhner von Wiesenbrunn in Berührung und bald darauf erkrankten einige derselben. Die Beunruhigung, die im Dorfe hierüber entstand, war groß. Man räucherte in den Ställen fleißiger als vorher und wachte sorgfältig, daß Niemand, der nicht in's Haus gehörte, in den Stall, oder jemand aus dem Hause in den Stall eines andern kam. Fromholz rieth zu einem Mittel, das er in der Fremde hatte empfehlen und als sehr wirksam rühmen hören, nämlich das Vieh Tag und Nacht im Freien, doch außer aller Berührung mit anderm Vieh zu halten. Sein Schwager Tull hatte an seinem Hause einen geräumigen Grasgarten, der mit einigen großen schattigen Bäumen besetzt und mit einer dichten Hecke umgeben war. Dieser Garten war für den Aufenthalt des Viehes vorzüglich geeignet. Tull wies ihn seinen Kühen und Ochsen zum Aufenthalt an, und Fromholz brachte auch die seinen dahin. Bald folgten beinahe alle Bauern in Wiesenbrunn diesem Beispiele, indem sie ihrem Viehe ähnliche Plätze hinter ihren Häusern bereiteten. Die Viehseuche machte in diesem Dorfe keine weiteren Fortschritte, es blieb aber zweifelhaft, ob die Vorsichtsmaßregel, wozu Fromholz gerathen hatte, die Viehseuche abgewendet habe, oder ob man nicht auch ohne diese davon frei ge-

blieben wäre. Der Zweifel, der darüber geblieben war, wurde aber durch die in einem benachbarten Dorfe gemachte Erfahrung so ziemlich gehoben. Es war eines von jenen Dörfern, in welchem die Viehseuche später als in Wiesenbrunn Eingang gefunden hatte. Es blieb dort keine Wirthschaft davon frei und beinahe jede derselben verlor ein oder mehrere Stücke Vieh. Ein einziger Bauer verlor nicht allein kein Stück Vieh dadurch, sondern es erkrankte ihm auch kein einziges. Er hatte gleich, nachdem die Seuche im Dorfe erschienen war, das in Wiesenbrunn gegebene Beispiel befolgend, ein hinter seinem Hause befindliches Stück eines der Gemeinde gehörigen Weideplatzes mit einem Zaune umgeben und sein Vieh dahin getrieben, wo es gefüttert und Tag und Nacht erhalten wurde, und er war der einzige Bauer im Dorfe, dessen Viehstand von der Seuche verschont blieb. Freilich könnte dieses Mittel bei anhaltend schlechter Witterung seinen Zweck verfehlen, oder auf andere Weise schädlich werden, doch könnte wohl auch in diesem Falle durch ein leichtes Schutzdach Rath geschafft werden.

Ein anderes Uebel, das zum Theile als Folge des vergangenen Hungerjahres angesehen werden konnte, war die Felddieberei. Sie hatte übrigens schon seit mehreren Jahren in den Umgebungen, in welchen sie früher ziemlich unbekannt gewesen war, sich eingefunden und hatte fortwährend zugenommen. Sie war größtentheils die Folge der von der Regierung erzwungenen Vertheilung der Gemeinweiden, und der darauf begünstigten Ansiedlung vieler armen Familien, welchen die Taglöhnerfamilien in Wiesenbrunn noch nicht zum Muster dienen konnten und auch in der Folge nicht dazu dienten. Auch auf einem dem Staate gehörigen Waldgrunde dieser Gegenden waren einzelne Kolonien errichtet worden, in welchen jedem der dort angesiedelten Kolonisten nur eine sehr beschränkte Grundfläche war zugetheilt worden. Die Armuth, in welche diese Familien bald versanken, veranlaßte sie, sich das ihnen Fehlende zum Theile durch Felddiebstahl zu erwerben, und eine übel angebrachte Milde in Bestrafung desselben war zum Theil zur Aufmunterung für diese Diebe geworden. Dadurch wurde dieser Unfug bald so gewöhnlich, daß er zur wahren Plage der Umgebungen heranwuchs. Auch die Markung von Wiesenbrunn wurde von den in den umliegenden Dörfern wohnenden Felddieben besucht. Allein die Wachsamkeit der Gemeinde war ein wichtiges Hinderniß für sie. Da die Diebe, wenn man sie ertappte, von den Bauern, wenn es ungesehen geschehen konnte, derb abgeprügelt wurden, oder da man ihnen ihre Körbe und Werk-

zeuge abnahm, sie verhaftete und vor Gericht führte, wo sie ohne Nachsicht bestraft wurden, so suchten sie ihren ungerechten Erwerb lieber auf anderen Markungen, als auf der von Wiesenbrunn, wo mehr Gefahr für sie damit verbunden war. Der Graf ließ die auf seinen Gütern ergriffenen Felddiebe als Gerichtsherr gewöhnlich auf 24 Stunden bei Wasser und Brod einsperren, und dieses Mittel war lange Zeit wirksam genug, um diese Diebe zu bewegen, andern Feldern den Vorzug zu geben, wo sie, wenn sie auch ertappt wurden, eine nachsichtigere Behandlung erwarten konnten. Während der Theuerung hatte diese Bestrafungsweise aber auch aufgehört, hinlänglich wirksam zu sein, auch war der Graf, die allgemein verbreitete Noth berücksichtigend, nachsichtiger, nur nicht gegen die zu seinen Gütern gehörigen, wenn sie an diesen Diebereien Theil nahmen, weil für sie bei den in Wiesenbrunn gegen den Mangel getroffenen Anstalten keine Entschuldigung stattfinden konnte. Er führte gegen sie, ohne seine Befugniß als Gerichtsherr zu übertreten, so wie nach vorübergegangener Theuerung auch gegen fremde Felddiebe eine strengere Bestrafung ein, welche auch ihrem Zwecke vollkommen entsprach. Sie war um so nöthiger geworden, weil diese Diebereien Vielen während der Zeit der Noth zur Gewohnheit geworden zu sein schienen, und sie auch, nachdem diese Zeit vorübergegangen war, in einer größern Ausdehnung der Umgegend zur Last fielen. Er ließ in dem Hause seines Gerichtdieners zwei kleine Kämmerchen zurecht machen, welche vollkommen finster gemacht werden konnten. Eine zwei Tage lang währende Einsperrung in dieselben in vollkommener Finsterniß und ohne Beschäftigung, bei Wasser und Brod, war für die meisten der Ergriffenen, vorzüglich die Weiber, und gerade diese befaßten sich am meisten mit Bestehlung der Felder, so abschreckend, daß dem Unfuge bald dadurch ein Ende gemacht wurde.

Ein anderes Uebel, das jetzt in der Gemeinde gewöhnlicher als sonst — denn ganz hatte es wohl niemals gefehlt — zu werden anfing, war die Nachläßigkeit, Widerspenstigkeit und Untreue der Dienstboten. Zwar fanden darüber in Wiesenbrunn, Dank sei es den zweckmäßigen und wohlthätigen Einrichtungen, die seit einer Reihe von Jahren gemacht worden waren, hierüber wohl weniger Klagen, als irgend anderswo statt, dennoch war diese Gemeinde nicht ganz von dem Einfluße der überall zunehmenden Unsittlichkeit frei geblieben. Zwar gaben die Dienstboten, welche aus anderen Gemeinden dahin kamen, nicht viele Veranlassung zu Klagen; denn hatte ein Dienstherr Ursache, mit einem seiner

Dienstboten unzufrieden zu sein, so verabschiedete er ihn, und dieses wurde sehr gefürchtet, weil ein Dienst in Wiesenbrunn dem in jeder andern nahe liegenden Gemeinde vorgezogen wurde. Dieses war vorzüglich während dem Theuerungsjahre der Fall, weil nirgends weniger Mangel als hier geherrscht hatte, und folglich in dieser Zeit die Dienstboten hier besser gehalten werden konnten, als irgend anderswo. Aber die meisten derselben waren hier geboren, und man nöthigte sie durch Aufkünden des Dienstes nur ungern, einen Dienst in andern Dörfern zu suchen, und am Ende wäre man ja doch gezwungen gewesen, Dienstboten aus andern Orten zum Ersatze der Entlassenen zu dingen, wo man eben nicht immer erwarten konnte, bessere zu finden. Dieser Umstand war mehrmals ein Gegenstand der Berathung zwischen dem Grafen, dem Pfarrer, dem Verwalter und Fromholz. Sie kamen dahin überein, daß jeder, der gegen einen seiner Dienstboten erhebliche und gegründete Klagen hatte, wenn dieser gegen seine Ermahnungen taub blieb, Anzeige hierüber bei den Ortsvorständen machen sollte. Diese sollten den Beklagten zuerst vorrufen, ihn zur Besserung und Folgsamkeit ermahnen, bei wiederholter gegründeter Klage zur Einsperrung verurtheilen, und es dem Gerichtshalter des Grafen anzeigen. Dieser ließ das Urtheil, wenn er es gerecht fand, ohne Zögerung vollziehen, und im Wiederholungsfalle, wenn nämlich das gewöhnliche Einsperren unwirksam blieb, machten die finstern Kämmerlein oder auch nur die Furcht davor, vortreffliche Wirkung. Auf diese Weise wurden die schlimmen Dienstboten bald in Ordnung gebracht, und die Unverbesserlichen aus der Gemeinde vertrieben. Die wichtigste Ursache aber des befriedigenden Dienstbotenstandes in Wiesenbrunn war die gute Behandlung derselben, denn nur zu oft sind an den Fehlern der Dienstboten die Dienstherren selbst Schuld.

Hundertachtes Kapitel.

Uebersicht von dem, was in Wiesenbrunn Gutes bewirkt worden ist.

Ich habe nun die Geschichte dieser glücklichen Gemeinde erzählet, bis dahin, wo die in derselben eingeführten Verbesserungen ihre Vollständigkeit erreicht, und ihre segenvollen Wirkungen hervorgebracht haben. Wir wollen sie nun noch im Zusammenhange überblicken, vielleicht findet sich dabei Veranlassung zu noch mancher nützlichen Bemerk=

ung hierüber, und zu mancher Folgerung, welche gehörig angewendet, wichtige Vortheile gewähren kann.

Als Fromholz aus den Niederlanden in seine Heimath zurückgekehrt war, hatte Wiesenbrunn keinen andern Vorzug vor den übrigen Dörfern und Gemeinden dieser Gegenden, als die schon seit mehreren Jahren bestehende gute Schule und als die Wirkung derselben viele gut unterrichtete Bauern, die eben darum weniger fest an den ihrem Stande gewöhnlichen Vorurtheilen hingen und empfänglicher für nützliche Neuerungen und Verbesserungen waren, als Bauern es gewöhnlich sind. Im übrigen hatten Wiesenbrunn und seine Bewohner keinen Vorzug vor ihren Nachbarn. Die Aecker bestanden in ziemlich leichtem Sandboden, und die nahe liegende Möglichkeit, ihn durch den darunter liegenden Mergel zu verbessern, war den Bauern in Wiesenbrunn noch unbekannt. Sie trieben die überall gewöhnliche Dreifelderwirthschaft, und nur wenige, wie z. B. der Pfarrer, der Schulz und Schullehrer Weismann bauten Futter in die Brache. Andere hatten es versucht, aber da sie wenig Dünger hatten, so trug die angebaute Brache nur wenig, und sie erhielten überdieses vom darauf folgenden Winterbau eine schlechte Ernte. Dieses schreckte zwar viele von der Benutzung der Brache ab, doch gewann sie allmählig durch die Wahrnehmung der Vortheile, welche ihre Nachbarn davon hatten, immer größere Ausdehnung. Das Vieh des Dorfes wurde großentheils von der ziemlich magern Gemeinweide, auf die es täglich vom Frühjahre bis zum späten Herbste getrieben wurde, erhalten, und es war daher nur mittelmäßig und von eben so mittelmäßigem Nutzen. Obstbäume hatte man keine, einige wenige von ganz gemeiner Art in den Hausgärten ausgenommen, denn die schönen Obstanlagen, welche der alte Graf in seinen Gärten geschaffen hatte, waren bis dahin nicht nur von den umliegenden Gemeinden, sondern auch in Wiesenbrunn größtentheils unbeachtet geblieben. Wohlhabende Bauern gab es außer dem Schulzen und dem alten Tull keine im Dorfe, die meisten übrigen waren von mittelmäßigen Vermögensumständen, zwar größtentheils ohne drückende Schulden, aber nur wenige waren ganz von Schulden frei, mehrere aber arm, vorzüglich die Taglöhner, von welchen manche nicht einmal ein Hausgärtchen besaßen, oder wohl gar als sogenannte Inleute in den Häusern von Bauern wohnten. Die Gemeinde war als solche zwar schuldenfrei, aber sie hatte außer ihrer Gemeinweide und dem Gemeinwalde kein Vermögen, und alle gemeinschaftlichen Ausgaben muß-

ten durch Umlagen bestritten werden. Auch für die Dorfsarmen konnte nur auf ähnliche Weise gesorgt werden, oder sie wurden wochenweise dem Bauern zur Verpflegung ins Haus gegeben, und bettelten zum Theile. Der gute Zustand der Schule war nur dem zufälligen Umstande beizumessen, daß der Pfarrer ein eifriger Schulfreund war, und der Schullehrer, dessen Schüler, ein kleines Bauerngut besaß, das ihm ein anständiges Einkommen von seiner Schule entbehrlich machte, und daß er sich dem Unterrichte der Jugend aus angeborner Neigung zu derselben, nachdem er durch den Unterricht des Pfarrers die dazu nöthige Fähigkeit erworben hatte, mit Liebe und Eifer widmete. Die Schule selbst besaß nicht das geringste Einkommen und der Schullehrer war auf den geringen Ertrag des Kirchendienstes und das geringe meistens zögernd und unvollständig bezahlte Schulgeld beschränkt.

Aber die Möglichkeit, diesen zwar nicht bedrängten aber auch nicht beneidenswerthen Zustand der Gemeinde zu verbessern, lag nahe. Der Pfarrer war ein würdiger und eifriger Seelsorger, und ein wahrer Vater seiner Gemeinde. Die Erfüllung seiner lang genährten Wünsche wurde endlich dadurch erleichtert, daß Graf von Ranfels nach dem Tode seines Vaters in den Besitz seiner Güter trat, zu welchen Wiesenbrunn gehörte, und das bedeutendste derselben war, und daß dieser sein Glück und seine Zufriedenheit in der Erhöhung des Wohlstandes aller jener suchte, welche die Vorsicht großentheils von ihm abhängig gemacht hatte. Die Erreichung des Zieles, welches diese würdigen Männer zu erreichen sich vorgenommen hatten, wurde sehr durch den Schulzen erleichtert, der von gleichem Eifer für das Wohl seiner Gemeinde beseelet und im Besitze des unbeschränkten Vertrauens derselben war, und durch den Umstand, daß die meisten jüngern Mitglieder der Gemeinde durch den guten Schulunterricht, den der Pfarrer theils selbst, theils durch den von ihm gebildeten und geleiteten Schullehrer Weismann ertheilte, besser als ihre Väter gebildet und unterrichtet waren, und darum weniger am hergebrachten lieben Alten klebten, und empfänglicher für das Neue und Bessere waren. Nur wollten sie immer vorher die Ueberzeugung haben, daß das Neue auch wirklich besser sei.

Der Pfarrer, dem es seinem Stande zufolge mit vollem Recht vor Allem um den sittlichen und religiösen Zustand seiner Gemeinde zu thun war, stimmte von Herzen und aus voller Ueberzeugung dem Grafen bei, daß die Erreichung des Zweckes, den dieser zu seinem Wirk-

ungskreise rechnete, nämlich der äußere Wohlstand der Gemeinde und die Verbannung und das Entfernthalten der Armuth ein wichtiges Beförderungsmittel der Erreichung des edleren Zweckes des Seelsorgers sei. Indem nun jeder seinen eigenen Zweck verfolgte, beförderte er die Erreichung des Zweckes des andern. Beide Zwecke waren ihnen gemeinschaftlich und der Himmel segnete ihre Absicht in vollem Maße.

Das wirksamste Mittel, dessen sich der Graf hiebei bedienen konnte, war die Zurückkunft des um diese Zeit heimgekehrten jungen Fromholz. Er hatte ein Grundstück von sehr mäßigem Umfange und von kaum mittelmäßiger Fruchtbarkeit erworben, um darauf ein kleines Bauerngut anzulegen. Alle, auch die vernünftigsten Bauern im Dorfe zweifelten an seinem Fortkommen. Allein die Erfahrungen und die vorurtheilsfreien Kenntnisse, die er von der Landwirthschaft in den Niederlanden, wo sie vielleicht am vollkommensten in ganz Europa ausgeübt wird, erworben hatte, erhoben ihn über alle Besorgnisse hierüber, und die Geschicklichkeit, mit der er seine landwirthschaftlichen Kenntnisse den Umständen gemäß anzuwenden, und diese Anwendung den Ortsverhältnissen anzupassen wußte, und der bald sichtbare und unverkennbare Erfolg seiner Maßregeln besiegte sie bald auch bei seinen Nachbarn. So sehr seine von der landesüblichen abweichende Wirthschaft anfangs Tadel bei vielen erregte und mißbilligt wurde, so wurden doch bald ihre durch den Erfolg sich bewährenden Vorzüge eingesehen und anerkannt. Zuerst suchte sie sein Schwager Tull nachzuahmen, aber dieser fand sich durch die Verbindung seiner Grundstücke mit jenen der Gemeinde vielfältig daran gehindert.

Unterdessen war von den meisten Gemeindegliedern die verbesserte Pflege des Düngers, welche Fromholz durch sein Beispiel lehrte, nachgeahmt worden. Sie konnten nun mit dem Dünger, den sie von ihrem Viehe, ohne dieses zu vermehren, erhielten, mehr Feld oder das nämliche besser düngen, als vorher, und deßhalb Futter in die Brache mit Erfolg bauen, was vorher ohne Nachtheil selten geschehen konnte. Dadurch erhielten sie mehr Futter, und durch dieses, da sie mehr Vieh als früher halten konnten, mehr Dünger, und bald war man im Stande beinahe die ganze Brache anzubauen. Man sah bald die Entbehrlichkeit wenigstens eines großen Theiles der Gemeinweide ein. Die Vertheilung der Hälfte derselben kam ohne Schwierigkeit zu Stande, und wir haben gesehen, mit welchem nützlichen Erfolge. Zu gleicher Zeit war Tull mit der Zusammenlegung seiner Grundstücke zu Stand ge-

kommen. Er baute einen neuen Bauernhof, und ging zur Wechselwirthschaft über. Die sichtbare Verbesserung seiner Wirthschaft und die Vermehrung und Verbesserung seines Viehstandes, sowie die immer zunehmende Fruchtbarkeit des kleinen Bauerngutes, das Fromholz auf einem vorher für wenig fruchtbar gehaltenen Boden errichtet hatte, erregte in immer mehreren Bauern den Wunsch, zur nämlichen Wirthschaftsweise überzugehen. Aber dafür war ihnen ebenfalls die Zusammenlegung der Grundstücke nothwendig. Da der Graf alle Erleichterungen dafür darbot, und gern selbst mit eigenen Aufopferungen alle Hindernisse, welche ihr entgegenstanden, entfernte, so kamen bald mehrere Zusammenlegungen durch wechselseitige Uebereinkunft und Austausch zu Stande, und da sich das Feld der daraus hervorgehenden Vortheile immer erweiterte, so wurde der Wunsch nach dieser Zusammenlegung immer lebendiger und allgemeiner, aber auch die Schwierigkeiten, sie zu Stand zu bringen, immer größer, weil mit der Vermehrung der geschehenen Austauschungen die für neue Zusammenlegungen noch anwendbaren und vertauschbaren Grundstücke immer weniger wurden, und am Ende gar keine derselben mehr vorhanden waren. Als das einzige Mittel, dieses Hinderniß zu besiegen, erschien die Vertheilung des größten Theils auch der noch übrigen unvertheilt gebliebenen Gemeinweide, die jetzt als solche beinahe ganz entbehrlich geworden war. Sie kam ohne Schwierigkeit zu Stande, und die Folge davon war, die nun leicht ausführbare Zusammenlegung der noch übrigen Bauerngüter, einige wenige ausgenommen, deren Besitzer aus Vorurtheil an dieser nützlichen Veränderung nicht Theil nehmen wollten. In der Folge sahen sie wohl die Unklugheit ihrer Weigerung ein. Allein es war zu spät, sie fanden keine Gelegenheit mehr, um zu den nämlichen Vortheilen zu gelangen, und mußten nun die ganz billige Strafe ihres Eigensinns geduldig ertragen. Doch hinderte sie jetzt nichts mehr, ebenfalls zur Wechselwirthschaft überzugehen.

Diese Vertheilung der Gemeinweide und ihre Folgen bildete einen auffallenden Gegensatz zu ähnlichen Theilungen, welche um diese Zeit im Lande vorgenommen wurden, oder vielmehr werden mußten. Ich habe schon in einem der vorigen Kapitel dieses Buches der schlimmen Folgen erwähnt, welche eine Theilung dieser Art hervorgebracht hatte, aber, um den Gang der Geschichte nicht zu unterbrechen, eine Darstellung der Folgen noch unterlassen, welche die in größerer Zahl

und Ausdehnung ausgeführten gezwungenen Theilungen hervorbrachten. Hier scheint diese Darstellung mehr an ihrer Stelle zu sein.

Die Regierung hatte seit dem vor nicht langer Zeit erfolgten Regierungsantritte des damaligen Landesherrn das rühmlichste Bestreben geäußert, das Wohl der Bewohner auf alle Weise zu fördern. Daß sie vor allem auf die wichtigste Quelle des Reichthums des Landes, des Ackerbaues, Bedacht nahm, war zu erwarten. Leider entsprach der Erfolg der Bestrebungen für diesen Zweck lange nicht ihrer Absicht, denn die Wahl und die Anwendung der Mittel war großentheils in die Hände von Männern gerathen, welche mit der Landwirthschaft nur aus Büchern bekannt waren, und welchen es zu sehr an der nöthigen praktischen Kenntniß derselben fehlte, um für sich allein den Weg, der sicher zum Ziele führen konnte, finden zu können, und welche eine zu vortheilhafte Meinung von ihren landwirthschaftlichen Kenntnissen hatten, um den Rath praktischer Landwirthe zu suchen, zu würdigen und zu befolgen. Als eines der wichtigsten Hindernisse einer vervollkommneten Landwirthschaft erschienen ihnen die Gemeinweiden. Mit der Aufhebung und Vertheilung derselben sollte die Verbesserung des Ackerbaues beginnen, der wilde Hirtenstab sollte gebrochen werden. Dieses war der Lieblingsausdruck dieser Verbesserer. Auf ihr und ihrer Anhänger und Nacheiferer Betreiben mußten sehr viele Theilungen dieser Art vorgenommen werden. Ganz Unrecht hatten sie nicht. Wir haben ja in Wiesenbrunn gesehen, von welcher segenbringenden Wirkung hier die Vertheilung und der Anbau der Gemeinweide war. Aber beinahe sonst überall brachte sie eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Glücklicher Weise konnten diese übereilten Vertheilungen nicht überall ausgeführt werden, aber wo sie ausgeführt wurden, trat nur zu oft die Verschlimmerung des Zustandes der Landwirthschaft statt einer Verbesserung ein; der Wohlstand des Landmanns wurde in mehreren Gegenden des Landes beinahe vernichtet, und kaum zu berechnende Uebel dadurch hervorgebracht. Welche mochten wohl die Ursachen so entgegengesetzter Wirkungen sein? Sie sind nicht schwer zu finden.

Ueberall wurde die Dreifelderwirthschaft getrieben, und zwar großentheils ohne Anbau von Futter in der Brache. Für die Ernährung des zum Feldbaue erfoderlichen Viehes war daher die Weide unentbehrlich. Man zwang aber die Gemeinden mit einemmale zur Vertheilung derselben. Sie konnten daher nicht mehr ihr Vieh dahin treiben, und hatten zugleich keinen Ersatz für das Futter, das dieses dort

bis dahin, wenn auch nur sparsam gefunden hatte. Bauet Klee in die Brache, sagten die Verbesserer, welche die Weiden vernichtet hatten. Allein jedem practischen Landwirthe ist es bekannt, daß Klee auf mageren ungedüngten Brachfelde nur geringen Ertrag und dieses hierauf nur eine sehr unbefriedigende Getreideernte gibt, und daß man, wenn man anfangen will, Futter in die Brache zu säen, man erst den Dünger vermehren oder wenigstens verbessern müsse. Allein die Vermehrung desselben war jetzt unmöglich geworden, denn man war nach nun aufgehobener Weide genöthigt, den Viehstand eher zu vermindern, und mit diesem den Dünger, während die nun unter den Pflug genommenen Weideantheile dessen mehr erfoderten. Ein Zurückschreiten des Ackerbaues war die unausbleibliche Folge dieser unüberlegten Maßregel.

Daß sie auch nachtheilig für die Viehzucht werden könne, war wohl ebenfalls zu besorgen, und wirklich wurde sie es in vielen Gemeinden, in manchen beinahe verderblich, und zwar dieses vorzüglich in einigen Berggegenden des Landes. Die Viehställe waren dort größtentheils finster, eng, unreinlich und feucht, kurz, durchaus nicht von der Art, um dem Vieh einen gesunden Aufenthalt zu gewähren. Diese Unvollkommenheit der Ställe blieb ziemlich unschädlich, so lange das Vieh den größten Theil des Jahres auf die Weide getrieben werden und dort die freie Luft genießen konnte. Darum wurde auch die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Ställe wenig gefühlt, denn ungeachtet der Unvollkommenheit derselben war dort die Viehzucht im sehr guten Zustande, und die wichtigste Erwerbsquelle des dort größtentheils wohlhabenden Landmannes. Aber nun mußte alles Vieh das ganze Jahr hindurch größtentheils in den Ställen eingesperrt bleiben, und die schädliche Wirkung derselben erschien nun mit einemmale auf die beunruhigendste Weise. Man konnte Gemeinden finden, in welchen im ganzen Jahre kein Kalb fiel, denn die an freie Luft gewöhnten und nun in ungesunde Ställe gesperrten Kühe wurden nicht mehr trächtig. Diese Gegenden hatten einen großen Theil des Landes mit dem nöthigen Schlachtvieh versehen, und nun waren sie gezwungen, das Vieh für ihren eigenen Bedarf, vorzüglich junges Vieh zur Nachzucht aus andern Gegenden, und zum Theil im nahen Auslande zu kaufen.

Die Gemeindegründe mußten unter alle Gemeindeglieder, sie mochten arm oder reich sein, selbst unter die besitzlosen Taglöhner zu gleichen Theilen vertheilt werden. Dadurch entstanden viele kleine Besitzungen, welche, da man keine bessere Benutzung derselben, als die

allgemein übliche kannte, zu unbedeutend waren, um eine Familie ernähren zu können. Dennoch ertheilte man den Eigenthümern derselben immer die Erlaubniß zu heurathen, oder vielmehr, sie mußte ertheilt werden, und die unausbleibliche Wirkung dieses Verfahrens war, daß die Gemeinden mit Bettlerfamilien überladen wurden, welche das, was ihr kleiner Grundbesitz ihnen nicht geben konnte, nur zu oft durch Felddieberei sich zu verschaffen suchten. Hiezu kam noch eine Zahl von neu angelegten Kolonieen, in welchen arme und unbemittelte, wohl auch unfleißige und liederliche Familien aufgenommen wurden, jede aber nur auf wenigen Morgen, die man für ihre Erhaltung für zureichend hielt, die es aber nicht sein konnten. Da diese kleine Bodenfläche für sie unzureichend war, so sank bald ein Theil dieser neu Angesiedelten zu Bettlern und Taugenichtsen herab, und fielen den Gemeinden, welchen sie zugetheilt worden waren, oder in deren Nähe sie wohnten, zur Last. Alle diese Uebel wurden noch durch eine neue aus unrichtigen Begriffen von Menschlichkeit hervorgegangene Gerichtsordnung vermehrt. Früher wurden Klagen über Felddiebereien vor Gericht kurz entschieden und die Schuldigen schnell bestraft. Jetzt wurden erst sehr umständliche Beweise des Vergehens, und ein bestimmter erwiesener Betrag des zugefügten Schadens gefodert, welcher das ganze Verfahren umständlich, für den Kläger zeitraubend und kostspielig und den Erfolg ungewiß machten, so daß die Beklagten, wenn auch ihre Diebereien keinem Zweifel unterworfen waren, nur zu oft ungestraft blieben. Dadurch konnten die Felddiebstähle nicht gehindert werden, sie vermehrten sich vielmehr auf eine äußerst beunruhigende Weise, und es war den Dieben nur ein gewisser Grad von Unverschämtheit nöthig, um ihr Diebsgeschäft zu einem sichern Erwerbe zu machen. Auf diese Weise war das Eigenthum der redlichen Grundbesitzer und die Sittlichkeit gleich gefährdet; die traurigen Folgen dieses unnatürlichen Zustandes wurden immer drückender für den Landmann und endlich beinahe unerträglich.

Auch in Wiesenbrunn hatte man die Gemeinweide vertheilt und mehrere Familien auf kleinem Grundeigenthum angesiedelt, ohne daß auch nur die entfernteste Spur von einer jener übeln Wirkungen wahrgenommen wurde, aber man hat hier erst nach zweckmässiger Vorbereitung, nicht plötzlich und auf eine beinahe ungestüme Weise, sondern allmälig die eine Hälfte der Weide vertheilt, und die andere noch unvertheilte merklich verbessert. Man hatte erst durch bessere Behandlung

des Düngers sich in den Stand gesetzt, mehr Futter in die Brache zu bauen, und dann erst, als man dadurch einen Theil der Weide entbehrlich gemacht hatte, die kleinere Hälfte derselben vertheilt. Erst sechs Jahre später, nachdem der Futterbau noch größere Fortschritte gemacht hatte, und nachdem die Grundstücke mehrerer Bauerngüter zusammengelegt waren, vertheilte man, um die Zusammenlegung der übrigen zu erleichtern, den größten Theil der andern Weidehälfte, und ließ ein verhältnißmässig kleines Stück derselben übrig, um den ärmern Mitgliedern der Gemeinde noch eine Weide für ihr Vieh gestatten zu können. Die Taglöhner und Leerhäusler hatten den vierten Theil des Antheiles eines Bauern erhalten. Dadurch entstanden mehrere kleine Besitzungen, welche zwar nicht groß genug waren, ihre Eigenthümer mit Beibehaltung der gewöhnlichen Dreifelderwirthschaft zu nähren, aber die meisten derselben waren es nach Einführung der Wechselwirthschaft. Wir haben gesehen, wodurch man sich bewogen fand, dreißig neue Taglöhner-Familien aufzunehmen und an jede derselben zwei Morgen von der Weide zu verkaufen. Manchem könnte diese Anzahl von Taglöhnern zu groß scheinen, aber man hatte bereits gelernt, wie viel man durch fleißige Bearbeitung auch kleinen Stücken Feldes abgewinnen könne, und man sah voraus, daß diese Taglöhner neben der zweckmässigen Bearbeitung ihrer kleinen Aecker nicht so viele Tage des Jahres, wie jene anderer Dörfer der Erwerbung des Taglohns würden widmen können, und daß daher ihrer nicht leicht für die Gemeinde zu viele sein würden. Zudem waren auch den Bauern für ihre sich immer verbessernde und erweiternde und daher mehr Arbeit erfodernde Wirthschaft mehr arbeitende Hände als früher nothwendig. Und wie nützlich war hier das Beispiel des klugen und fleißigen Taglöhners Gruber. Wer kann zweifeln, daß in der in großer Ausdehnung vorzunehmenden Zusammenlegung der Grundstücke, in der nur aus der Anwendung dieses Mittels hervorgehenden Möglichkeit, den einzelnen Gütern einer Bauerngemeinde, auch bei nur sehr kleiner Bodenfläche, einen für eine Familie hinreichenden Ertrag abzugewinnen, eines der wirksamsten Mittel liege, den durch die unkluge und voreilige Vertheilung der Weiden verursachten Schaden wieder gut zu machen.

Die wohlthätigen Wirkungen des in Wiesenbrunn befolgten Verfahrens gestatten hierüber und überhaupt über den ungemeinen Nutzen desselben keinen Zweifel. Hier hatte die Einführung der Wechselwirthschaft den Bau von Reps, Mohn, Krapp und von mancherlei

andern Gewächsen und Gemüsen, welche vieles Geld in die Gemeinde brachten, möglich gemacht, und dennoch verkaufte die Gemeinde alle Jahre doppelt so viel Getreide, als während der Zeit, in welcher sie die Dreifelderwirthschaft trieb, und die kleinen Grundbesitzer und Taglöhner ernteten von ihren paar Morgen so viel, daß sie nicht nöthig hatten, Lebensmittel zu kaufen. Sie löseten vielmehr noch manchen Gulden vom Ertrage derselben.

Auch noch auf manche andere Weise wurde der landwirthschaftliche Erwerb der Gemeinde erhöhet. Nach wenigen Jahren standen Tausende von Obstbäumen auf den Feldern von Wiesenbrunn, welche durch eine vorher nicht geahnte Menge von getrocknetem Obste, die sich mit jedem Jahre vermehrt und verkauft werden kann, vieles zur Bereicherung der Gemeinde beiträgt. Hanf und Flachs werden in größerer Menge, als je gebauet, und vorzüglich der letztere wird wegen seiner ausgezeichneten Schönheit gesucht. Das Hornvieh, früher von ganz gemeinem Schlage, ist jetzt beinahe das schönste im Lande, und in doppelt und dreifach so großer Anzahl in den Ställen des Dorfes, und es werden jährlich viele Zentner des vortrefflichsten Butters und Schmalzes verkauft, da man hier ehemals kaum genug für den eigenen Gebrauch erzeugen konnte. Mehrere hundert Bienenstöcke sammeln jährlich auf den mit so vielerlei Pflanzen prangenden Wiesen und von den Blüthen der Obstbäume eine reiche Ernte von Honig und Wachs. Kurz allenthalben, wo man sein Auge hinwendet, kann man sehen, was ein aufgeklärter Landmann mit klug angewendeten und von keinem Vorurtheile beschränkten Fleiße auch einem von der Natur wenig gesegneten Boden abgewinnen kann, und wie reichlich eine große Zahl von Familien auf einer Fläche, auf welcher bei gewöhnlicher Feldwirthschaft kaum die Hälfte derselben sich fortbringen könnte, sich zu ernähren vermag. Aber dieses wurde vorzugsweise nur durch die Zusammenlegung der Grundstücke und die Einführung der Wechselwirthschaft möglich.

Gleich ausgezeichnet wie die Landwirthschaft dieser Gemeinde sind alle ihre übrigen Anstalten, welche für die Beförderung sowohl ihres geistigen als physischen Wohles bestimmt sind.

Wir wissen, wie der Pfarrer Ehrmann die Vertheilung der Gemeinweide zu benutzen wußte, um den Grund zu einem Fond für seine Schule zu legen. Die Freigebigkeit des Grafen und das Vermächtniß des Bauers Sam hatten zwar das Anwachsen desselben be-

fördert und beschleuniget, allein auch ohne diese Vortheile würde es durch die Mittel, welche die Gemeinde schuf und durch die Freigebigkeit ihrer Mitglieder, obwohl später, zu seiner gegenwärtigen Vollständigkeit gelangt sein. Am Ende des Jahres 1807 war er groß genug, um einen Schullehrer anständig erhalten zu können, und im Jahre 1815 konnte er außer der Besoldung des Lehrers mit 300 fl. und der Lehrerin von weiblichen Arbeiten mit 100 fl. noch einen Schulgehilfen mit jährlich 150 fl. bezahlen; außerdem wurde das Schulgeld für alle ärmeren Familien, Schulbücher und Papier für dieselben, und das Lehrgeld für arme Knaben, welche Handwerke lernten, aus dem Ertrage dieses nämlichen Fondes bestritten. Wir haben gesehen, wie vortrefflich und zweckmässig der Unterricht in der Schule von Wiesenbrunn ist, wie sorgfältig die Jugend für Tugend und Frömmigkeit herangebildet wird, und wie fruchtbar und segenbringend diese Bildung ist. Als ich im Jahre 1832 in Wiesenbrunn war, bestand der Schulfond in einem Kapitale von mehr als 14,000 fl., und in einem Ertrage von wenigstens 200 fl. von den Obstbäumen, welche der Schule gehören.

Ich habe erzählt, daß, nachdem die Gemeinde durch ihren gesammelten Gemeindefond einen Wald von 400 Morgen erworben hatte, sie noch ungefähr 15,000 fl. von demselben übrig behielt. Im Jahre 1832 war dieser Fond zu mehr als 30,000 fl. angewachsen, ungeachtet die Gemeinde für manche nützliche Anstalt Geld verwendet hatte, z. B. für das Krankenzimmer im Gemeindehause, das Flachsbrechhaus und die Einrichtungen unter dem Kirchendache für Aufbewahrung des Getreidevorrathes, die Küche für die rumfordische Suppe u. a.; wir haben die übrigen Anstalten kennen gelernt, die sie für die Begründung ihres Wohls errichtet hat, und die ich hier nochmals anführe, um sie mit einem Blicke übersehen zu können.

Die Gräfin hatte schon im Jahre 1798 eine Spinnanstalt errichtet, welche bald die erfreulichsten Fortschritte machte, und allen wirklichen Armen im Dorfe Beschäftigung gab, und auch den Nichtarmen zum größten Nutzen gereichte. Nach und nach ging sie in eine kleine Leinwandfabrik über, welcher die Gemeindevorstände durch nützliche Anordnungen, Vertrauen und Festigkeit erwarben. Später wurde für die Beschäftigung der männlichen Jugend des Dorfes das Korbflechten von der Gräfin eingeführt. Um die kleinen Erwerbe, welche dadurch gemacht wurden, für die Erwerber nützlicher zu machen, war die Sparkasse, welche zu gleicher Zeit mit der Spinnanstalt errichtet wurde, ein

sehr wirksames Mittel, welches ähnliche Vortheile für alle arme Familien des Dorfes und zugleich für die Dienstboten gewährte, indem diese dadurch sparsamer und besser und von manchen Ausschweifungen abgehalten wurden, welche so oft Veranlassung zu gerechten Klagen der Dienstherren geben. Wie nützlich sie auch für die übrigen im Dorfe, vorzüglich für die Kinder wurde, haben wir ebenfalls gesehen.

Nicht minder wohlthätig hatte die Gräfin für die weibliche Jugend der Gemeinde gewirkt, indem sie in ihr die Fertigkeit in den für sie nothwendigen und schicklichen weiblichen Arbeiten verbreitete. Wenn auch das Wichtigste dafür durch die Gemeindevorstände dadurch geschah, daß eine eigene Lehrerin dafür angestellet und bezahlt wurde, so hatte doch die Gräfin die erste Veranlassung dazu gegeben, und Hochfeld's Therese zur geschickten Lehrerin dafür gebildet. Später wurde auch Unterricht in Verfertigung mancherlei Stroharbeiten, vorzüglich von Strohhüten ertheilt.

Die Ausdehnung des Unterrichts der Jugend auf Obstbaumzucht und Gartenbau und auf die Kenntniß der für die Landwirthschaft nützlichen und schädlichen Pflanzen zeichnet die Schule in Wiesenbrunn vor allen andern Landschulen aus, und die Wirkung dieses Unterrichtes ist bei dem Anblicke der mit Tausenden von Obstbäumen bepflanzten Felder dieser Gemeinde und nach einem kurzen Umgange mit den jungen Bauern und der Jugend des Dorfes unverkennbar und auffallend.

Auch der schöne und anmuthige Anblick dieses Dorfes überrascht alle, die es besuchen, auf eine höchst angenehme Weise. Die netten und reinlichen Bauernhäuser, die blumigen Gärtchen vor den meisten derselben, das verständig und geschmackvoll gebaute Schulhaus mit seiner zweckmäßigen innern Einrichtung und Ausstattung zeichnen dieses Dorf vor allen andern im ganzen Lande aus, und die Wege, welche zu demselben und durch dasselbe führen, stehen, die hier entbehrliche Breite abgerechnet an Schönheit und Güte kaum irgend einer kunstmäßig gebauten Straße nach. Sogar die bloßen Feldwege sind dauerhaft hergestellt und gut unterhalten.

Untersucht man die Häuser dieses Dorfes genauer, so findet man in denselben zwei sehr nachahmenswerthe Gegenstände, die man in jedem andern Dorfe vergeblich suchen würde. Die meisten neuen Häuser sind fest und dauerhaft von einem höchst wohlfeilen und leicht zu bereitenden Stoffe gebauet, welchem sehr viele, denen diese Bauart noch unbekannt ist, nur geringe Dauer zutrauen würden, nämlich von ungebrannten

Backsteinen. Aber manche von diesen Häusern stehen schon beinahe dreißig Jahre lang, ohne auf die entfernteste Weise Mangel an Dauerhaftigkeit zu verrathen. In diesen Häusern ferner findet man Heizofen, Kochofen, Kesselherde und Darrofen, welche durch Bequemlichkeit im Gebrauche und durch Ersparung an Holz, da sie kaum ein Drittheil von dem, was in den gewöhnlichen Feuerungsanstalten verbrannt wird, erfodern, allenthalben zum Muster dienen können.

Nicht minder nachahmenswerth sind die übrigen für die Gesammtgemeinde errichteten Anstalten. Die Aufnahme eines Bäckermeisters, wodurch die vielen einzelnen Holz verschwendenden Backofen entbehrlich wurden, das Krankenzimmer in dem Gemeindehause, die Badeanstalt in demselben und am Bache, das Flachsbrechhaus, die Küche zur Bereitung der rumfordischen Suppe und diese selbst, der Getreidevorrath und die Art, ihn aufzubewahren, endlich die polizeilichen Anstalten in der Gemeinde; wo ist ein Dorf, welches dieses oder Aehnliches besitzt, und welches nicht alle Ursache hätte, es wenigstens zum Theil nachzuahmen? und wem könnte es noch unerwartet sein, die Gemeinde Wiesenbrunn nach allem dem, was für dieselbe, außerdem, was Graf von Ranfels gethan hat, für sie größtentheils nach ihrem eigenen Willen und Entschlusse und durch sie selbst geschehen ist, mit so großer sowohl innerer als äußerer Glückseligkeit ausgestattet zu finden, als der Verfasser dieses Buches sie im Jahre 1832 gefunden hat.

Und mit allen diesen nützlichen Anstalten ist der häusliche Zustand der Mitglieder dieser glücklichen Gemeinde in vollkommener Uebereinstimmung. Die meisten derselben sind wohlhabend, manche reich, keines arm. Selbst die meisten Taglöhner befinden sich in einem Zustande vollkommener Behaglichkeit, manche derselben in einem ihrem Stande angemessenen Ueberflusse, der unter dieser Volksklasse, die nur zu oft unter der Last der Armuth seufzet, in allen Gemeinden selten oder beinahe nirgends zu finden ist. Das Bestreben des Pfarrers und des Grafen, die Glückseligkeit ihrer Gemeinde durch Vervollkommnung des sittlichen Zustandes derselben mittels Unterricht der Jugend und Belehrung der Erwachsenen zu gründen und zu befestigen, wurde vorzüglich durch den immer wachsenden Wohlstand mit vollkommen glücklichem Erfolge gekrönt, denn dadurch wurde die Zunahme der Ruhe, Ordnung, Zufriedenheit und Sittlichkeit, wodurch die Gemeinde Wiesenbrunn vor allen Gemeinden des Landes sich auszeichnet, wesentlich erleichtert.

Und zu diesem Zustande gelangte die Gemeinde ohne einige Unterstützung oder Hilfe von Seite der Regierung, sondern ganz allein durch die Hilfe des Grafen von Ranfels, des Pfarrers und einiger weniger Bauern des Dorfes, und durch die Bereitwilligkeit und Empfänglichkeit des größten Theiles der Gemeindeglieder, wodurch sie die Zweckmäßigkeit der zu ihrem Wohle vorgeschlagenen Mittel zu erkennen vermochten, und zu allem freudig die Hand boten, was die Anwendung derselben erleichtern und ihre Wirksamkeit befördern und sichern konnte. Aber wodurch war die Gemeinde zu dieser Einsicht und Empfänglichkeit gelangt, welche, wie wir nur zu oft zu bemerken Gelegenheit haben, den meisten Bauerngemeinden mangeln? Unstreitig hatte sie diese guten und seltenen Eigenschaften dem schon früher ihrer Jugend zugekommenen guten Schulunterricht zu danken, den der würdige Pfarrer mehrere Jahre lang selbst ertheilte und in der Folge durch den von ihm gebildeten Schullehrer Weismann fortgesetzt hatte, eine für jede Regierung und für jede Gemeinde höchst merkwürdige Thatsache. Will jene das Volk seinem wahren Wohle entgegenführen und will sie die Vorurtheile besiegen, welche durch lange Gewohnheit ihrem Zwecke entgegenstehen, so wird sie diesen nicht besser und sicherer erreichen, wenn sie dasselbe vorher durch guten und zweckmäßigen Schulunterricht aufgeklärter und empfänglicher für das wahrhaft Gute gemacht hat. Schon aus dieser Ursache allein muß die Sorgfalt für gut eingerichtete Schulen einer der ersten und wichtigsten Gegenstände einer wahrhaft väterlichen Regierung sein, denn sie wird so lange ihren Zweck, das Volk wahrhaft zufrieden und glücklich zu machen, nur unvollkommen erreichen, so lange sie dem Unterrichte desselben nicht die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und beide mit Erfolg widmet. Aber die Gemeinden selbst müssen für diesen Zweck thätig mitwirken. Kein Staat ist, wie Pfarrer Ehrmann seiner Gemeinde sehr richtig bemerkte, reich genug, um für den Bedarf aller Landschulen auf eine befriedigende Weise zu sorgen, wenn die Gemeinden nicht selbst den größten Theil der dafür erforderlichen Mittel herbeischaffen, und der Wille dazu kann nur in solchen Gemeinden fehlen in welchen aus Mangel früheren Unterrichtes die Unwissenheit und die daraus hervorgehende Gleichgiltigkeit oder wohl gar Widerwille gegen die Schule vorherrschend ist. In diesem Falle dürfte wohl auch einiger Zwang zu rechtfertigen sein. Daß beinahe jede Gemeinde mehr oder weniger dazu im Stande ist, wenn sie nur will, beweisen die in diesem Buche han-

delnden Gemeinden Wiesenbrunn und Hohenbuchen, und eben diese Gemeinden sind ein sprechendes und überzeugendes Beispiel, von welcher segenvollen Wirkung ein gemeinsames Bestreben sein kann. Aber die Gemeinde Wiesenbrunn hatt nicht allein für den Unterricht und die Bildung ihrer Jugend Sorge getragen, sie hat durch diesen Gemeinsinn auch noch manche ihr höchst nützliche Anstalt gegründet, und durch diesen Aufwand hat ihr Gemeindevermögen keineswegs gelitten, es hat vielmehr, ebenso wie das Vermögen der einzelnen Gemeindeglieder während dem fortwährend zugenommen.

Uebrigens mögen wohl viele der ärmeren Gemeinden außer Stand sein, selbst für den Bestand ihrer Schule und den zureichenden und anständigen Gehalt ihrer Lehrer zu sorgen, und diese mögen dann wohl Anspruch an den Staat auf Unterstützung machen. Wie wünschenswerth ist aber hier die Vereinigung aller jener, welchen die Fortschritte des Volkes zur Kultur und Humanität heilig sind, um allmählig durch gemeinschaftliche Beiträge auch den Schulen armer Gemeinden zu einem für ihren Bestand hinreichenden Vermögen zu verhelfen, ebenso, wie die Freigebigkeit unserer frommen Voraltern so viele wohlthätige Anstalten fest und dauerhaft gegründet hat.

Durchgehet, meine lieben Landleute, diese Geschichte aufmerksam, und fragt euch dann: Hat die Gemeinde Wiesenbrunn etwas gethan was nicht jede nicht ganz arme Gemeinde mit Klugheit, Geduld und Beharrlichkeit, wenn sie auch eine ziemliche Reihe von Jahren dazu bedürfen sollte, nicht ebenfalls zu thun im Stande wäre, und ihr werdet diese Frage gewiß mit Nein beantworten müssen. Ahmt sie nach, liebe Landsleute, diese Gemeinde, und ihr werdet gleichen Segen davon haben, und zu gleichem Wohlstande und Glückseligkeit gelangen.

Schluß.

Ich kam einige Jahre später wieder nach Wiesenbrunn. Der würdige Pfarrer Ehrmann war bald nach meiner Abreise von dort in einem sehr hohen Alter gestorben. Graf von Ranfels, der auch für diese Pfarrstelle den Nachfolger vorzuschlagen hatte, wählte dafür den Geistlichen, der, nachdem er dessen Söhne auf der hohen Schule geleitet hatte, wie wir aus dem fünfundfünfzigsten Kapitel wissen, auf die Pfarrstelle auf einem der Güter des Grafen war befördert worden, zum Nachfolger. Er erhielt nunmehr die erledigte einträglichere Pfarr-

stelle in Wiesenbrunn und kaum hätte Ehrmann einen würdigeren Nachfolger erhalten können. In der Folge hatte der Graf nach einer mit dem Pfarrer und dem Schullehrer gepflogenen sorgfältigen Berathung den Entschluß gefaßt, den dafür empfänglichen Landleuten seiner Güter und vor allem dem verständigeren Theile der ältern Schuljugend einen ihrer Fassungskraft angemessenen Unterricht in jenen Theilen der Naturlehre, die für den Landmann vorzüglich nützlich und lehrreich sind, ertheilen zu lassen. Es geschah durch den Schullehrer Hochfeld mit ungemein nützlichem Erfolge. Der Pfarrer ließ noch einen kurzen Unterricht über das Wichtigste des Weltgebäudes, nachdem er schon in dem vom Schullehrer ertheilten Unterricht manches über die Wunder der Schöpfung, und die darin allenthalben sichtbare Weisheit und Güte des Schöpfers eingeschaltet hatte, folgen. Er glaubte, daß nichts mehr als dieses geeignet sei, der Jugend einen würdigen Begriff von der Größe des Schöpfers einzuflößen. Möchte dieses hier mit so glücklichem Erfolge geäußerte Bestreben auch anderswo thätige Nachahmer finden. Allein diese Zweige des Wissens werden leider in der Bildung der Seelsorger und der Schullehrer noch zu sehr vernachläßigt, so wichtig sie auch für die vollkommene Erreichung des Zweckes ihrer Wirksamkeit sind, und wir können vielleicht lange nicht erwarten, dieses in so vieler Hinsicht für das Landvolk wichtige Bildungsmittel angewendet zu sehen. Das Zusammentreffen günstiger Umstände, die wir im Gange dieser Geschichte kennen gelernt haben, machte es unserm der höchsten Verehrung würdigem Kleeblatte möglich, diesen Unterricht in Wiesenbrunn anzuwenden, Ich habe sehr befriedigende Mittheilungen darüber erhalten. Allein es ist sehr zweifelhaft, ob die Umstände und mein schon weit vorgerücktes Alter mir noch Muße und Kraft gewähren werden, sie auch den Lesern dieser Geschichte mitzutheilen. Doch vielleicht wird es mir doch noch möglich, ihr ein neues diesem Unterrichte gewidmetes Bändchen nachfolgen zu lassen. In der Ungewißheit dieser Möglichkeit schließe ich für jetzt diese Geschichte. Möge sie von meinen Lesern mit Nachsicht aufgenommen werden.

Inhalt.

Achtundsechzigstes Kapitel. S. 23.

Art, wie die Bauern in Wiesenbrunn ihren Antheil an der Gemeindeweide urbar machten.

Neunundsechzigstes Kapitel. S. 33.

Von den Wasserabzügen in den Feldern.

Siebzigstes Kapitel. S. 37.

Die Art, wie der Graf von Ranfels ein großes Stück Wald und Sumpf in Acker und Wiese verwandelt.

Einundsiebzigstes Kapitel. S. 42.

Verwalter Müller lehrt die Bauern die guten und schlechten Wiesenpflanzen kennen.

Zweiundsiebzigstes Kapitel. S. 57.

Verwalter Müller empfiehlt den Bau des Wälschkorns.

Dreiundsiebzigstes Kapitel. S. 60.

Verwalter Müller erklärt den großen Nutzen, den die Vermengung der Ackererde mit andern Erden hervorbringt.

Sechsundneunzigstes Kapitel. S. 205.

Mittel, durch welche die Verbesserung des sittlichen Zustandes der Gemeinde befördert wird.

Erfreulicher sittlicher Zustand der Gemeinde, 205, eine Frucht des vortrefflichen Religionsunterrichts des Pfarrers, 206. Zur Beförderung dieses Zustandes dient die von der Gräfin eingeführte Beschäftigung der Jugend, 207.

Siebenundneunzigstes Kapitel. S. 208.

Zustand des Gemeindefondes und des Schulfondes im Jahre 1815.

Zunahme des Gemeindefondes und eine der Ursachen desselben, 208. Aehnliche Zunahme des Schulfondes und Einnahmsquellen desselben, 210.

Achtundneunzigstes Kapitel. S. 211.

Es wird eine Badeanstalt errichtet und ein Wald gekauft.

Der Gerichtsarzt macht auf den Nutzen des Badens aufmerksam, und der Graf beschließt, eine Badeanstalt zu errichten, 211. Der Schulz zeigt den Kauf eines Waldes an, der das dafür nöthige Holz liefern kann, und spricht von der nützlichen Wirkung des Schwimmens, 212. Der Arzt bestättigt es und wünscht das Kaltbaden auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt, 213. Es wird für dieses ein Badeplatz ausgemittelt und zugleich die Errichtung einer Badstube beschlossen, 213. Es wird ein Badeplatz am See und ein anderer für das weibliche Geschlecht am Bache und eine Badestube hergestellet, 215.

Neunundneunzigstes Kapitel. S. 217.

Der Schulz Kramer stirbt.

Kramer vermuthet bei zunehmender Altersschwäche sein nahes Ende und nimmt Abschied von dem Grafen, 217. Theilnahme des Grafen und der Gräfin, und Tod und Begräbniß Kramers, 219.

Hundertes Kapitel. S. 220.

Nachricht von der Schule in Hohenbuchen.

Ein Bauer von Hohenbuchen gibt Nachricht von der allmäligen Bildung des Schulfonds seiner Gemeinde und von ihrer Schule, 220. Bemerkungen über die Wirksamkeit der Geistlichkeit für Beförderung ähnlicher Zwecke, 222. Nothwendigkeit der Mitwirkung der Gemeinden, 222. Der Pfarrer zeigt, daß diese durch vorausgehenden guten Schulunterricht dafür willig gemacht werden können, 222. Der Graf bemerkt, daß, bis diese Bereitwilligkeit eintritt, sie durch Regierungsverfügungen ersetzt werden muß, 223.

Hunderterstes Kapitel. S. 225.

Vermächtniß des Schulzen Kramer und Stiftung der Aufbewahrungsanstalt für kleine Kinder.

Der Schulz bestimmt ein Kapital, von dessen Zinsen Bauerssöhne, die in die Fremde gehen wollen, Reisegeld erhalten können und ein anderes für eine Aufbe-